Das Meer

Zwanzig nautische Novellen

von

Ewald Gerhard Seeliger

L. Staackmann Verlag Leipzig

163

25

Das deutsche Dekameron

Das Meer

Das deutsche Dekameron

Die hundert Novellen des Ewald Gerhard Seeliger

Band 1

Die nautische Reihe

Das Meer

Zwanzig nautische Novellen

von

Ewald Gerhard Seeliger

1915

L. Staackmann Verlag Leipzig

4. bis 6. Tausend

Copyright 1915 by L. Staackmann, Leipzig

RBR
Jantz
#1245

Doch er ſtehet männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe ſpielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit ſeinem Herzen:
Herrſchend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet, ſcheiternd oder landend,
Seinen Göttern.

Goethe

Zwanzig numerierte Exemplare wurden auf van Geldern abgezogen und in Leder gebunden. Preis der Luxusausgabe Mk. 20.-
Einband und Titelzeichnung von Professor Walter Tiemann

Inhaltsverzeichnis

1. Die Treue des Ombosis 9
2. Poseidons Rache 21
3. Abizor der Große 37
4. Dionys von Phokäa 51
5. Die Siegerin 61
6. Sindbads letzte Reise 72
7. Freydis Rothaar 83
8. Gülhane 96
9. Die Aalsuppe 109
10. Die Insel Bimini 124
11. Jaques Corpulents Testament 138
12. Die Entführung von Madeira 150
13. Der weibliche Adelspursch 172
14. Die Windstille 185
15. Der König von Ratonneau 201
16. Die Freiheit des guten Herzens 213
17. Königin Fanny 227
18. Der Südkaper 237
19. Der Kampf um das Boot 249
20. Im tiefen Traum 256

Die Treue des Omboſis

Pharao Menephta ſaß auf ſeinem Thron in der rieſigen Säulenhalle des thebaniſchen Palaſtes, und vor ihm lag, das Antlitz auf die ſpiegelblanken Syenitflieſen gebeugt, Omboſis, der Kommandant der öſtlichen Nilflotte, und harrte der Befehle ſeines Herrn. Lautloſe Stille ruhte über der glänzenden Verſammlung, als der Pharao, dem ſeine Untertanen göttliche Verehrung erwieſen, zu ſprechen begann.

„Höre, Omboſis, du getreuer Knecht! Eile und zeuch hinauf gen Baal-Zephon. Daſelbſt nimm drei meiner beſten Schiffe und ſtoße alſobald ab, auf daß du fahreſt in das Land Punt. Führe auch mit dir die Geſchenke, die ich meinem Freunde und Bruder, dem Könige jenes Landes, zugedacht habe. Nimm auch zu dir den heiligen Papyros, darauf ich meine Grüße geſchrieben und mein Siegel gedrückt habe. Denn du kennſt wie kein anderer meiner Knechte die Wellen, den Wind und die Untiefen des Meeres. Dreimal ſchon haſt du den Weg gemacht, ohne daß dir ein Unfall begegnet iſt, dieweil mein göttlicher Schutz allezeit bei dir war. Auch diesmal wird dich meine Hilfe ſicher geleiten. Erhebe dich und eile, auf daß du zurückkehrſt."

Damit ſenkte er gegen ihn ſein goldnes Zepter, das mit dem himmliſchen Symbol der geflügelten Sonnenſcheibe gekrönt war.

Omboſis ſtand auf, wagte aber nicht, die Augen zu erheben. Eine Schar Prieſter eilte mit den Geſchenken herbei. Sie machten zweiundzwanzig Traglaſten aus, eine jede in feſte Papyrostücher gehüllt. Der alte Oberprieſter des Ra, der niemals von der Seite des Pharaos wich, legte nun den Papyros, darauf die königliche Botſchaft mit

heiligen Zeichen geschrieben stand, in die Hände des Gesandten. Sklaven schlichen lautlos heran, ließen sich die Geschenke auf die gebeugten Nacken legen und ordneten sich zum Zuge.

Aller Augen richteten sich jetzt auf Ombosis, der mit ehrfürchtiger Verneigung den Papyros an seine Brust gedrückt hielt. Nun richtete er sich auf, reckte sich empor Ombosis, der Seemann und Krieger. In seinem Körper wohnte die Kraft des Löwen und die Geschmeidigkeit des Delphins. Seine Faust war rasch und sein Auge scharf. Sein Denken war der Gehorsam gegen seinen Herrn. Also war sein Wort kurz und gerade wie sein erzenes Schwert, das er an der Hüfte trug. Und war seine Stimme sonst hart und scharf, das Brausen des Sturmes und den Lärm der Feldschlacht zu übertönen, hier vor dem Angesicht des Herrn der Gerechtigkeit, des Lebens und des Todes wurde sie sanft vor Demut.

„Ich gehorche!" sprach Ombosis und verneigte sich dreimal.

Mit einer gnädigen Handbewegung ward er verabschiedet. Unter seiner Anführung verließ der Zug die Halle, während die Priester dem bösen Gotte Python, dem Beherrscher des Meeres, ein Weihrauchopfer darbrachten.

In Baal-Zephon, der ägyptischen, von Phöniziern gegründeten Hafenstadt am Schilfmeer angekommen, wählte Ombosis daselbst zwei Dreißigrojer und einen Vierzigrojer, starkgebaute und neue, aber schon seeerprobte Schiffe, belud sie mit den zweiundzwanzig Lasten der Geschenke, nahm für jeden Remen zwei Phönizier, die dem Pharao untertan waren, für jede Rahe aber drei Phönizier an Bord, die Segel zu bedienen, prüfte jedes Tau und jede Planke, auch den Proviant, und stach in See.

Jedes der drei Schiffe führte ein breites Segel zwischen zwei wagrechten Rahen, die fast die Länge der Schiffskiele hatten. Die Schiffe maßen soviel Ellen, wie sie Remen besaßen. Der starke Mast, der die

beiden Rahen trug, ſtand in der Mitte des Schiffes zwanzig Ellen hoch. Die Planken waren aus feſtem Zedernholz gezimmert. Ein armdickes Papyrostau lief mittſchiffs über vier hohe Böcke vom ſcharfgeſchnittenen Bug bis zum ſchöngeſchwungenen, reichverzierten Heck und ſtärkte, feſtgezurrt und gut ſteifgeſetzt, den Längsverband des ganzen Schiffskörpers. Zwei ſtarke, an neun Ellen lange Remen, in kräftigen Dollen liegend, an feſten Pfoſten aufgehängt und durch einen Hebel miteinander verbunden, bildeten das Ruder, das ein einziger Mann imſtande war zu bedienen. Bis auf Back und Schanze, unter denen ſich je zwei kleine Kammern befanden, waren die Schiffe ungedeckt. Die Ladung lag auf dem flachen Kiel, die Rojer ſaßen daneben in zwei langen Reihen und handhabten ihre vier Ellen langen Remen ununterbrochen nach dem Takte, den der Gehilfe des Steuermanns mit einem Hammer auf einem erzenen Schilde angab. Schlug er dreimal kurz hintereinander, ſo war dies das Zeichen der Ablöſung.

Der ſtarken Beſatzung wegen konnte nur für drei Tage Proviant mitgenommen werden. Omboſis jedoch kannte die Stationen, wo es an der Küſte Friſchwaſſer gab, als weitgereiſter Seemann ganz genau. Die Phönizier, die das Rote Meer ſchon ſeit vielen hundert Jahren ſtark befuhren, hatten dieſe Plätze ausgekundſchaftet und angebaut. Alſo daß da, wo ſüßes Waſſer floß, auch Dattelpalmen wuchſen.

Hin und wieder überholte Omboſis phöniziſche Schiffe, oder er begegnete ſolchen, die aus dem Lande Punt oder aus Indien kamen, das noch dreißig Reiſetage hinter Punt lag. Sobald ſie die drei weißen Papyrosſegel mit den roten Zeichen des Pharao erkannten, ließen ſie die Remen ruhen und lagen in Ehrfurcht ſtill, bis die Flotte vorüber war.

Am zwölften Tage erreichte Omboſis die bergige Dattelinſel, die

unbewohnt, weitab vom Strande lag und von einem Kranze gefährlicher Klippen umgeben war. Er griff selbst zum Ruder und brachte den Vierzigrojer sicher durch die schäumende Brandung ins ruhige Wasser. Hier wuchs eine Überfülle von Palmen und andern Bäumen, an denen reife Früchte in Menge hingen. Denn die Phönizier kamen selten an diese Insel, ihrer großen Gefahren wegen, dieweil sie nur Kaufleute und keine Helden waren.

Am zwanzigsten Tage durchschiffte Ombosis das Tor der Stürme und hielt sich von da ab in der Richtung gegen Morgen. Ehe er aber das Land Punt erreicht hatte, erhob sich ein gewaltiger Sturmwind, der das Meer aufrührte und Wogen wie Hügel daherwälzte. Die Phönizier verzagten, ließen ab vom Rojen und schrien zu Baal. Der Steuermann beschwor Ombosis, zu landen und die Schiffe aufs Trockne zu ziehen, bis der Sturm vorüber wäre.

„Schweig still, du Tropf!" schrie Ombosis ihn an. „Sieh an die Küste, die steil emporstrebt, und verstumme mit deinem Gewinsel! Euer Baal ist ein Gott für die Feigen! Pharao, der gewaltige Herr der Welt, hält die Hand über uns und läßt uns nicht zuschanden werden!"

Damit zog er sein Schwert und schmetterte es gegen das tönende Erzschild, daß es wie Donnerton erklang und das Gebrüll der Wogen und das Geheul des Sturmes überjauchzte. Mit der Linken aber packte er den Hebel der Ruderung und drehte das Schiff wider die ankommende See. Das Segel wurde geborgen. Die Rojer griffen wieder zu ihren Remen und hielten das Schiff von der gefährlichen Küste ab. Die beiden andern Schiffe folgten dem Beispiel und blieben in Sicht. Einen Tag, eine Nacht und noch einen Tag peitschten die Remen unablässig die tobenden Wogen, bis endlich die Macht des Sturmes gebrochen war.

Am sechsundreißigsten Tage erreichten sie das Land Punt, luden

die zweiundzwanzig Lasten aus und zogen die Schiffe auf den Ufersand. Dann ordnete Ombosis den Zug. Die Hälfte seiner Leute ließ er bei den Schiffen zurück. Auf die Rücken der andern lud er des Pharaos Geschenke. Denn bis zum Palast des Königs war noch eine halbe Tagereise. Als die schützenden Hüllen fielen, kamen zum Vorschein kunstvolle Webereien und buntgefärbte Gewänder aus Linnen und Papyros, erzene mit Edelsteinen verzierte Waffen und Geräte, geschliffene Glaspokale, köstlich geschnittene Opale, goldene und silberne Ketten, Armbänder und Ringe, gelber Bernstein, zierlich bemalte Gefäße aus Ton und heilkräftige Tränke.

Wiederum schritt Ombosis dem Zuge voran, an seiner Brust des Pharaos heiligen Papyros.

Der Palast des Königs von Punt lag auf einem sanften, von Palmen gekrönten Hügel. Viel Volk begleitete den Zug, folgte ihm und lief ihm voraus, also daß der König bald Kunde von der Ankunft des Gesandten erhielt. Er empfing Ombosis, auf seinem goldenen Thron sitzend, neben dem zwei riesige Elefanten standen. Sein ganzer Hofstaat war um ihn versammelt. Ombosis verneigte sich, breitete die Geschenke aus und verlas die Worte des Pharaos, zuerst in ägyptischer Sprache, dann in der Sprache des Landes Punt, der er wohl mächtig war.

Außer sich vor Entzücken stieg der König vom Throne herab, betastete die Geschenke, deren Kostbarkeit ihm über alle Maßen deuchte, und hieß herbeibringen Gold, Silber, Elfenbein, Ebenholz und andere seltene Hölzer, lebende Weihrauchbäume in Kübeln, Weihrauchharz, Kassiarinde, possierliche Affen und bunte, singende Vögel in Käfigen und Felle von Tigern und Leoparden.

Und als er all diese Herrlichkeiten überschaute, dünkte es ihm noch zu wenig zu sein. Also griff er in den Haufen seiner Kinder und Sklavinnen und holte an seiner Hand eine Jungfrau heraus, die

war so schön wie der Mond, schlank wie die Gazelle und sanftmütig wie die Taube. Ihre Haut hatte die Zartheit und Farbe des reifenden Pfirsichs, ihr Haar war braun wie das Dunkel des Abends, ihre hellen Augen leuchteten wie zwei milde Sonnen, und ihr Mund war wie die Knospe der Lotosblume.

„Höre," sprach der König zu Ombosis, indem er ihm die Jungfrau zuführte, „und schaue sie an."

Ombosis gehorchte, schlug aber sofort, von ihrer himmlischen Schönheit geblendet, die Augen nieder.

„Sie heißt Siat," fuhr der König mit zärtlicher Stimme fort, „das ist die Morgenröte, sie ist das Kind meiner einzigen Schwester, sie ist die schönste Blume meines Landes und steht meinem Herzen am nächsten von allen, die du hier versammelt siehst. Bringe sie zu Pharao und sage ihm, ich hätte ihm nun alles gegeben, was ich besitze. Also wert ist mir seine Freundschaft. Nimm sie mit dir, bewahre sie vor aller Not und Fährnis und bitte deinen Herrn, meinen Freund und Bruder, er möge sie an seinem Herzen ruhen lassen. Denn sie ist schön, selbst einen Pharao zu beglücken."

Darauf gab der König ein großes Fest und ließ von seinen Sterndeutern eine Antwort an den Pharao aufsetzen, die in chaldäischen Zeichen auf ein weißgegerbtes Lammfell geschrieben wurde. Das barg Ombosis auf seiner Brust. Schon am nächsten Morgen kehrte er zum Strande zurück. Die Jungfrau ruhte in einer purpurnen, mit dichten Schleiern verhängten Sänfte. Zwei schwarze Sklavinnen begleiteten sie. Ombosis schritt hinter der Sänfte, die Hand am Schwerte. Den Beschluß machten die Schiffsleute mit den Geschenken.

Noch an demselben Tage wurden die Schiffe zu Wasser gelassen. Siat wurde in ihrer Sänfte an Bord des Vierzigrojers getragen und fand mit ihren beiden Sklavinnen in den Kammern unter der Back ihr Obdach für die Zeit der Reise.

„Sie ist des Pharaos!" sprach Omboſis drohend zu den Phöniziern. „Wer sein Auge zu ihr erhebt, der muß des Todes sterben."

Am nächsten Morgen stießen sie ab und schifften den Weg zurück, den sie gekommen waren. Keiner der Phönizier wagte, auch nur einen Blick auf die Jungfrau zu werfen, die am Tage unter dem Zelte saß, das ihr Omboſis auf der Back hatte aufschlagen lassen, und dem Spiel der Wellen zuschaute. Auch Omboſis erhob seine Augen nicht zu ihrem Antlitz und hielt seine Lider stets gesenkt, wenn er mit ihr sprach. Nur ihre weißen, schlanken Füße sah er, über deren zierlichen Knöcheln goldene Ringe klangen, und ihre Stimme hörte er, die sein in Sturm und Kampf gehärtetes und erprobtes Herz wundersam bewegte.

Des Pharaos fernreichender Schutz war auch weiterhin mit ihm. Ohne Unfall lief die Flotte durch das Tor der Stürme ins Rote Meer. Hier aber wurde die Luft schwül und drückend. Schlaff hingen die Segel. Und Siat schlug den Schleier, der ihr Gesicht bedeckte, weit öfter zurück als bisher.

Als Omboſis am zwanzigsten Tage von der hinteren Schanze aus nach der Dattelinsel Ausschau hielt, die bald im Kurse auftauchen mußte, sah er zum zweitenmal in Siats Augen. Und sie fing seinen Blick von ungefähr auf und lächelte ihm zu. Da dünkte sie ihm so schön, daß er zum erstenmal seine Treue gegen den Pharao vergaß und ihrer begehrte.

In diesem Augenblick ballte sich hinter der Flotte schwarzes Gewölk empor, die Luft wurde dick und unsichtig, Blitze zuckten hernieder, Donnergebrüll sprang hinterdrein, und ein Sturm kam dahergefahren, der das Meer bis auf den Grund zu Gischt zerwühlte. Die drei Schiffe wurden von einander getrennt. In Fetzen flog das Segel davon. Die Rojer ließen die Remen fahren, warfen sich aufs Angesicht und schrien zu Astarte. Wieder schlug Omboſis mit dem

blanken Schwert auf das Erzschild. Allein es zersprang beim ersten Schlage. Unter seinen Fäusten zerbrach das Ruder. Wie entfesselte Löwen stürzten sich die Wogen über den niedrigen Bord. Kurz voraus kam eine Brandung auf. Mit der letzten Kraft lief das Wrack darauf zu, und die Wogen schleuderten es krachend auf die Klippen. Die dicke Längstrosse riß, als sei sie aus Spinnenfäden zusammengedreht. Mitten entzwei brach der Kiel. Die gellenden Schreie der Sinkenden wurden verschlungen von dem Gebrüll des Sturmes und dem Geheul der Wogen.

Omboſis war, als nichts mehr den Untergang des Schiffes aufhalten konnte, auf die Back gestürzt, hatte die ohnmächtige Siat an sich gerissen und war mit ihr über Bord gesprungen. Sein gewaltiger Arm bot dem Wüten der Brandung Trotz. Glücklich erreichte er ruhiges Wasser, einen trocknen Strand und duftiges, von Blumen durchwirktes Gras. Hier bettete er die Jungfrau nieder und stürzte sich von neuem in die Brandung, um die beiden Sklavinnen zu retten. Allein sie waren längst in den schäumenden Abgrund gerissen worden. Nur drei Phönizier hingen noch wie Kletten an den Trümmern des Kiels und an den Klippen und schrien um Hilfe.

Und er half ihnen ins ruhige Wasser, wo sie sich allein aufs Trockne retteten.

Am nächsten Morgen sah Omboſis, daß es die Dattelinsel war, an der sie Schiffbruch gelitten hatten, und schöpfte frischen Mut. Einen der Phönizier sandte er auf die höchste Bergspitze, damit er nach den beiden andern Schiffen Ausschau hielte. Er selbst aber hieb mit seinem Schwerte Palmzweige ab und hieß die andern beiden Phönizier daraus eine Hütte bauen. Dorthinein bettete er Siat, die allmählich von ihrem Schrecken genas.

Ohne die Schiffe gesichtet zu haben, kehrte der Ausguckmann am Abend zurück.

Nun befahl Omboſis den dreien, die Schiffstrümmer, die das Meer an den Strand geworfen hatte, zu ſammeln, auf die Spitze des Berges zu tragen und ein Feuer anzuzünden. Und ſie gehorchten, während er zum Schutze der Jungfrau zurückblieb. Sie fanden auch die Sänfte am Strande, unverſehrt und von Wind und Sonne getrocknet, brachten ſie herbei und ſtellten ſie in die Hütte.

Das Feuer flammte vergeblich in die Nacht hinaus. Darum errichtete Omboſis ſelbſt am nächſten Morgen aus Baumſtämmen, die er mit ſeinem Schwerte bearbeitete, ein weithin ſichtbares Mal und hieß die drei Phönizier das Feuer am Abend mit Gras und Palmwedeln wieder entfachen.

Allein ſie gehorchten ihm nicht, ſteckten vielmehr die Köpfe zuſammen und hielten Rat, wie ſie Omboſis erſchlagen und die Jungfrau in ihre Gewalt bekommen könnten. Omboſis aber, der am Abend auf den Berg geſchlichen war, um die Urſache zu ergründen, warum das Feuer nicht brannte, belauſchte ihre böſen Ratſchläge, zog ſich zurück und war auf der Hut. Am Morgen, als ſie vom Berge herunterkamen, verſteckte er ſich hinter der Hütte. Und als ſie, mit dicken Knütteln bewaffnet, herbeieilten und die Jungfrau mit roher Gewalt aus der Sänfte riſſen, ſprang Omboſis hervor und erſchlug ſie alle drei auf der Stelle ihres Frevels. Die Leichen warf er ins Meer.

Siat ſank ihm zu Füßen und bedeckte ſeine Hände mit Küſſen. Und zum andern Male verleugnete er die Treue gegen ſeinen Herrn und begehrte ihrer. Doch alſobald kam er zur Beſinnung und ſtieß ſie rauh von ſich. Da ſank ſie zu Boden, weil ſie ſeinen Zorn nicht verſtand, und weinte bitterlich. Er aber lief davon und ſchürte die ganze Nacht das Feuer auf dem Berge, daß es hellauf loderte und weit aufs Meer hinaus winkte. Und die beiden Dreißigrojer, die der Sturm weit nach Norden verſchlagen hatte, ſahen das Zeichen und kehrten um.

Omboſis ſchürte das Feuer die ganze Nacht und hatte hart zu ſchaffen, daß es nicht verlöſchte. Die ganze Nacht auch kämpfte er wie ein Held gegen die Untreue in ſeinem Herzen. Aber je mehr er ſie bekämpfte, um ſo ſtärker wurde ſie. Als der Morgen kam, wußte er, daß er Siat in alle Ewigkeit begehren müſſe, er würde denn ſterben. Alſo war er in dieſelbe Schuld gefallen wie die drei Phönizier. Und er griff an ſein Schwert und ſprach ſich dasſelbe Urteil, das auch ſie dahingerafft hatte.

Allein er kehrte zurück, um Siat noch einmal wiederzuſehen. Er traf ſie vor der Hütte, die ſtrahlenden Blicke von Tränen verſchleiert, legte die Hand über ſeine Augen, bat ſie hineinzugehen, trat hinter die Hütte und hob ſein Schwert, um es ſich ins Herz zu ſtoßen. Doch als die Spitze des ſcharfen Erzes ſein zuckendes Herz berührte, verging ihm die Kraft. Denn Siat war ihm gefolgt und hatte die Hand auf ſeinen Arm gelegt. Ihre Augen waren voll Schmerz und Trauer.

„Was tuſt du?" ſeufzte ſie. „Willſt du mich verlaſſen?"

Da riß er ſein Schwert heraus, daß ein Blutſtrom aus der klaffenden Wunde ſprang, ſchleuderte es von ſich und brach ohnmächtig zuſammen.

Als er die Augen wieder aufſchlug, ſah er ihr Angeſicht dicht über dem ſeinen. Und ſie küßte ihn. In ihrer Sänfte lag er, aufs weichſte gebettet. Sie hatte den Blutſtrom mit Heilkräutern und Linnen geſtillt. Und ſie küßte ihn wieder und immer wieder, weinend und glücklich, daß er wieder zum Leben zurückgekehrt war, und er hatte nicht die Kraft, ſie von ſich zu ſtoßen. So lag er wund bis auf den Tod, und ſie pflegte ſeiner bis an den Abend.

Da ſtießen die beiden zurückgekehrten Schiffe an den Strand, nahmen ihn und die Jungfrau an Bord, verproviantierten ſich und gingen wieder in See. Am zwölften Tage erreichten ſie Baal-

Zephon, ohne daß Omboſis ein einziges Wort geſprochen hätte. Siat ſandte ſchnelle Boten mit dem Lammfell des Königs von Punt und den Geſchenken nach Theben und folgte ihnen mit Omboſis, der krank und ſiech in der Sänfte lag.

Vor dem Palaſt des Pharaos aber ſtieg er aus, wankte über die glatten Flieſen und warf ſich am Throne nieder. Dreimal ſchlug er die bleiche Stirn gegen die Steine und rief: „Töte mich, Herr der Gerechtigkeit, des Lebens und des Todes, denn ich habe an dir gefrevelt. Dreimal begehrte ich Siat, die für dich beſtimmte, dreimal begehrte ich ſie, und ich begehre ſie noch. Darum zertritt mich, o Herr, wie einen Wurm, der zu deinen Füßen liegt."

Und alle, die ſolches hörten, entſetzten ſich ob dieſer furchtbaren Sünde. Sogar das Antlitz des Pharaos verfinſterte ſich. Siat aber, die Omboſis gefolgt war, trat furchtlos an ſeine Seite und erzählte, was ſich begeben hatte. Und da der Pharao ſie anſchaute, leuchtete ſein Antlitz über ihre Schönheit.

„Töte ihn nicht!" bat ſie, und warf ſich vor dem Throne nieder.

Da trat Pharao Menephta die Stufen des Thrones herab, berührte mit ſeinem Zepter die Häupter der Liegenden und ſprach: „Stehet auf, ihr Treuen! Wo bliebe meine Göttlichkeit, wenn meine Gnade nicht tauſendmal weiter reichte als die Gnade aller Könige dieſer Welt?"

Darauf fügte er ihre Hände ineinander und küßte ſie beide auf die Stirn.

Und Siat umfing Omboſis in bräutlichem Glück, ſchmiegte ſich ſanft an ſeine Bruſt und legte ihren Mund auf den ſeinen.

Da aber zerſprengte die Blutwelle des Glücks das Herz des wunden Mannes, und er brach in ihren Armen tot zuſammen.

Ihm war geſchehen, wie er begehrt hatte.

Um die Treue dieſes Toten zu ehren, gebot Pharao Menephta

eine dreizehntägige Landestrauer. Dann ließ er Omboſis in der Totenſtadt fürſtlich beſtatten und befahl ſeinen Hofmalern, die Totenkammer aufs beſte auszuſchmücken. Und ſie zeichneten auf ihre Wände die drei Schiffe, mit denen Omboſis nach dem Lande Punt gefahren war, mit leuchtenden, unvergänglichen Farben und ſetzten darunter mit den heiligen Zeichen der Prieſterkaſte ſeine wunderbare Geſchichte und ſeinen Lobgeſang.

Die höchſte Ehre aber wurde ihm zuteil, als der Pharao Siat, nachdem die vierzig Tage ihrer Witwentrauer verfloſſen waren, an ſein Herz nahm.

Und er hatte ſie lieber als alle ſeine andern Frauen.

Poseidons Rache

Als Odysseus sein Haus von den Freiern gesäubert hatte, setzte er sich nieder und erzählte Penelope, seiner Gemahlin, die am unvermeidlichen Webstuhl saß, und Telemachos, seinem Sohne, den sie in seiner zwanzigjährigen Abwesenheit erzogen hatte, seine höchst verwunderlichen Erlebnisse. Auch Eumäos, der männerbeherrschende Sauhirt, durfte zuhören, da es sich inzwischen herausgestellt hatte, daß er aus königlichem Geblüt war. Denn zu jener glücklichen Zeit waren die Könige noch nicht so rar wie heute.

Und Odysseus berichtete von den kuriosen Lotophagen, von Polyphem, den er listig geblendet haben wollte, von dem Windschlauch des Aolos, von den fabelhaft wilden Lästrygonen, die elf seiner Schiffe vertilgt haben sollten, von Kirke, der tückischen Zauberin, von der grenzenlos schauerlichen Fahrt zum Okeanos, von den männerlüsternen Sirenen, von der schrecklichen Engnis zwischen Skylla und der Charybdis, von den heiligen Sonnenherden auf Thrinakia, von der Scheiterung seines letzten Schiffes und von seiner Rettung zu Kalypso.

All diese tollen, unglaublichen Dinge erzählte er, ohne mit der Wimper zu zucken, daß Telemachos die kalten Schauer den Rücken hinabliefen, daß sich des braven Eumäos graues Haupthaar nach allen Windrichtungen sträubte und daß sogar Penelope ihr Weben für eine kurze Zeit unterbrach.

Drei Tage lang erzählte Odysseus seine Irrfahrten, ließ Plagen und Strafen in ungeahnter Wucht auf sich herabregnen, schalt kräftig auf Poseidon, mit dessem Zorn er die Abenteuer listig spannend

verband, bis er sich durch ein freundlicheres Geschick an die Gestade der Phäakeninsel Scheria werfen ließ.

Da endlich atmeten Telemachos und Eumäos erleichtert auf, während sich Penelope wieder ihrem Webstuhl zuwandte.

Nun kam Odysseus zu Nausikaa, die den Schiffbrüchigen bekleidet und ihm den Weg zu ihrem würdigen, königlichen Vater Alkinoos gewiesen haben sollte, der das seetüchtige Phäakenvolk in Milde und Weisheit beherrschte. In ihr vereinigte sich der Reiz aller Göttinnen. Und er lobte seine Retterin so sehr, daß sich Penelopes Stirn umwölkte. Aber vom Weben ließ sie trotzalledem nicht.

Telemachos Augen aber glänzten.

„Vater!" rief er begeistert. „Die nehme ich zur Frau oder keine!"

„Herrlich!" seufzte Penelope und schlang einen besonders kunstvollen Knoten ins Gewebe. „Wenn dein Vater sie also preist, dann ist sie deiner würdig."

Und Eumäos nickte dazu.

„Würdig?" fragte Odysseus und griff sich an den Hals, als sei ihm etwas in die unrechte Kehle gekommen. „Würdig ist sie deiner, mein Sohn Telemach. Allein du kommst zu spät. Als ich Scheria verließ, rüstete man ihr bereits das Hochzeitsfest. Der jüngste Sohn des Königs von Paphlagonien hat sie bereits heimgeführt. Schlag sie dir nur aus dem Sinn! Ich habe für dich Philedra bestimmt, die älteste Tochter meines Waffenbruders Diomedes in Argos. Wir haben es schon vor Ilion miteinander ausgemacht. Sobald der Winter vorüber ist, rüste ich dir ein Schiff, auf daß du sie heimführest und Diomedes berichtest, daß ich glücklich nach Ithaka zurückgekehrt bin. Eumäos wird dich begleiten."

Als die Frühlingsstürme verbraust waren, gingen Telemachos und Eumäos in See, um nach Argos zu schiffen. Rüstige Männer aus Ithaka schwangen die eschenen Remen, das Schiff nach Süden hin zu

treiben. Am fichtenen Maſt ſpannten ſich die beiden weißſchimmernden, tiefgebauſchten Segel zwiſchen den geflochtenen Riemen. Friſch wehte der Nordwind hinter ihnen drein.

Telemachos und Eumäos ſaßen auf der hinterſten Bank, regierten abwechſelnd das Steuerruder und ſprachen von Philedra, der älteſten Tochter des Diomedes.

Am andern Abend aber ſprang der Wind nach Oſten um und erwuchs geſchwind zum Sturme, gegen den die eſchenen Remen und die Fäuſte derer, die ſie ſchwangen, machtlos waren.

„Poſeidon iſt uns entgegen!" rief Eumäos und legte als frommer Grieche das Ruder herum, damit des Gottes Wille geſchehe.

Alſo fuhren ſie, da der Sturm mit gleicher Stärke anhielt, drei Tage lang nach Weſten. Endlich blies er ſanfter daher, daß Telemachos, der diesmal das Ruder führte, nach dem Willen des Vaters das Schiff wieder nach Süden lenkte. Allein in demſelben Augenblicke wuchs der Wind wiederum zum Sturm an und drohte ſchier das Schiff zu zerbrechen.

Solches geſchah zu dreien Malen.

„Poſeidon gefällt es nicht, daß wir nach Argos ſegeln!" meinte Telemachos betroffen und ließ Eumäos das Ruder.

„Fahren wir alſo nach Scheria zu den Phäaken!" ſprach der und brachte das Schiff wieder auf weſtlichen Kurs.

„Liegt Scheria nach dieſer Richtung?" forſchte Telemachos verwundert.

„Sieben Tage ſind die gaſtfreundlichen Leute mit deinem Vater nach Oſten gefahren," erwiderte der bedächtige Eumäos, „alſo müſſen wir, wenn wir ſieben Tage unabläſſig nach Weſten ſchiffen, ebendahin kommen."

Allein der Wind blieb ihnen günſtig, alſo daß ſie ſchon am ſechſten Mittag die Küſte erreichten. Es war aber die Gegend bei der

Stadt Sybaris in Unteritalien, wo griechische Kolonisten friedlich zwischen den eingeborenen Barbaren wohnten. Sanftgehügelt, grün und lieblich war das Ufer. Nicht weit von ihrem Kurse zog ein Fischer an seinem reichgefüllten Netz.

„Scheria?" schrie Eumäos durch die gekrümmten Hände zu ihm hinüber.

„Scheria!" brüllte der Fischer zurück und wies mit dem Daumen die Küste hinunter.

„Alkinoos?" schrie Eumäos.

Der Schiffer nickte und streckte den Daumen.

„Nausikaa?" fragte Telemachos, als sie dicht bei ihm vorüberstrichen.

Jetzt begnügte sich der Fischer damit, alle fünf Finger nach derselben Richtung zu spreizen.

Gegen Abend sahen sie am Ufer eine Stadt und stießen zum Hafen, wo schon viele andere Schiffe lagen. Es war aber eine sehr kleine, winzige Insel, an der sie anlegten, die mit Sybaris, der Stadt, durch eine schmale Bogenbrücke verbunden war. Auf dieser Insel stand ein einziges Haus, und das war eine Schenke.

Telemachos sprang zuerst von Bord, um sich nach dem Wege zum Palast des Königs der Phäaken zu erkundigen. Er fragte diesen und jenen im Hafengewühl, aber er erhielt keine befriedigende Antwort. Die Seeleute verstanden nicht die Mundart von Ithaka. Da endlich fand er unter dem bunten, wehenden Leinwandzelte, das den Eingang der Schenke gegen die stechenden Sonnenstrahlen beschützte, einen dickgebauchten, kahlköpfigen, langebarteten Mann sitzen, der vor sich einen großen Krug und einen Holzbecher stehen hatte und sich den Wein ungemischt einflößte wie ein Barbar. Dieser Mann machte ein sehr vertrauenswürdiges Gesicht, und Telemachos wandte sich an ihn.

„Alkinoos?" schmunzelte der Schmeerbauch. „Du stehst vor ihm,

junger Fremdling. Ich bin Alkinoos, der König von Scheria. Tritt ein und labe dich. Nauſikaa wird dir ungemiſchten Wein kredenzen. So du ihn aber nicht verträgſt, trinke lieber gemiſchten."

„Nauſikaa?" fragte Telemach entſetzt.

Da trat ſie ſelbſt in die Tür. Und als Telemachos ſie anſah, verging ſofort ſein Entſetzen. Sie hatte die Geſtalt und die Haltung einer Königstochter. Und ihre blauen Augen ruhten mit Wohlgefallen auf dem Fremdling.

„Er ſieht aus wie Odyſſeus!" ſprach ſie zum Vater. „Nur jünger und ſchlanker."

„Schweig mir von Odyſſeus!" polterte Alkinoos, halb gutmütig, halb ärgerlich. „Schweig mir von dieſem Erzlügner! Nicht nur, daß er mir eine ſechsmonatige Zeche ſchuldig geblieben iſt, er hat ſich auch mit zwei Schläuchen meines beſten Cypernweins davongemacht, ohne daß ich ihm glückliche Reiſe wünſchen konnte."

Über dieſe Worte fuhr Telemachos der Schreck dermaßen in die Glieder, daß er ſich auf einen der dreibeinigen Holzſchemel niederſetzen mußte, die um den Marmorblock herumſtanden, der Alkinoos als Tiſch diente.

„Ich möchte nur wiſſen, wo er jetzt herumſumpft!" fuhr er ſanftmütiger fort. „Wem mag er nun ſeine bodenloſen Lügen aufhängen? Denn zuerſt, beim Styx, hab ich ihm geglaubt! Aber allgemach bin ich dahintergekommen. Die Phönizier bleiben weit von der Wahrheit, die Kreter ſind Lügner und faule Bäuche obendrein, aber Odyſſeus lügt ſie beide in Grund und Boden."

Indeſſen war Eumäos herangetreten und hatte das Letzte gehört.

„Odyſſeus lügt?" fragte er aufs höchſte überraſcht.

„Und wie!" lachte Alkinoos, der König von Scheria, wie man ihn in Sybaris nannte, ſog herzhaft an ſeinem Holzbecher und ſchlug ſich auf den Wanſt, daß es knallte. „Sechs Monate hat

er mir den Bauch vollgelogen. Wäre er sonst so dick? Lästrygonen, Lotophagen, Polyphemos, Szylla und Charybdis. Alles habe ich hier drin und kann es nicht mehr los werden. Die tollsten Sachen der Ober- und Unterwelt! Zehn Jahre lang hat er sich in allen Hafenstädten und Kolonien herumgetrieben und von seinen Lügen gelebt. Und die Sache mit dem hölzernen Pferd ist natürlich auch gelogen. Wenn es auf Odysseus angekommen wäre, dann stände Ilion noch heute. Er schlägt die Feinde mit dem Maule tot. Er bringt seine Heldentaten selbst unter die Leute. Gebt acht, er wird sich noch berühmt reden. Er versteht das Geschäft! Das ist ein Kerl, dieser Odysseus von Ithaka!"

Und Alkinoos hielt sich den Bauch und lachte, daß das leichte Leinendach über seinem Haupte Wellen schlug. Jetzt sank auch Eumäos mit einem langen Seufzer auf ein Dreibein und starrte Telemachos kopfschüttelnd an.

„Dies ist Alkinoos, der König von Scheria," sagte der schöngelockte Sohn der Penelope und des Odysseus, indem er auf den lachenden Schenkwirt wies, „und dies ist Nausikaa, seine Tochter."

„Nausikaa?" wiederholte Eumäos geistesabwesend. „Die Königstochter?"

„Kein Wunder!" rief Alkinoos und wies sich gravitätisch auf die Nabelgegend. „Sie hat ja auch einen König zum Vater."

Dann winkte er ihr, und sie brachte Wein. Es kamen andere Gäste, rauhe, durstige Seeleute vornehmlich, aber auch brave, gesittete Bürger aus Sybaris. Da es nun dunkel ward und die Luft kühl vom Meere herauf zog, erhob sich Alkinoos, bot den beiden Fremdlingen seine Gastfreundschaft an und geleitete sie ins Haus. Unter den Bogengängen, die den Haushof mit dem plätschernden Brunnen umgaben, dicht bei den wohlgefüllten Weinschläuchen, trug Nausikaa das Mahl auf. Telemachos sah nur sie, die Holde,

die sich wie Hebe erglühend zu ihm neigte, und vergaß darüber fast das Essen. Eumäos dagegen ließ den wohlgewürzten Speisen volle Gerechtigkeit wiederfahren. So gelang es ihm auch, schließlich seine Bestürzung über die Lügen seines Herrn zu überwinden.

Zudem füllten sich nun die Bogengänge mit Gästen. Bei Alkinoos, dem König von Scheria, kehrte das Schiffsvolk von Osten, Westen, Süden und Norden ein. Was er sagte, gelangte durch seine Gäste bis an die fernsten Gestade. Dorier, Äoler und Jonier, Libyer, Sidonier, Etrusker und Sikuler, Barbaren aus Tartessos und vom thrakischen und vom kimmerischen Chersonesos lagen, hockten und saßen herum, schütteten je nach ihrer Gesittung gemischten und ungemischten Wein in sich hinein, kauten dazu rohe Zwiebeln, Knoblauch, schwarzes und weißes Brot, Tunfisch und kalte Hammelkarbonade und würfelten um ihren Monats- und Wochenlohn, wobei sie in allen Sprachen durcheinander schrien.

Alkinoos stand bei den Weinschläuchen und zapfte einen nach dem andern leer. Nausikaa lief mit Krügen und Bechern hin und her. Hier und da versuchte sie einer zu necken. Aber sie war heut schlecht gelaunt, woran kein anderer als Telemachos schuld war, der sie fortwährend mit seinen Blicken verfolgte.

Plötzlich trat ein Sikuler herein, ein Riese, der alle übrigen Seeleute um zweier Köpfe Länge überragte. Über seiner rechten Augenhöhle trug er ein schwarzes Pflaster, er hatte dieses Auge schon als Knabe bei einer Rauferei verloren.

Der Brunnenrand deuchte ihm eben recht als Sitzgelegenheit, und er heischte von Nausikaa einen Krug ungemischten Weines.

„Polyphemos!" brüllte Alkinoos und winkte ihm freundlich zu. „Bist du endlich wieder da, du wackerer Cyklop? Heraus mit deiner Geschichte und erzähle, wie dich Odysseus von Ithaka geblendet hat."

Der Sikuler ließ sich nicht lange bitten, nahm einen Schluck und

wiſchte ſich den ſtruppigen Bart. Alle drängten ſich um ihn, ſelbſt Eumäos. Nauſikaa aber benutzte die gute Gelegenheit, ſich zu Telemachos hinter die Säule zu ſetzen, wo ſie Alkinoos mit ſeinen Blicken nicht erreichen konnte.

„Ich bin Polýphemos, der Sohn Poſeidons!" begann der Sikuler und trank den Krug mit dem zweiten Zuge leer. „Sind wir nicht alle Poſeidons Söhne, die wir auf dem Meere fahren?"

„Da hat er ganz recht!" rief ein krausköpfiger Sidonier, und ein zuſtimmendes Gebrumm lief durch den ganzen Kreis.

„Ich trieb zwei Hammel auf der Straße," fuhr Polýphemos fort, „da kam Odýſſeus daher mit ſechs andern Strauchdieben, die er ſeine Knechte nannte. Und er handelte mit mir um die Hammel. Als es aber zum Bezahlen kam, hatte er keinen Obolos im Sack. So wollte er mich um das Meine betrügen."

„Wo hatteſt du die Hammel geſtohlen?" ſchrie Alkinoos.

„Ich fand ſie an der Straße!" lachte Polýphemos. „Ich frage ſie, wem ſie zugehörten, aber ſie gaben keine Antwort. Alſo gehörten ſie niemand. Odýſſeus aber wollte ſie mir nehmen und hetzte ſeine Knechte gegen mich. Ich aber jagte ſie alle ſechs in die Flucht. Darob ergrimmte er, hob die Fauſt und ſchlug mich auf das linke Auge, daß das Feuer herausſprützte. Es war ein gar vortrefflicher Schlag! Ich aber nahm meine Zwiebel aus dem Sack, die ich mir für meine Frühmahlzeit eingeſteckt hatte, eine ſehr ſaftige Zwiebel, und warf ſie ihm an den Kopf, daß ſie kleben blieb. Alſo ſchieden wir voneinander. In Mýlä aber erzählte er, ich hätte ſeine Gefährten lebendig verſchlungen, und aus der Zwiebel machte er ſtracks einen Felſen, ſo groß wie ein Berggipfel. Wenn ich das vorher gewußt hätte, er wäre mir nicht ſo billig davongekommen."

„Welch ein Lügner!" rief ein Steuermann aus Cýrene voll Bewunderung.

Und jetzt war kein Halten mehr. Jeder brachte eine neue Lüge des weitgereisten Odysseus ans Licht. Denn seine Lügen hatten sehr lange Beine und waren noch viel weiter als er selbst in der Welt herumgekommen.

Davon waren sie durchaus nicht kleiner geworden.

„Von der Kirke in Panormus hat er sich ein ganzes Jahr lang füttern lassen," schrie ein Etrusker, „und dafür hat er ihr noch einen schlechten Namen angehängt."

„Sie hat nie einen guten Namen gehabt!" wies ihn ein alter Dorier aus Syrakus lachend zurecht.

„Oho!" begehrte der andere auf. „Sie hat die schönsten Sklavinnen an der ganzen Nordküste. Und ihr Haus steht jedem offen. Und eine Zauberin ist sie nicht. Und in Schweine verwandelt sie ihre Gäste auch nicht. Das ist einfach eine Gemeinheit!"

„Sagst du!" schmunzelte der Dorier. „Als ich bei ihr war, hat sie mir mein ganzes Geld aus dem Sacke gezaubert, und als ich endlich mit Hilfe der Götter draußen auf der Straße stand, kam ich mir mit nichten vor wie ein Mensch."

Nun meldete sich ein lesbischer Schiffsführer, der eben erst aus Lacedämon angekommen war.

„He, wißt ihr schon das Neueste von Odysseus?" rief er laut. „Er ist wieder daheim, auf Ithaka. Er fand sein Haus voller Freier, die der Penelope, seinem Weibe, nachstellten. Und nun denkt euch, er hat sie allesamt umgebracht. Mit Pfeilen totgeschossen und mit Spießen hingemordet. Das Blut ist in Strömen geflossen!"

„Das lügst du in deinen Hals!" schrie Eumäos, der Sauhirt, in ehrlicher Empörung.

„Ich lüge nicht!" brüllte der Lesbier erbost. „Mir erzählte es Drepontios von Samothrake. Der war kürzlich in Ithaka gewesen und hat es aus des Odysseus eigenem Munde gehört."

„Dann log Dreponios!" behauptete Eumäos ſchlankweg.

„Oder Odyſſeus!" lachte Alkinoos und warf einen leeren Weinſchlauch in die Ecke.

„Wohl waren die Freier in ſeinem Hauſe," gab Eumäos zu, „als Odyſſeus heimkehrte. Sie wollten es erſt nicht glauben, daß er es ſei."

„Da ſchoß er einen Pfeil durch zwölf Äxte!" ergänzte der Lesbier.

„Dummes Zeug!" entgegnete Eumäos. „Penelope erkannte ihn auf den erſten Blick. Und darauf drückten ſich die meiſten Freier. Nur wenige wollten nicht gutwillig weichen. Die haben wir etwas unſanft an die Luft geſetzt. Beulen gab es genug, aber nicht eine einzige Wunde. Ich muß es wiſſen, denn ich war dabei. Ich bin Eumäos von Ithaka, der Sauhirt. Und dieſes hier -"

Damit ſah er ſich nach Telemachos um, aber der war längſt mit Nauſikaa verſchwunden.

Während der Streit darüber, ob Odyſſeus oder Dreponios von Samothrake die Lüge von dem Freiermord erfunden hatte, unter den Säulengängen noch weiter tobte und der Wein in Strömen den durſtigen Schreiern durch die Kehlen rann, während Alkinoos mit dem Weinſchlauch unterm Arm von einem Krug zum andern wankte, das Geld einſammelte und auf Nauſikaa ſchalt, ſaß dieſe mit Telemachos draußen am Meeresufer und erzählte von Odyſſeus.

„Hier war es, wo ich Wäſche wuſch," ſprach ſie und wies auf einen breiten Felſen, an dem ſich murmelnd die Wellen brachen, „als er daher kam. Ganz abgeriſſen ſah er aus. Ich gab ihm einen alten Chiton von Alkinoos. Und ſofort ging er zu ihm hinein und fing an zu lügen. Das gefiel Alkinoos und allen Gäſten. Denn je mehr Odyſſeus log, um ſo mehr tranken ſie. Und ſie glaubten ihm alles. Nur als er erzählte, er ſei der König von Ithaka, das glaubte ihm keiner."

„Er iſt der König von Ithaka!" ſprach Telemachos ernſt.

„Warum lügt er dann?" lachte Nauſikaa. „Warum treibt er ſich dann überall herum?"

„Ja warum?" verſetzte Telemachos nachdenklich.

„Ich weiß es!" lächelte ſie. „Er hat es mir geſagt. Er war nämlich ganz ſchrecklich verliebt in mich. Ich hätte ihn um den Finger wickeln können. Ich mochte ihn ſonſt ganz gern, ſchon ſeiner Lügen wegen. Er lügt ſo luſtig! Aber zum Lieben war er mir zu alt. Wenn er ſo jung geweſen wäre wie du. Ei freilich, er mochte mich! Geh nur, Odyſſeus, ſagte ich zu ihm, geh nur zu Kalypſo und zu Kirke, und wie alle dieſe ſchlechten Weiber heißen. Ich bin nicht ſo eine, wie du denkſt."

„Aber warum?" fragte Telemachos ſtirnrunzelnd.

„Er hat zu Hauſe eine Frau!" klärte ſie ihn auf. „Penelope heißt ſie. Sie war ihm zu langweilig. Es iſt eine wirkliche Königstochter, und die ſind immer langweilig, ſagte er. Sie tut nichts anderes als weben. Von morgens bis abends, und die halbe Nacht. Sie webt, tagaus, tagein. Das muß furchtbar ſein für einen ſo luſtigen Mann wie Odyſſeus."

„Sie webt!" nickte Telemachos zerknirſcht. „Meine Mutter!"

„Deine Mutter webt auch?" fragte Nauſikaa entſetzt.

„Penelope iſt meine Mutter!" ſprach Telemachos. „Ich bin Telemachos, der Sohn Odyſſeus'."

„O ihr Götter!" rief Nauſikaa und ſchlug die Hände zuſammen. „Du biſt ſein Sohn? Nun wundert es mich gar nicht mehr, daß du ihm ſo ähnlich biſt. O Telemachos, ich liebe dich!"

Und jubelnd ſchlug ſie die weißen Arme um ſeinen gebeugten Nacken. Dafür war ſie zwiſchen zechenden Männern aufgewachſen. Er hob den Blick, lächelte leiſe und küßte ſie zärtlich auf die purpurroten Lippen und auf die ſtolzgeſchwungenen Brauen.

„Kannſt du auch ſo lügen wie er?" fragte ſie, indem ſie unter ſeinem Küſſen erglühte. „Nimm mich mit zu ihm nach Ithaka. Ich mag nicht auf Scheria ſein. Das Seevolk iſt ſo roh. Ei, was Odyſſeus für Augen machen wird, wenn du mich zu ihm bringen wirſt! Ich möchte ſo gern einen Königsſohn heiraten. Ich werde nicht weben. Nein, ſei ganz ohne Sorge. Ich kann es gar nicht und werde es nie lernen. Das ſchwöre ich dir bei der Venus. Du wirſt mir nicht weglaufen, mein Telemachos. Ich halte dich feſt. Oder ich laufe mit."

Da umſchlang er ſie und preßte ſie feſt an ſich.

„Aber Alkinoos?" fragte er beſorgt.

„O, der tut alles, was ich will!" tröſtete ſie ihn.

Inzwiſchen hatte Alkinoos den Streit unter den Säulengängen dahin geſchlichtet, daß kein anderer als Odyſſeus ſelbſt den blutigen Freiermord erfunden haben könnte.

„Dem geizigen Szylla in Zankle", brüllte ein Schiffsführer aus Agrigent, „iſt er mit tauſend Tetradrachmen durch die Lappen gegangen, und den triefäugigen Charybdis in Rhegion hat er gar um ein halbes Talent geprellt. Jetzt lauern ſie beide auf ihn, der eine rechts, der andere links, um ihn vor den Richter zu ſchleppen."

Und nun endlich kam auch dem würdigen Eumäos das Lachen an, und er lachte und lachte und lachte, daß er ſich die Seiten halten mußte und unfehlbar von Atem gekommen wäre, wenn ihn Alkinoos nicht freundlich und derb auf den Rücken geklopft hätte. Darauf füllte er alle Krüge und ſtimmte den Lobgeſang des Dionyſos an. Und alle fielen mit rauhen und rauheren Seemannsſtimmen ein, daß es durch die ſtille Nacht brauſte und die ſilbernen Sterne zu zittern begannen. Selbſt Eumäos ſang mit, trank zuletzt ſogar ungemiſchten Wein und erwachte am nächſten Morgen ſehr ſpät mit einem dicken Brummſchädel.

Alkinoos, deſſen Bauch ſtärker war als der Wein, empfing ihn ſchon wieder beim Becher.

„Das nennt ihr Gaſtfreundſchaft, ihr ſaubern Landsleute des Odyſſeus?" knurrte er ſchlecht gelaunt. „Der Alte läßt mich allein den Frühtrunk heben, und der Junge läuft mit Nauſikaa davon. Nach Hybaris hinüber! Mit der Sonne. Als ich aufſtand, war das Neſt leer. So verdirbt mir der eine das Mädchen und der andere die Laune. Denn ſage mir, du Sauhirt von Ithaka, was nützt mir ein Schenkmädchen, das in einen andern verliebt iſt."

Eumäos ſetzte ſich zu ihm und tat ihm Beſcheid. So ging es drei Tage lang. Am vierten Morgen, noch bevor ſich Phöbus erhoben hatte, ſprach Telemachos zu Eumäos: „Höre, Eumäos, Poſeidon hat uns hierher geleitet, und Aphrodite hat mein Herz zu Nauſikaa gelenkt, alſo daß ich nimmermehr von ihr laſſen kann. Sie iſt meiner würdig, ſprach Odyſſeus. Und ſie will mir nach Ithaka folgen. Sei du mein Freiwerber und ſprich mit Alkinoos."

„Mit dem Schankwirt?" rief Eumäos außer ſich.

„Mit Alkinoos, dem König der Phäaken!" lächelte Telemachos und ſprang davon, denn Nauſikaa winkte ihm ſchon von der Brücke.

Eumäos aber ſetzte ſich ſchweren Herzens zu Alkinoos unter das Leinenzelt, half ihm beim Frühtrunk und enthüllte ihm den Zweck ihrer Reiſe. Alkinoos unterbrach ihn nicht ein einziges Mal, kniff die kleinen Äuglein zuſammen, drehte die Daumen umeinander, ſchnaufte zuweilen vor Vergnügen und ſetzte ſich darauf in Poſitur.

„Er hat mich zum König der Phäaken gemacht?" rief er erſtaunt. „Um dieſer Lüge willen ſoll ihm alles verziehen ſein. Telemach ſoll die Nauſikaa haben. Der Junge gefällt mir. Den hat ſich Odyſſeus nicht erlogen. Die Schulden, die er bei mir hinterlaſſen hat, mag ſie ihm als Mitgift bringen. Denn wiſſe, du Sauhirt, ſie iſt gar nicht meine Tochter. Ich habe ſie als Kind gekauft, aber ſie ſtets wie

eine Tochter gehalten. Sie ist die Tochter des Königs von Istrien. Der Händler, der sie mir verkaufte, schwur es mir beim ganzen Olymp."

„Sie ist eine Königstochter?" entfuhr es dem überraschten Eumäos.

„Sie hat zwei Könige zu Vätern!" lachte Alkinoos und schlug ihm auf den Schenkel. „Den König der Phäaken und den König der Istrier. Such dir ein Mädchen, das so begnadet ist! In der ganzen Welt kannst du herumlaufen und findest keine. Das war noch niemals da und wird nie wieder sein, obschon jede Sklavin, die hübsch ist, eine Königstochter ist."

„Ich bin auch ein Königssohn!" bestätigte Eumäos kopfnickend. „Der Sohn des Königs von Syria. Phönizier haben mich geraubt."

„Na also!" lachte Alkinoos schallend auf. „Wir sind allesamt Könige oder Söhne von Königen. Und Odysseus ist der König der Lügner. Nehmt Nausikaa mit. Ich wollte sie schon lange los sein. Sie tanzt mir auf der Nase herum. Sie will nichts von mir wissen. Ihr braucht mir nur eine andere Sklavin zu kaufen, eine junge und hübsche, aber aus niedrigem Stande. Denn eine Königstochter wird sich nicht in mich verlieben."

Eumäos sagte es ihm hochbeglückt zu, ging sofort nach Sybaris hinüber, kaufte eine Sklavin, die sich für Alkinoos schickte, und ließ das Schiff schnell segelfertig machen.

Am nächsten Tage nahm Alkinoos Abschied von Nausikaa, seiner Tochter. Zu Telemach aber sprach er: „Sage Odysseus, deinem Vater, daß ich ihm von heute ab alle seine Lügen glaube, und daß ich dafür sorgen werde, daß keiner mehr daran zweifelt. Eine Liebe ist der andern wert. Er hat mich zum König der Phäaken gemacht, ich mache ihn zum größten Helden Griechenlands. Dies schwöre ich bei meiner absoluten Trunkfestigkeit!"

So schieden sie voneinander. Alkinoos ging zu seinen Weinschläu-

chen und zu seiner Sklavin zurück, während Eumäos mit dem Brautpaar in das Schiff stieg, die Taue löste und die Segel aufziehen ließ.

Rasch und ohne Aufenthalt ging die Überfahrt von statten. Poseidon, der die ganze Sache angezettelt hatte, füllte die Segel mit frischen Westwinden, glättete die Wogen und lachte sich heimlich ins Fäustchen, daß Nausikaa eine doppelte Königstochter war, und doch nur einen Schenkwirt zum rechten Vater hatte.

Als nach sieben Tagen das heimkehrende Schiff dem Odysseus gemeldet wurde, gab er Befehl, alles aufs beste zum Empfang der Braut herzurichten, und eilte selbst zum Strande hinunter.

Auf halbem Wege traf er Eumäos, der ihm mit eilenden Worten Bericht erstattete.

„Nausikaa bringt ihr?" schrie Odysseus und rollte die Augen wie ein wildgewordener Berserker. „Eines Schenkwirts Tochter?"

„Die Tochter Alkinoos, des Königs der Phäaken!" verbesserte Eumäos unterwürfig. „Das heißt, sie ist in Wahrheit die Tochter des Königs von Istrien. Der Händler, der sie Alkinoos verkaufte, schwur es ihm beim ganzen Olymp."

„Schwindel, nichts als Schwindel!" brüllte Odysseus, machte auf der Stelle kehrt, schlug mit beiden Händen um sich, als sei er in einen Bienenschwarm geraten, und lief zum Palast zurück.

Penelope empfing im selbstgewebten Festgewand das Brautpaar am offenen Tore und umarmte Nausikaa unter Herzen und Küssen. Dann untersuchte sie sofort das Muster der kunstvollen Borte am Mantel ihrer Schwiegertochter.

Schließlich kam auch Odysseus zum Vorschein und machte ein Gesicht, als hätte er eben einen Krug ungemischten Essigs getrunken.

„Odysseus!" rief Nausikaa glücklich und fiel ihm um den Hals. „So bist du doch König von Ithaka? Jetzt bist du mein Schwiegerpapa. Wer hätte das jemals gedacht!"

Und damit gab sie ihm einen herzhaften Kuß, und der Essiggeschmack verlor sich augenblicklich.

So rächte sich Poseidon, der Gott der blauen Wogen, an seinem Verleumder Odysseus. Denn elf seiner Schiffe hatte er durch eigene Schuld bei Samos verloren, weil er dem Steuermann in der Trunkenheit eine falsche Weisung gegeben hatte, und das zwölfte war ihm in Utika von seinen Gläubigern gepfändet worden. Aber es war eine göttliche Rache, die Poseidon nahm. Denn Nausikaa wurde sogar mit Penelopes Webstuhl fertig. Bald haperte es dort, bald da. Jeden Morgen zeigte sich ein neuer Schaden an ihm. Endlich kam er zu dem Gerümpel auf den Hausboden.

Nausikaa war eine so wenig langweilige Frau, daß Telemachos gar nicht in die Versuchung kam, anderswo Abwechslung zu suchen.

Odysseus aber freute sich seines stetig wachsenden Heldenruhms. Denn Alkinoos ruhte und rastete nicht. Tag für Tag wirkte er seinem Schwure getreu. Und wer von seinen Gästen die Großtaten des Odysseus auch nur mit dem leisesten Zweifel anzutasten wagte, der mußte ohne Gnade solange bei klarem Wasser sitzen, bis ihm der Glaube gekommen war. Am Ende glaubte daran nicht nur ganz Griechenland sondern auch die Barbaren.

Und als um diese Zeit Homeros aus Milet, seines Handwerks ein Dichter, bei Alkinoos auf Scheria einkehrte und die Zeche nicht bezahlen konnte, ließ ihn der wackere König der Phäaken nicht eher los, bis er die Heldentaten des Odysseus in Verse gebracht hatte.

Und jetzt konnte sich Odysseus ins Fäustchen lachen, denn er war nun wirklich der berühmteste aller Griechen geworden.

Abizor der Große

Als Tyros, die Tochter Sidons, ihre Mutterstadt soweit überflügelt hatte, daß sie sich ihr beugen mußte, lebte dort Abizor der Große, der reichste aller Phönizier. Er war ein kleiner, dickbäuchiger aber sehr beweglicher Mann mit großer Hakennase, noch größeren Henkelohren, wulstigen Lippen und schwarzen, gierig funkelnden Augen. Seine Schienbeine waren nach außen, seine großen Zehen nach innen gekrümmt. Seine hageren Arme reichten ihm, wenn er stand, bis an die Knie. Seine Finger waren sehr lang und dürr mit wunderlichen Knollengelenken.

Sein Glück war sprichwörtlich und übertraf das Glück seiner Vorfahren, die den Grund zu seinem Reichtum gelegt hatten, wie der schneebedeckte Libanon den grünen Karmel. Er besaß zu Tyros drei Schiffswerften, vier Töpfereien und fünf Erzgießereien, zu Sidon sechs Glashütten und sieben Purpurwebereien, die Kupfergruben auf Cypern waren in seiner Hand vereinigt, und unumschränkt herrschte er über das goldene Rhodos. In Byblos ließ er die feinsten Byssosgewebe herstellen. In Motye auf Thrinakia arbeiteten alle Buntwirker nur für ihn. In Sala bei den Säulen des Melkart fischten nur für ihn dreiundfünfzig Dörfer die Purpurschnecken des Meeres. Seine breitgebauchten Tarsisschiffe bogen sich unter den Erzlasten, die sie aus Gadis brachten. Dreiundzwanzig Silbergruben hatte er in Spanien, und im Handel mit Ophir und Indien war er der allererste. Seine Flotte beherrschte die Meere.

Die Zahl seiner Schiffe war siebenmalsiebenzig, die Zahl seiner

Schiffsleute siebenmalsiebenhundert und die Zahl seiner Sklaven siebenmalsiebentausend.

Sein größter Stolz aber war die Bernsteinschleiferei zu Sarepta, wo ausgewählte Künstler den kostbarsten aller Stoffe zu prachtvollen Geschmeiden verarbeiteten. Abizor war in diesem Artikel der Hoflieferant des ägyptischen Pharaos, der Könige von Assyrien, Babylonien, Persien und Medien, des Königs von Hindostan und aller Herrscher Kleinasiens.

Wenn er auf der Börse von Tyros erschien, verstummte das Geschrei der andern. Denn sie hatten alle Angst vor ihm, diese kleinen Krämer.

Aber Abizor war durchaus nicht bösartig. Er hatte dazu einfach keine Zeit. Sein Kopf, der rund, kahl und glänzend war, enthielt nur Zahlen. Wenn er etwas anderes dachte, so kam zum Schluß sicher eine Zahl, meistens aber stand schon eine am Anfang. Er wälzte immerdar eine Last von Zahlen vor sich her. Und sie wuchs stetig wie eine Lawine, die vom Haupte des Libanons herabrollt, sie wuchs und wuchs.

Dieses fortwährende Wachstum war der einzige Zweck seines Lebens. Obschon er ein starker Esser war, verachtete er die Freuden der Tafel. Seine Sklavinnen schaute er nur dann genauer an, wenn er sie taxieren wollte. Mit vierzig Jahren war er ein Witwer geworden. Seine Frau, die eine der reichsten Erbinnen von Tyros gewesen war, hatte sich mit dem schönsten Sklaven getröstet, wogegen er nichts einzuwenden gehabt hatte. Er besaß nur eine einzige Tochter, die ihm in allem unähnlich sah. Sie hieß Sichabel, aber er schenkte ihr kaum einen Blick, obschon sie bereits mannbar war und alle Mädchen ihrer Mutterstadt an Schönheit überstrahlte. Sie war zudem die eifrigste Schülerin der Priesterinnen im Heiligtum der Astarte.

Eines Tages kehrte Abizor von der Börse zurück und blieb mitten

auf der Straße stehen. Nachdenklich legte er den Finger an die Stirn. Die drei Leibsklaven, die ihn begleiteten, knieten sofort nieder und zogen ihre Schreibtafeln heraus. Aber Abizor diktierte nicht. Der Gedanke, der ihn gepackt hatte, war viel zu gewaltig, um auf einer simplen Schreibtafel Platz finden zu können.

Abizor war nämlich urplötzlich eingefallen, daß es eine Zahl gab, die am Ende der Zahlenreihe stand. Wo ein Anfang war, da war auch ein Ende! Und diese letzte Zahl wollte er erreichen. Er sah, daß er schon auf dem besten Wege dazu war. Er schloß die Augen und sah einen Beutel, der wuchs und wuchs, bis er die ganze Welt verschlang. Das war die Zahl, die letzte aller Zahlen, eine unübersehbare Zahl, aber eine feste, bestimmte, runde und volle Zahl. Wenn er diese Zahl erreichte, dann war er im Besitz des Reichtums der ganzen Welt, dann gab es nichts mehr, was ihm nicht gehörte.

Das war ein Ziel, würdig eines Abizor des Großen!

Ein weiter Weg, und das Leben war kurz! Darum hieß es eilen! Der Bernstein warf den größten Gewinst ab, also mußte er sich zuerst den Bernstein untertänig machen. Hoch im Norden war eine Küste, wo er gefunden wurde. Batavische Schiffer holten ihn von dort in ihren langen Kähnen und brachten ihn nach den Zinninseln. Das wußte Abizor und wußte auch, daß noch niemals ein phönizisches Schiff bis an die Bernsteinküste vorgedrungen war.

Elibal, sein Geschäftsfreund in Gadis, hatte diesen Handel ganz in der Hand. Er ließ den Bernstein von den Zinninseln holen und verfrachtete ihn in Gadis auf Abizors Schiffe. Auch Elibal hatte eine glückliche Hand, auch Elibal dachte an nichts anderes als an Zahlen, auch Elibal war unbeweibt. Mit Elibals Hilfe, der zudem zehn Jahre jünger war als Abizor, war ihm die allerletzte Zahl weit leichter erreichbar. Es mußten dort oben an der Bernsteinküste

Faktoreien gegründet werden, um den Fang zu organisieren und den Handel zu monopolisieren.

Wie aber war der überaus argwöhnische Elibal dafür zu gewinnen? Er würde sofort Unrat wittern, aus dem guten Geschäft herausgedrängt zu werden!

Abizor schritt weiter. In der Vorhalle seines Palastes trat ihm Sichabel entgegen. Sie hatte ein purpurnes Gewand an, war mit Bernstein, Gold und Edelsteinen aufs köstlichste geschmückt und wollte ins Heiligtum der Astarte.

„Bleibe!" befahl er kurz und musterte sie überrascht.

Zum ersten Male sah er, daß sie viel schöner war als die schönste Sklavin, die er jemals verkauft hatte. Er rechnete ihre Schönheit sofort in bare Münze um, und es kam eine Summe heraus, die groß genug war, selbst auf einen so reichen Kaufmann wie Elibal Eindruck zu machen. Und sofort stand sein Entschluß fest. Er wollte sie selbst nach Gadis bringen, um sie Elibal zur Frau zu geben.

„Eile!" rief er. „Und bereite dich vor, mit mir zu reisen. Nimm deine häßlichste Sklavin mit, auf daß deine Schönheit besser ins Auge falle."

Auch darin erwies er sich als gewiegter Kaufmann.

Sie gehorchte und eilte in ihre Gemächer zurück, während er in den riesigen Saal trat, der das untere Stockwerk des Palastes einnahm. Hier saßen zwischen dicken Schreibrollen und Papyrosbündeln achtundneunzig Kontorsklaven, die unablässig mit tiefgebeugtem Nacken schrieben und rechneten: sie berechneten den Profit des Weltgeschäftes genau auf den letzten Heller. Und ihre Zahlen wurden von Tag zu Tag größer. Sieben Aufseher und zwei Oberaufseher hatte Abizor über sie gesetzt.

„Rüstet das größte der Tarsisschiffe aus!" befahl er. „Es soll morgen in See gehen. Bauet zween Hütten auf das Achterdeck,

wählt die beſten Schiffsleute und die treueſten Sklaven aus und beladet es mit Fracht nach Gadis."

Die beiden Oberaufſeher verneigten ſich. Drei Unteraufſeher und ſiebenzehn Sklaven flogen davon, die Befehle auszuführen. Darauf begab ſich Abizor mit den beiden Oberaufſehern in ſein Privatkontor und ſprach zwei Stunden nichts als Zahlen, ohne in eine einzige Papyrosrolle einſehen zu müſſen. Sein Gehirn, beſonders an der Stelle, wo es die Zahlen dachte, war ein Wunderwerk.

Am nächſten Morgen ging er an Bord.

Auch Sichabel und ihre häßlichſte Negerſklavin fanden ſich ein und bezogen die eine der beiden hölzernen Hütten, die auf dem hohen Achterdeck ſtanden. Auch das Vordeck war erhöht, während die Bordſeiten, wo die Roſerbänke für die Schiffsſklaven ſtanden, niedrig waren. Unter jedem Sitz lag eine Kette. Das Schiff war mit allem Nötigen aufs beſte ausgerüſtet. Es herrſchte an Bord eine muſterhafte Ordnung.

Abizor gab den Befehl zur Abfahrt und zog ſich in ſeine Hütte zurück, um zu rechnen.

Der mit Blei beſchwerte Anker wurde gehoben. Die beiden buntgewirkten Segel ſtiegen an den ſchlanken Zedernſtämmen der Maſten in die Höhe. Unter lautem, taktmäßigem Geſang tauchten die zweiunddreißig Sklaven die eichenen Remen in die Flut. Von ſicherer Hand geſteuert durchſchnitt das ſtolze, aus Zedernholz gefügte und mit Kupfer beſchlagene Schiff den Hafen und gewann zwiſchen den eng zuſammenſtehenden Molenköpfen das freie Meer.

Das ſtolze Tyros verſank, Abizor rechnete, und Sichabel tanzte zum Takte des Rudergeſanges und der ſchmiegſamen Wellen. Sie tanzte den Tanz der Aſtarte. Sie breitete verlangend die Arme aus, ließ ihre Schleier lockend flattern, und was ihr reizender

Mund verſchwieg, verrieten ihre feurigen Blicke. So bog ſie ihren ſchlanken, wollüſtigen Körper in der Morgenſonne.

Die Schiffsleute wagten kaum hinzuſehen. Aber die Blicke der Sklaven, die unter der Laſt des Rojens keuchten, wurden ſtier von der Gewalt ihrer Schönheit und der Kraft ihres Tanzes.

Mächtig blähten ſich die Segel im friſchen Oſtwind. Am Tage wies ihnen die Sonne, in der Nacht der Nordſtern den Kurs. Genau nach Weſten ging es, auf Melite zu, das man am ſechſten Tag erreichte und wo Friſchwaſſer und Proviant eingenommen wurden. Denn Abizor drängte, nach Gadis zu kommen. Seine Kolonien und Faktoreien gedachte er auf dem Rückwege zu beſuchen.

Das Wetter blieb andauernd ſchön, und der Wind blies ſtetig aus Oſten. Am dreizehnten Tage durchſchifften ſie die Säulen des Melkart und warfen noch an demſelben Tage vor Gadis den Anker aus.

Abizor ging ſofort an Land, während Sichabel zurückblieb. Er fand Elibal in ſeinem Hauſe rechnend über dicken Papyrosrollen. Abizor machte keine Umſchweife und malte Elibal die Vorteile ihrer engeren Verbindung mit leuchtenden Zahlen aus. Aber Elibal witterte eine Falle und war auf der Hut.

„Ich habe keine Zeit, ein Weib zu nehmen!" murmelte er.

„Für Sichabel wirſt du Zeit haben!" tröſtete ihn Abizor und lächelte vielſagend. „Sei morgen früh an Bord meines Schiffes."

Damit ging er. Von ſeinen Bernſteinplänen hatte er noch nichts verraten. Das hatte Zeit bis morgen.

Elibal ſtellte ſich am nächſten Morgen ein, und Sichabel tanzte vor ihm. Noch niemals hatte ſie ſo berückend getanzt. Als ſie fertig war, zog ſie ſich auf Abizors Geheiß in ihre Hütte zurück.

„Nun?" rief er, hingeriſſen von ihrer großen Kunſt. „Gefällt ſie dir nicht?"

„Sie gefällt mir zu gut!" ſprach Elibal unwirſch und machte dazu eine entſchieden ablehnende Handbewegung. „Sie würde mich von meinen Geſchäften abziehen."

„Du biſt ein Tropf!" brüllte Abizor wütend darüber, daß er ſich zum erſten Male in ſeinem Leben verrechnet hatte, und warf die Tür ſeiner Hütte hinter ſich zu, daß es nur ſo krachte.

Elibal machte, daß er an Land kam.

„Du wirſt es fühlen, mir getrotzt zu haben!" knirſchte ihm Abizor nach und gab ſofort Befehl, nach Norden in See zu gehen.

Er war feſt entſchloſſen, das Bernſteinmonopol an ſich zu reißen und Elibal zu ruinieren.

Ohne Unfall erreichte das Schiff die Zinninſeln an Englands Ufer. Hier beſtach Abizor einen Bataver, der ſchon öfters an der Bernſteinküſte geweſen war, und nahm ihn als Lotſen an Bord.

Nun ging es hinein in die nördlichen Meere, die noch niemals von einem phöniziſchen Kiel gefurcht worden waren. Nach der Meinung der tyriſchen Schiffsleute bargen ſich in jenen entlegenen Gewäſſern fürchterliche Seeungeheuer und tauſendfache Gefahren. Aber Abizor war ein Rechner und glaubte nicht an Ammenmärchen.

Sie ließen eine kleine Inſel mit ſteilen, rotleuchtenden Felſenwänden hinter ſich zurück.

„Helges Land!" erklärte der Bataver.

Dann kamen ſchwere Stürme über ſie, die mit groben Regenſtürzen daherraſten. Die Segel mußten gereeft werden. Das breite, flachbodige Schiff rollte furchtbar und ſpottete den Anſtrengungen der Sklaven. Das große Segel zerriß. Abizor ließ ein neues ſetzen. Er war der einzige an Bord, der nicht die Ruhe verlor. Die letzte, höchſte Zahl, die er zu beſitzen erſtrebte, gab ihm dieſe vollkommene Sicherheit. Denn ſogar der bataviſche Lotſe machte zuletzt ein bedenkliches Geſicht.

Sichabel aber lag krank und bleich in ihren Kissen.

Endlich gewannen sie, südwärts steuernd, den Schutz einiger größeren Inseln, und das Wetter klärte sich wieder auf. Von Sichabel wich die Krankheit, aber an Deck zeigte sie sich vorerst nicht. Denn sie wurden nun von einer bitteren Kälte überfallen. Jeder Tropfen, der an Deck sprang, gerann augenblicklich zu Eis. Rings um den Schiffsrumpf wuchs eine weiße, zackige Kruste.

Da empörten sich die Sklaven, hoben die bereiften Remen und drohten, die schwache Schiffsbesatzung totzuschlagen, wenn nicht augenblicklich das Schiff gewendet würde.

Abizor gab den Befehl zum Umkehren und mischte am Abend den Sklaven einen starken Schlaftrunk ins Wasser. Am nächsten Morgen sahen sie sich an ihre Sitze gefesselt, und der alte Kurs nach Osten wurde wieder aufgenommen.

So erreichte das Schiff am Morgen des dreiundzwanzigsten Tages seit seiner Abfahrt von Gadis die Bernsteinküste, eine schmale Kette hoher, weißer Berge, die aus feinem, rieselndem Meersand bestanden. Hinter dieser Kette war ein stilles, seichtes Wasser, breit wie ein See, dort hinein steuerte der Bataver das Schiff, fuhr ein Stück an der inneren Küste entlang und ging in der Dunkelheit vor einigen Hütten zu Anker.

Als Abizor am nächsten Morgen diese Hütten betrachtete, bemerkte er, daß einige bis an die Dächer vom Sand verschüttet waren.

„Die Sandberge wandern!" klärte ihn der Lotse auf, legte seine Hände trichterförmig an den Mund und stieß einen lauten Schrei aus.

Da streckten sich drüben aus einer der Hütten, der einzigen, die der wandernde Sandberg noch nicht erreicht hatte, zwei rotblonde, langhaarige Köpfe heraus.

„Rothi und Wothi!" rief der Bataver hinüber. „Wo sind die andern?"

„Fort!" brüllten die beiden Barbaren und krochen aus ihrer Hütte. „Da drüben auf der andern Seite. Der Sand hat sie vertrieben."

Es waren zwei Riesen. Sie trugen um die Lenden ein kurzes Linnentuch und auf dem Rücken ein Bärenfell. In einem Boote, das aus einem einzigen Eichenstamm geschnitten war, kamen sie herangerudert und sprangen ohne weiteres an Bord. Verwundert schauten sie auf die seltsamen Dinge und auf die schwarzhaarigen, kurzgliederigen Fremdlinge. Als Abizor aus der Hütte trat, lachten sie schallend auf und schlugen sich brüllend vor Freude auf die nackten Schenkel. Sie hielten ihn zuerst für ein Tier. Aber der Bataver, der den Dolmetscher machte, klärte sie auf. Sie begriffen sofort, was der urkomische, kahlköpfige Dickbauch wollte. Im Hechtsprung fuhren sie über Bord, daß das Wasser weit aufspritzte, und tauchten in die Tiefe. Sprudelnd und prustend kamen sie wieder hoch, jeder brachte einen Arm voll Seetang mit, den sie am Grunde abgerissen hatten. Darin saß Bernstein in kleineren und größeren Klumpen.

„Eins, zwei, drei!" zählte Wothi die Stücke, die er fand.

„Viel, mehr, sehr viel!" zählte Rothi weiter.

Sie konnten nur bis drei zählen.

Da trat Sichabel plötzlich aus der Hütte. Ihre schwarzen, feurigen Augen weiteten sich staunend, als sie die beiden blonden Riesen sah. Das waren freilich ganz andere Männer als das Gekrabbel da unten im Schiffsraum!

Rothi und Wothi tauchten noch einmal hinunter, kamen wieder an Deck, schüttelten sich das Wasser aus den langen Haaren und lachten dröhnend. Als sie Sichabels ansichtig wurden, stießen sie sich mit den Ellbogen an und wiesen mit Fingern auf sie. Und sie lachte und warf ihnen lockende Blicke zu.

Abizor ließ den gefundenen Bernstein in seine Hütte tragen und

ging mit Hilfe des Batavers daran, den beiden Barbaren seine weitgreifenden Pläne zu enthüllen. Sie sollten ihm einen Platz weisen, der nicht vom rinnenden Sande bedroht wurde, am liebsten eine kleine Insel in der Nähe des Festlandes. Dort wollte Abizor ein festes Haus bauen.

„Gib uns diese Sklavin!" sprach Rothi und zeigte auf Sichabel.

„Ihr Tölpel!" fuhr Abizor erbost auf. „Das ist meine Tochter."

„So gib uns deine Tochter!" sprach Wothi. „Wir haben kein Weib, und sie gefällt uns sehr!"

„In die Hütte mit dir!" befahl Abizor zornig.

Sichabel gehorchte, nicht ohne Rothi und Wothi noch einen sehr herausfordernden Blick zugeworfen zu haben. Dafür war sie die begabteste Schülerin der Astarteprieſterinnen!

Abizor ließ den beiden Barbaren Geschenke anbieten: Ketten aus Glasperlen, gewebte Stoffe, erzene Waffen. Aber sie wiesen alles zurück, wollten auch von dem Steinhause nichts wissen und fuhren mit ihrem Einbaum zum Strande hinüber.

„Sie werden schon zur Besinnung kommen!" sprach Abizor und zog sich in seine Hütte zurück, um den Wert des gefischten Bernsteins auszurechnen.

Wenn sie am Morgen nicht wiederkamen, wollte er zum nächsten Barbarendorf fahren!

Rothi und Wothi kamen zur Besinnung, aber ganz anders, als es Abizor hoffte. Den ganzen Tag hockten sie schweigend in ihrer Hütte und dachten an die schöne Phönizierin.

„Heilo!" rief Rothi gegen Mitternacht. „Ich hab's! Wir werden sie rauben."

„Also rauben wir!" sprach Wothi schnell entschlossen und griff zu seinem eschenen Spieß, der in der Ecke lehnte.

Doch erst gegen Morgen gingen sie los. Sie stießen zum Schiff,

wo noch alles ſchlief. Die Sklaven lagen, gefeſſelt von ihren Ketten, neben den Sitzen.

„Wotan, ſteh uns bei!" brüllte Rothi und ſprang an Deck.

„Halt's Maul, du weckſt ſie!" ſchnaubte Wothi und riß die Tür der Hütte auf, in der Sichabel ſchlief.

Ehe ſie recht erwacht war, hob er ſie auf ſeine Arme, um ſie ins Boot zu tragen. Rothi deckte ihm den Rücken. Was nicht gefeſſelt war, ſtürzte nun auf ihn los. Der Bataver bekam eine Maulſchelle, daß er zurücktaumelte und keine zweite verlangte. Dem Schiffskapitän entſank kraftlos das krumme Bronzeſchwert, als ihm ein gutgezielter Fauſtſchlag den Armmuskel lahm gelegt hatte. Die andern zehn Mann der Schiffsbeſatzung hielt ſich Rothi vom Halſe, indem er ſeinen Speer blitzgeſchwind wie einen Kreiſel um ſich herumwirbelte.

Da ſtürzte Abizor aus der Hütte.

„Schlagt ihn tot!" brüllte er außer ſich.

Klack! fiel Rothis flache Hand auf den ſpiegelglatten Marmorkugelzahlenſchädel des Abizor, daß ihm das Blut aus der Naſe ſprang und er mit geſchloſſenen Augen in die Knie brach.

Die Sklaven aber riſſen wütend an ihren Ketten, hoben die Remen und drohten zu meutern.

Wothi ſtieß mit dem Einbaum ab, Sichabel hielt er im linken Arm, mit dem rechten ſchwang er das Ruder. Rothi ſprang mit einem langen Satze nach und ſchwamm ans Ufer. An eine Verfolgung dachte niemand. Ratlos umſtanden die Schiffsleute den ohnmächtigen Abizor.

„Heimfahren!" brüllten die Sklaven im Chor und ſchmetterten die Remen gegen die Verſchanzung.

Rothi und Wothi aber ſtanden am Strande und hielten Sichabel gepackt. Sie ſtand zwiſchen ihnen und ſchrie nicht und lächelte nicht.

Eine furchtbare Angst würgte sie und machte ihre Augen starr und ihre Kehle kraftlos. Rothi hielt sie am linken, Wothi am rechten Handgelenk.

„Mir gehört sie!" schrie Rothi und zerrte sie nach links.

„Mir gehört sie!" brüllte Wothi und zerrte sie nach rechts.

Ein leiser Wehlaut entfuhr ihr, und sie begann heftig zu zittern.

„Hund!" brüllte Rothi und ballte die freie Faust.

„Sohn einer Hündin!" schnaubte Wothi, ließ Sichabel los und ballte beide Fäuste.

Jetzt ließ auch Rothi los. Und schon gingen sie gegen einander an, fielen aus, zogen sich zurück und bearbeiteten sich mit den Fäusten. Mit jedem Schlage wuchs ihre Wut. Wothi schlug Rothi die Faust auf den Schädel, daß es knirschte. Rothi stieß Wothi die Faust in die Zähne, daß er Blut spie. Wothi trat Rothi gegen den Bauch, daß er die Augen verdrehte. Rothi traf Wothi mit dem Fuße etwas höher, daß ihm die Luft wegblieb.

Und dann rammten sie ihre gewaltigen Körper gegen einander wie zwei Sturmböcke. Sie packten sich und prankten sich aneinander fest wie zwei Bären, um sich die Rippen zu zerknacken. Blind und taub vor schäumender Wut, sahen und hörten sie nichts mehr.

Sichabel floh zum Einbaum, stieß ab und ruderte hastig zum Schiff zurück. Hier wurde sie von dienstbereiten Armen an Bord gehoben. Einen lauten Schrei stieß sie aus, als sie sich gerettet sah.

„Fort!" rief sie atemlos. „Den Anker hoch!"

Rothi und Wothi hatten den Schrei gehört und ließen sofort voneinander ab. Ohne Besinnen stürzten sie sich in die Flut.

Allein sie kamen zu spät. Von allen Remen vorwärtsgepeitscht, flog das fremde Schiff über das Wasser davon. Nur ihren Einbaum konnten sie noch erwischen. Verblüfft, zerbeult, zerzaust und

zerſchunden ſchauten ſie dem ſchnellen Schiffe nach, bis es verſchwunden war.

„Du Schafbock!" knurrte Rothi.

„Du Auerochs!" murrte Wothi.

Darauf ruderten ſie zurück und vertrugen ſich wieder.

Abizor lag drei Tage ohne Beſinnung. Dann erſt kam er wieder zu ſich. Aber es war nicht mehr der alte Abizor. Der ungefüge Schlag des Barbaren hatte ihm eine Ader im Gehirn geſprengt, und zwar genau an der Stelle, wo es am meiſten gemißbraucht worden war. Anſtatt der Zahlen hatte er nun einen leeren Raum im Kopfe. Kaum, daß er bis drei zählen konnte. Im übrigen war er ganz geſund. Ein anderer hätte ſich damit begnügt. Nicht ſo Abizor! Ohne Zahlen gab es für ihn kein Leben, kein Glück! Er blieb in ſeiner Hütte und lernte zählen, zählen an ſeinen Fingern wie ein Kind. Sichabel mußte ihm dabei helfen. Die andern erfuhren nichts davon.

Als ſie Gadis erreicht hatten, konnte er ſchon bis fünf zählen. Nun kamen die Finger der andern Hand an die Reihe. Die Schwierigkeiten häuften ſich. Als das Schiff nach dreimonatlicher Abweſenheit in Tyros ankam, hatte Abizor bereits die Acht bezwungen. Aber es blieb trotzalledem ein recht kümmerlicher Fortſchritt.

Daher nahm er die Hilfe der Götter in Anſpruch, um die er ſich ſonſt nicht ſonderlich gekümmert hatte. Er ſchenkte den Prieſtern des Baal eine ganze Schiffslaſt ſilberner und goldener Gefäße. Aber Baal erhörte ihn nicht. Er ſtiftete für die Bildſäule des Melkart einen Schmuck aus Bernſtein, wie er noch niemals aus ſeinen Werkſtätten in Sarepta hervorgegangen war, doch Melkart erhörte ihn nicht.

Da brachte er Sichabel in den Tempel der Aſtarte, um ſie dem Dienſt der Göttin zu weihen.

Und Aſtarte erhörte ihn. Sie nahm den ſchwarzen Schleier von ſeinem Hirn, und er ſah plötzlich die lange, lange, lange Reihe der Zahlen wieder, und ſah auch, daß ſie immer weiter lief, immer weiter, weiter, weiter, und daß ſie kein Ende hatte.

Vor dieſer Unendlichkeit packte ihn der Schwindel wie mit ehernen Krallen, riß ihn herum und warf ihn die dreiunddreißig Marmorſtufen des Tempels hinab, daß er unten mit gebrochenem Genick und zerſchmettertem Schädel liegen blieb.

Als das Gerücht davon an die Börſe kam, lächelten die Kaufleute und ſprachen untereinander: „Dieſer Schwindel war ein Schwindel. Er hat ſich ſelbſt hinabgeſtürzt, weil er ſein Gedächtnis verloren hatte."

Denn ſie waren Menſchen ohne Ehrfurcht.

Dionys von Phokäa

Schon beim ersten Ansturm der Perser nach Westen erlagen alle griechischen Kolonien in Klein-Asien, uneins miteinander und eifersüchtig auf ihre Freiheit, der gewaltigen Völkerwoge und nahmen ruhmlos das Joch des barbarischen Großkönigs auf sich.

Nur Phokäa, die volkreichste und kräftigste der ionischen Städte, widerstand Harpagos, dem Heerführer des Cyrus. Allein die Phokäer, kühne unternehmende Seefahrer, die von allen Griechen zuerst den Weg nach dem fernen, silberreichen Tartesseus gefunden hatten, beugten sich nicht der barbarischen Schmach. Sie zogen vielmehr ihre starken, langen Fünfzigremer vom Ufer, nahmen ihre Weiber und Kinder, ihre Götterbilder und Schätze an Bord, stießen ins freie Meer und fanden endlich, nach langem Umherirren, an der ligurischen Küste eine neue Heimat und gründeten allda die Stadt Massilia.

In der Folgezeit aber wurde die verlassene Stätte von Phokäa aufs neue besiedelt. Zu den neuen Bewohnern fanden sich auch etliche von den alten ein, die entweder versprengt waren oder die alte Heimat nicht vergessen konnten. Aber das neue Phokäa blieb klein und unbedeutend, sodaß es fünfzig Jahre später, als sich die griechischen Städte, angestiftet durch den unklugen Histiäos von Milet, gegen Darios empörten, nur drei Trieren für die gemeinsame Flotte stellen konnte.

Diese drei Schiffe aber führte Dionys von Phokäa, und sie waren mehr wert als die hundert Schiffe der Samier. Dionys von Pho-

käa war der einzige, der ſich in der Seeſchlacht bei Lade, wo die vereinigte Flotte der ach! ſo uneinigen Empörer den phöniziſchen und ägyptiſchen Geſchwadern des perſiſchen Großkönigs und den Beſtechungskünſten ſeiner Diplomaten erlag, mit unvergänglichem Ruhm bedeckte. Die ſamiſchen Schiffe ergriffen noch vor Beginn der Schlacht die Flucht, die Lesbier und viele andere folgten ihnen. Tapfer jedoch widerſtanden die Männer von Chios, die über die Hälfte ihrer Schiffe verloren. Am glücklichſten aber kämpfte Dionys von Phokäa. Seine drei Trieren waren nie verſagende Werkzeuge in ſeiner Hand. Als die Schlacht verloren war, durchbrach er mit ſcharfem Stoß die Mitte der dichtgedrängten, ſiegreichen Feinde, brachte drei Phönizier zum Sinken und gewann das freie Meer, ohne auch nur einen Mann zu verlieren. Keiner wagte ihn zu verfolgen, denn ſie alle fürchteten den niefehlenden Rammſtoß ſeiner erzenen Kielſchnäbel.

So flogen ſeine drei Schiffe dahin wie Sturmvögel. Noch lag die ſiegreiche Flotte unſchlüſſig vor Milet, da tauchte er an der phöniziſchen Küſte auf, fing alle Kauffahrer ab, entlaſtete ſie ihrer Schätze, die ſie von allen Enden der Welt heranſchleppten, verſenkte die Schiffe und machte die Gefangenen zu Sklaven. So traf er den Großkönig an der Stelle, wo er am empfindlichſten war.

Die Tyrer aber nannten Dionys von Phokäa einen Seeräuber. Jedoch das war er nicht, denn griechiſche Schiffe taſtete er nicht an, mochten ſie auch aus Städten ſtammen, die ſich den Perſern unterworfen hatten.

So kämpfte er, ein Einziger, Unbeugſamer, gegen die blinde Wucht der Maſſe; er war der erſte Grieche, der dem unbändigen Drang des Barbarentums bewußt und auf eigene Fauſt trotzte.

Darios ſchickte ganze Flotten gegen ihn aus, ließ ihm auflauern und Fallen ſtellen: Dionys von Phokäa entging allen Gefahren

durch seine wachsame Verwegenheit und durch die unübertreffliche Schnelligkeit seiner Schiffe, von denen er nie mehr als drei hatte. Immer tauchte er da auf, wo er am wenigsten erwartet wurde, und gewann unermeßliche Beute.

Wer sein Glück machen wollte, lief ihm zu. Seine Remer hatten die stärksten Muskeln und seine Bogenschützen die schärfsten Augen.

Zuerst fand er seine Stützpunkte in Hellas. Aber die Drohungen der persischen Gesandten bewirkten, daß man ihm in Athen und in Lakedämon bedeutete, daß man vorerst mit dem Großkönig in Frieden zu leben wünschte.

Also zog er sich weiter nach Westen zurück und fand bei den griechischen Städten auf Thrinakia die gesuchte Rückendeckung. Keine aber dieser Städte duldete ihn länger als drei Tage in ihren Mauern aus Angst, aus ihm ihren Tyrannen erwachsen zu sehen.

Bald verhandelte er in Syrakus, bald in Agrigent, bald in Selinos seine Beute. Unermüdlich stieß er von diesen Häfen aus auf die barbarischen Schiffe, die nach Karthago, der tyrischen Neustadt, strebten oder von dort ausliefen nach Osten und Westen. Die wenigsten wagten ihm zu widerstehen. Furcht und Entsetzen lähmte sie, wenn er mit seinen drei Trierern heranschoß. Und die griechischen Händler auf Thrinakia fanden fetten Verdienst an Gut und Sklaven. Wer sich ihm aber mit dem Schwert in der Faust engegenstellte, dem schenkte er die Freiheit, nachdem er ihn überwunden hatte. Denn er war ein edler Grieche, der auch bei den Barbaren die Tapferkeit ehrte.

Karthago, die gierigste aller phönizischen Neustädte, die unlängst von dem Großkönig zu einem Angriff auf die Westgriechen angestiftet worden war und sich zu diesem Zwecke mit den Etruskern verbunden hatte, zitterte nun um ihren Handel und drohte nach Thrinakia hinüber, drohte und schmeichelte und ließ heimlich weißes

Silber und rotes Gold rollen. So fielen die Karthager Dionys von Phokäa in den Rücken, also daß ihn die Agrigenter zuletzt nur noch eine einzige Nacht in ihrem Hafen dulden wollten und ihm am Morgen bedeuteten, er solle nicht wieder zurückkehren.

Um diese Zeit erreichte ihn zum ersten Male die Botschaft der nach Massilia ausgewanderter Phokäer.

„Komm nach Massilia!" baten sie ihn.

„Wollt ihr euch meiner Herrschaft beugen?" fragte er sie.

Da machten sie Ausflüchte, und er hieß sie gehen.

Nun wurde er ein freier, schweifender Grieche des Meeres. Bis über die Säulen des Herakles dehnte er seine Fahrten. Stürme überstand er am unbewohnten Strande inmitten seiner Getreuen, die, obschon allesamt Griechen, längst erkannt hatten, daß nur einer herrschen dürfe, wenn alle gedeihen wollen.

So trieb er es drei Monate lang und war eine Geißel den Barbaren, die ihn zähneknirschend ertrugen.

Als keiner mehr in Karthago den Mut fand, ihm entgegenzutreten, zündete Hamilkar, der im Rate der Hundertvier den ersten Sitz inne hatte, Brandopfer an und flehte zu Baal. Und Baal gab ihm durch die Priester die Antwort, daß er ihm Tyra, seine einzige Tochter, an der er mit zärtlicher Liebe hing, darbringen und ihm obendrein eine goldene Bildsäule stiften solle.

Baal aber, der Moloch, lebte zu Tyros im alten Phönizierlande.

Also rüstete Hamilkar die sechs schnellsten aller karthagischen Schiffe aus, bemannte sie mit den besten Kriegern und den treusten Sklaven, ließ eine goldene Bildsäule des Baal, die drei Ellen maß, und allerlei köstliche Schätze an Bord bringen und nahm Abschied von Tyra, seiner Tochter, die siebzehn Jahre zählte und alt genug war, um ihr Schicksal, in die glühenden Arme des Molochs gelegt zu werden, genau zu kennen. Und sie wußte auch,

daß die fröhlicheren Götter der Griechen Menschenopfer verschmähten.

Dionys von Phokäa aber lag hinter Kosyros auf der Lauer und überfiel die sechs karthagischen Schiffe, als sie sich am sichersten wähnten, nämlich des Nachts. Wie er am Tage mit bunten Flaggen seine Befehle gab, so winkte er jetzt mit bunten Fackeln.

„Apollo und Diana!" war der Kampfruf seiner Getreuen, während die Karthager auf die Knie fielen, die waffenlosen Hände zitternd emporreckten und zu Baal schrien.

Noch niemals waren sie auf dem Meere des Nachts überfallen worden!

Nur ein einziges Schiff entkam zurück nach Karthago, um die Schreckensbotschaft zu überbringen.

So fiel Tyra, die Tochter des Hamilkars, in die Hände des Dionys von Phokäa. Schon oft hatte er karthagische Frauen und Mädchen gefangen und hatte sie allesamt verkauft wie die gefangenen Männer.

Tyra aber verkaufte er nicht, weil sie um seinetwillen geopfert werden sollte. Sie war schlank, schwarzgelockt und schön wie ein Stern in dunkler Nacht.

Und er behielt sie bei sich und lehrte sie seine Götter verehren. Da sie aber Furcht vor den Wogen hatte, ging er sofort daran, sich aus eigener Kraft einen Stützpunkt zu schaffen. Er wählte dazu eine kleine, wüste Felseninsel nicht weit von der Ostküste Sardiniens. Hier erbaute er eine Burg und nannte sie Dionysia. Alle Barbaren, die er fing, mußten ihm mit Spaten und Kelle fronen, Steine brechen und Mauern fügen. Zwei Wachttürme wuchsen auf der Höhe, die weit über das von ihm beherrschte Meer drohten. So schnell förderte er das Werk, daß die Mauer geschlossen war, ehe es die Karthager erfuhren. Nur ein einziges Tor, aus eichenen, mit

Erz beſchlagenen Pfählen gefügt und breit genug, eine Triere mit angelegten Remen hindurchzulaſſen, führte ins Freie. Es ſtand auf dem Ufer, deſſen Grund hier ſteil zur Tiefe abfiel. Auf der inneren Seite des Tores erhob ſich ein ſanfter Abhang. Hier ſaßen dicht hintereinander die drei Trieren auf einer langen Bahn runder Walzen, deren Zapfen ſich in feſten Lagern drehten. So war die kleine Flotte ſtets bereit zum wuchtigen Ausfall.

Waffen und Vorräte, eine halbjährige Belagerung auszuhalten, wurden in Kammern und Gewölben gehäuft. Denn Winters über ruhten Schiffahrt und Kämpfe.

Inzwiſchen litt Tyra ſchwer an ſeiner Liebe. Sie fürchtete für das Leben des Kindes, das ſie unter ihrem Herzen trug, und es ſchien, als ob der finſtere Baal wieder Gewalt über ſie gewinnen wollte.

Als aber der Knabe geboren ward und lebte, erkannte ſie, daß Baal machtlos über ſie war, und dankte den guten Göttern der Griechen.

Dionys aber ſchlug der goldenen Bildſäule des Baal, die er bei ſeinen Schätzen verborgen hielt, den Kopf ab und ſchrieb mit der Spitze des Schwertes auf die Bruſt des Götzen: „Baal iſt tot!"

Darauf ſchickte er die verſtümmelte Bildſäule nach Karthago hinüber. Den goldenen Kopf des Baal aber pflanzte er auf das eherne Tor ſeiner Burg, allen Barbaren zum Hohn.

Nun endlich rafften ſich die Karthager unter Hamilkars Führung auf und rüſteten heimlich.

Der Ruhm des Dionys von Phokäa aber flog mit den Herbſtſtürmen weit über das Meer. Er kam auch nach Maſſilia, deſſen blühender Handel von den mit den Karthagern verbündeten Etruskern hart bedrängt wurde.

Und zum andern Male ſandten die Bürger von Maſſilia eine Botſchaft an Dionys von Phokäa.

„Komm und herrſche über uns!" baten ſie ihn.

„Soll ich meine Freiheit aufgeben, um über euch zu herrschen?“ erwiderte er stolz, denn auch er war ein Grieche.

„So komm und führe unsere Flotte wider die Etrusker!“ baten sie weiter. „Wenn du uns führst, werden wir siegen.“

Aber auch das stand ihm nicht an. Da sie aber nicht abließen zu bitten, schloß er mit ihnen eine unverbrüchliche Waffenbrüderschaft, daß sie sich gegenseitig in der Not beistehen wollten. Und sie beschworen es vor dem Altar des Apollo.

Im Frühjahr aber, noch bevor die Stürme ganz verbraust waren und noch ehe sich Dionys von Phokäa hatte frisch verproviantieren können, erschien vor seiner Burg eine karthagische Flotte von hundert Schiffen unter der Führung Hamilkars. Eines Morgens sah sich Dionys von allen Seiten eingeschlossen. Aber er lachte nur der Anstrengungen der Feinde. Sie schlossen dreißig ihrer Schiffe Bord an Bord mit Ketten zusammen und legten sie im Halbkreis vor das erzene Tor. Die anderen Seiten der unbesteigbaren Insel umringten sie mit Wachtschiffen.

Dionys sandte des Nachts seinen besten Schwimmer aus, um seine Waffenbrüder herbeizurufen. Allein der Bote wurde von den wachsamen Feinden abgefangen, und Dionys wartete vergeblich einen ganzen Monat.

Nun schickte er einen zweiten Boten ab, der wohl ungesehen durch die Reihe der Wachtschiffe kam, weil er eine Zeitlang unter dem Wasser schwamm, den aber kurz vor der sardinischen Küste die Kraft verließ.

Und wiederum wartete Dionys vergeblich. Die Lebensmittel gingen auf die Neige. Hamilkar forderte ihn auf, sich zu ergeben, und erbot sich sogar, ihm freien Abzug zu bewilligen.

„Traue ihm nicht!“ flehte Tyra. „Karthago hat noch niemals einen Schwur gehalten.“

Darauf sandte ihm Hamilkar den abgeschlagenen Kopf des ersten Boten.

Jetzt schickte Dionys des Nachts drei Boten ab, von denen der eine glücklich nach Massilia kam. Aber die massilische Flotte war gegen die Etrusker ausgelaufen, und man wußte nicht, wo sie war. Vergeblich hatte man auf den Waffenbruder gewartet. Denn auch die Boten von Massilia waren von Hamilkar abgefangen worden.

Nun blieb Dionys nichts anderes übrig, als einen Durchbruch zu versuchen. Er ließ die vorderste der Trieren mit Schwefel und Pech, mit Holz und Stroh füllen, steckte auf ihren Mast den abgeschlagenen Kopf des Baal, setzte sie in einer dunklen Nacht in Brand, öffnete das Erztor und schleuderte die brennende Triere wie eine Riesenfackel gegen den Halbkreis der feindlichen Schiffe.

Hellauf flammten sie, und die haltenden Ketten schmolzen.

Mitten aber durch die Glut schossen dicht hintereinander die beiden anderen Trieren. Der starke Schwung, den ihnen die Walzenbahn mitgab, brachte sie so pfeilschnell durch die Flammen, daß sie nicht Feuer fangen konnten.

Das Ruder des letzten Schiffes führte Dionys. Zu seinen Füßen saß Thyra, die Arme schützend um ihr Kind gebreitet.

Ehe die Feinde zur Besinnung kamen, war Dionys verschwunden. Glücklich erreichte er Massilia, wohin eben die Flotte der Stadt zurückgekehrt war, ohne die Etrusker getroffen zu haben.

Sechs Wochen später kam das vereinigte Geschwader der Karthager und Etrusker, zweihundert Schiffe stark, vor Massilia an und forderte die Griechen zum Kampfe heraus. Dionys von Phokäa fuhr den Barbaren mit hundertzwanzig Schiffen entgegen und schlug sie so aufs Haupt, daß nicht zwei ihrer Kiele beieinander blieben.

Und wiederum trug man ihm die Herrschaft an. Er aber erbat sich Bedenkzeit bis zum Feste des Gottes Dionysos, das um die Wein-

leſe gefeiert wurde und zu dem aus allen weſtgriechiſchen Kolonien Abgeſandte und Gäſte erſchienen.

Ehe aber die zu Ehren des Gottes geſtifteten Spiele ihren Anfang genommen hatten, hoben die begeiſterten Jünglinge Dionÿs den Sieger auf ihre Schultern und trugen ihn in die Mitte des Stadions. Und alle jauchzten ihm zu als ihrem Herrſcher.

Da erhob er ſeine Hand, und es ward ſtille. Dann erhob er ſeine im Kampfgebrüll geſtählte Stimme und rief: „Seid einig, ihr Griechen, ſeid einig! Und euch gehört die Welt!"

Nun erhob ſich ein donnernder Jubel, der hoch empor bis an die Pforten des Olÿmps brandete und die Kaufleute der Barbaren, die mit ihren runden Schiffen im Hafen lagen, erbleichen machte.

Als das Feſt zu Ende ging, fertigte Dionÿs von Phokäa, nach dem Willen des Volkes unumſchränkter Herr von Maſſilia, an alle weſtgriechiſchen Kolonien Boten ab und trug ihnen auf, für eine allgriechiſche Waffenbrüderſchaft zu wirken. Auch an Athen und Lakedämom, als die Häupter der Oſtgriechen, denen die perſiſche Gefahr ſtärker als jemals drohte, ſchickte er Boten.

Und er ſprach zu allen, ehe ſie ihn verließen: „Nicht eher wird Hellas die Welt beherrſchen, bis Tÿros und Karthago zerſtört ſind."

Am nächſten Morgen fand man ihn am Altar des Dionÿſos. Er lag auf ſeinem Antlitz. Im Herzen ſtak ihm eine krumme Klinge, karthagiſchen Urſprungs, auf deren Griff die griechiſchen Worte ſtanden: „Tod dem Tÿrannen!"

So ſtarb Dionÿs von Phokäa, der unbeſiegte Seeheld, auf dem feſten Lande.

Vergeblich forſchte man nach ſeinen Mördern. Kein Grieche hatte gegen ihn die Hand erhoben.

Sein Haus war leer. Sein Weib und ſein Kind waren in derſelben Nacht ſpurlos verſchwunden.

Baal heiſchte ſein Opfer.

Auf einem ſchnellen tarteſſiſchen Schiff wurde Tyra und das Kind, das ſie dem Dionys von Phokäa geboren hatte, entführt, um den zürnenden Gott in Tyros zu verſöhnen. Allein Tyra ſtürzte ſich, als das Schiff bei der zerſtörten Burg Dionyſia vorbeiſtrich, mit ihrem Kind in die blauen Wogen und verſank für immer.

An demſelben Morgen vernichteten die durch Xerxes aufs äußerſte bedrängten und darum endlich einigen Oſtgriechen unter Führung des Themiſtokles die perſiſche Flotte bei Salamis.

So brach ſich die Woge der Barbaren.

Bald darauf waren die Griechen uneiniger als jemals. Ein Dionys von Phokäa erwuchs ihnen niemals wieder. Wohl zerſtörte Alexander der Große das alte, trotzige Tyros und zerſchmetterte Baal. Aber ſein Reich verging mit ſeinem Tode.

Erſt Roma, die Gewaltige, die Hellas beerbte, zertrat Karthago und ſchweißte an der Glut ihrer Machtbegierde und mit dem Hammer ihrer Legionen den Völkerring des Mittelmeers zuſammen.

Die Siegerin

Rhodos, die reichſte und ſeetüchtigſte der griechiſchen Kolonien, hatte zweihundert Jahre lang das öſtliche Mittelmeer beherrſcht, als Roma, die Unerſättliche, auch nach ihm die Hand ausſtreckte. Es wehrte ſich nicht erſt gegen die Übermacht und nahm die angebotene Bundesgenoſſenſchaft an, die, wie es ſich bald herausſtellte, nur eine ſchöne Umſchreibung der Untertänigkeit war. Trotzdem blieb es Rom getreu, auch in den Kriegen gegen Mithridates, der faſt alle kleinaſiatiſchen Provinzen zum Abfall brachte und Rhodos ſogar belagerte, ohne es jedoch erobern zu können.

In dem Kriege, den Pompejus gegen die Seeräuber führte, die das ganze Mittelmeer unſicher machten und an der Küſte von Cilicien eine Reihe feſter Städte und Burgen beſaßen, leiſteten ihm die Rhodier tatkräftigſte Hilfe. Pompejus hielt ſich danach längere Zeit zu Rhodos auf und erneuerte zum Andenken an die glückliche Beendigung dieſes Seezuges die Spiele von Kamiros.

Sie waren dem Helios geweiht, deſſen Tempel auf dem Hügel hoch über dem kleinen Städtchen lag. Kamiros, früher ein bedeutender Handelsplatz, war im Laufe der Jahrhunderte durch das benachbarte Rhodos, die aufſtrebende Hauptſtadt der Inſel, zurückgedrängt worden, und dadurch waren auch die Spiele allmählich in Vergeſſenheit geraten. Pompejus gab ihnen einen neuen Anſtoß, indem er ſie auf das Meer beſchränkte und außer zwanzig Talenten für die verarmte Prieſterſchaft einen goldenen Kranz für den Sieger ſtiftete.

Dann kehrte er nach der Hauptſtadt zurück und nahm teil an dem

festlichen Mahl, mit dem Calpurnius, der Einnehmer des Hafenzolles, die Hochzeit seiner Tochter Severa mit Tycho, dem Sohne des Prytanen Hermosthenes, feierte. Denn es war allgemach Sitte geworden, daß die reichen Rhodier das römische Bürgerrecht zu erwerben suchten, was sich am leichtesten durch die Heirat einer Römerin bewerkstelligen ließ.

Nach der Hochzeit übergab Hermosthenes sein Haus, seine Flotte und seinen weitverzweigten Handel seinem Sohne Tycho, um sich ganz den politischen Geschäften zu widmen. Aber Tycho, der Glückliche, wurde nicht glücklich in seiner Ehe, denn er war ein Grieche, und Severa war eine Römerin. Sie war ernst und streng, eine kühle Schönheit mit blonden Haaren, blauen Augen und schneeweißer Haut. Sie liebte Tycho mit der ganzen Glut ihres Herzens, doch ihr Stolz ließ es nicht zu, ihm diese Liebe zu zeigen. Und darum sah und fühlte er sie nicht, denn sie war nicht das Weib seiner Wahl. Nur dem Wunsche seines Vaters hatte er sich als gehorsamer Sohn gefügt. Er besaß alle Tugenden eines Griechen, er war ein gewandter Redner, ein vortrefflicher Kaufmann, ein berühmter Athleth und ein kühner Seemann. Während eines Kampfspiels zu Rhodos, in dem er dreimal siegte, hatte ihn Severa erspäht und sich in ihn verliebt. Und vornehmlich durch ihr heimliches Betreiben war die Verbindung zustande gekommen.

Tycho verwaltete, wie es die Gesetze vorschrieben, ihr Vermögen getrennt von dem seinen. Und das Glück des Kaufmanns blieb ihm auch fernerhin treu.

Zwei Jahre lebten sie so nebeneinander. Dann war er, zumal sie unfruchtbar blieb, fest entschlossen, sich von ihr zu scheiden.

„Wir werden uns trennen müssen!" sprach er am Ende des zweiten Jahres zu ihr.

„Du willst mich zu meinem Vater zurückschicken?" fragte sie sehr

ruhig, wurde aber totenbleich, so trieb ihr der römische Stolz das Blut zum Herzen.

„Das sei ferne von mir!" wehrte er weichmütig ab. „Bleib, solange du willst."

Und sie blieb. Tycho ehrte weiter in ihr die Herrin seines Hauses, zog sich aber völlig von ihr zurück. Und je mehr sie sich von ihm vernachlässigt sah, um so tiefer verschloß sich die Liebe in ihrem Herzen.

Den größten Teil des Jahres verbrachte er nun auf seinen Reisen. Bald war er in Alexandria, bald in Nicosia, bald in Halicarnassos, bald in Ephesos und Athen.

Von Caesarea und Apollonia bis nach Byzanz und Trapezus erstreckten sich seine Handelsbeziehungen. Redlich legte er die Hälfte des Gewinstes zu Severas Vermögen. Sein Glück wurde sprichwörtlich, und seine Triere, mit der er zu reisen pflegte, war die allerschnellste. Kam er in eine Stadt, wo Spiele veranstaltet wurden, verzog er wohl ein Weilchen, um zuzuschauen oder selbst als Kämpfer aufzutreten. Und auch hier blieb er Tycho, der Glückliche.

Unterdessen zerbrachen sich die Priester zu Kamiros die Köpfe, wie sie ihren Spielen aufhelfen könnten. Denn der Anstoß, der ihnen durch Pompejus gegeben worden war, hatte nur ein Jahr vorgehalten.

Im letzten Jahre hatten sich nur vier Schwimmer gemeldet, die sich auch am Tauchen und Springen beteiligten. Und um den Olivenkranz hatten sich nur zwei Segler beworben. Das Wettrojen hatte ganz unterbleiben müssen, weil sich dazu nur eine Triere aus Lindos eingefunden hatte.

Also saßen die zwölf Priester des Helios, denen die Ordnung der Spiele oblag, beieinander und dachten tief und lange nach. Und sie kamen auch wirklich auf einen ganz vortrefflichen, echtrhodischen

Einfall. Sie zerstreuten sich über die ganze Insel, suchten bei dem Landvolk hin und her, und ein jeder brachte ein Mädchen mit, das er für das schönste hielt. Ein Jahr lang wurden diese zwölf Mädchen im Tempel erzogen und unterrichtet.

Dann sollte das schönste von ihnen als Geschenk des Helios und als Preis für den Sieger im Wettrojen ausgewählt werden.

Als das Jahr um war, fiel die Wahl auf Euthymia, die Tochter eines Hirten, der seine Ziegen und Schafe an den Abhängen des Atabyris weidete. Sie wurde mit Purpur bekleidet, auf einen Thron gesetzt und erhielt den Zunamen Kalliste, d. i. die Schönste.

Und sie lächelte in ihrer süßen Lieblichkeit und Unschuld auf das Volk hernieder, das nun von allen Seiten, zu Fuß, zu Roß und zu Schiff herbeigeströmt kam, und harrte des Siegers.

Die Spiele nahmen ihren Anfang mit Weiheopfern, an denen sich alle Wettkämpfer beteiligen mußten, mit Musik und Gesängen. Siebenunddreißig Schwimmer stürzten sich gleichzeitig in die Wogen, strebten mit aller Macht, die Boje vor dem Hafen zu erreichen, umkreisten sie, drangen vor, blieben zurück, streckten ihre Sehnen durch die blauen Fluten, bis endlich der Sieger unter dem lauten Beifallsgeschrei der Zuschauer den Strand erreichte und vor Euthymia Kalliste das zitternde Knie beugte. Und sie krönte ihn mit dem grünen Eichenkranz.

Dann kamen die Taucher, die Springer und die Segler, deren Wettkampf wegen der flauen Brise allerdings nicht sehr aufregend verlief.

Die Zuschauer machten es sich inzwischen bequem, lagerten sich am Strande und auf dem Hafendamm, begrüßten sich, jauchzten und sangen. Händler mit Kränzen, mit gesottenen und gebratenen Würsten, mit Datteln, Feigen und andern Südfrüchten drängten sich durch die bunte Menge. Man feilschte hier um einen Ziegenbock, da um

ein Paar Sandalen oder um eine Armſpange, betrog ſich und vertrug ſich wieder.

Plötzlich ertönten von der Tempelbrüſtung die Poſaunen.

Das Wettſegeln war abgebrochen worden, weil der Wind inzwiſchen völlig eingeſchlafen war. Nun ordneten ſich die Trieren, ſechs an der Zahl, vor dem weißen Tau, das ſich über den Hafen ſpannte. Weit draußen, dem Auge gerade noch erreichbar, lag das Zielboot.

Wieder dröhnten die Poſaunen: das weiße Tau fiel. Wildes Geſchrei antwortete, womit die Führer der Trieren, die ſich langſam in Bewegung ſetzten, die Rojer antrieben. Die Zuſchauer winkten und ſchrien, ſtellten ſich auf die Zehen und reckten die Hälſe.

In demſelben Augenblicke, da die ſechs Schiffe mit Gewalt aus dem Hafen ſchoſſen, fuhr Tycho mit ſeiner Triere dicht am Ufer vorüber. Er kam mit leichter, aber koſtbarer Ladung von Delos und ſtrebte nach Rhodos.

Kaum ſah er die ſechs Trieren dahinſchießen, nahm er dem Steuermann das Ruder aus der Hand und warf es herum.

Dafür war Tycho ein Grieche.

„Volle Kraft!" kommandierte er.

Nun griff die Reſervemannſchaft mit an die eſchenen Remen. Sie bogen ſich von der Überwucht. Es war keiner unter den Rojern, der nicht ſeine geſamte Kraft angeſpannt hätte. Denn auch ſie waren alleſamt Griechen.

Den andern ſechs Trierenführern, die ſchon weit voraus waren, war das Spiel ein ernſter Kampf um den ſchönſten Preis, der jemals vergeben worden war. Für Tycho, der den Preis gar nicht kannte, weil er ſich weit über ſechs Monate von Rhodos ferngehalten hatte, war dieſer Kampf nichts als ein heiteres Spiel, ſeine Kräfte zu meſſen.

Und darum ſiegte er. Schon beim Zielboot hatte er die beiden letzten Gegner überholt, die andern vier ſchlug er auf dem Rückwege ſo gründlich, daß er mit drei Schiffslängen Vorſprung vor Timokrates aus Lindos den Hafen gewann.

Der Jubel brach los wie ein Gewitter nach langer, lähmender Schwüle. Man erkannte ihn. Und höher ſchwoll das Geſchrei.

Wie er ſich auch ſträubte, er wurde im Triumph zum Tempel getragen. Die andern ſechs Bewerber erhoben Widerſpruch, vornehmlich Timokrates, ein breiter, behäbiger Kerl, aber ſie wurden niedergebrüllt. Die beiden letzten wurden ſogar wegen ihrer Langſamkeit verſpottet und mit Schlägen bedroht.

„Tycho, der Glückliche, hat geſiegt!" jauchzte das Volk.

„Ich habe geſiegt!" ſchrie Timokrates erboſt.

Aber die Jünglinge, die Tycho auf den Schultern trugen, ſtießen Timokrates hinweg.

„Still, Freunde!" bat Tycho lächelnd. „Laßt Timokrates den Kranz."

Aber es half ihm nichts. Keiner war für Timokrates, alle waren gegen ihn, und ſtetig wuchs die Erregung der Menge, da die Prieſter zögerten.

„Euthymia ſoll entſcheiden!" ſprachen ſie endlich und führten beide, Tycho und Timokrates, vor den Thron.

„Kröne den Sieger!" befahl der Oberprieſter und reichte ihr den goldenen Kranz.

„Welches iſt der Sieger?" fragte ſie lächelnd und muſterte beide.

„Wähle!"

Und das Volk ſchwieg und wagte nicht zu atmen.

„Ich bin der Sieger!" rief Timokrates und warf ſich in die Bruſt. „Er zählt nicht mit. Er war nicht bei den Weihopfern zugegen."

„Kröne ihn!" bat Tycho und beugte sich tief vor ihrer Schönheit. „Ich habe genug Kränze daheim."

Da stieg sie herab vom Thron und setzte Timokrates den Kranz auf.

Dann aber schritt sie zu Tycho, schlang die Arme um seinen Nacken, küßte ihn und schmiegte sich an ihn.

Und alsobald erhob sich ein Jubel, der weit ins Land hinein und über das Meer stürmte und nicht enden wollte.

„Ich bin dein," flüsterte Euthymia an Tychos Brust. „Du hast mich errungen. Helios hat dich hergeführt."

Und er zog sie an sich, küßte sie vor allem Volk, hob sie auf die Arme und trug sie auf sein Schiff.

So brachte er sie nach Rhodos.

Severas wegen aber führte er sie nicht in sein Haus, sondern mietete für Euthymia Kalliste vor der Stadtmauer ein weißes, marmornes Lusthaus, dessen weiter Park ans Ufer des Meeres stieß. Hier liebte er sie mit der ganzen Kraft seiner jungen Jahre. Und sie zeigte sich seiner Liebe würdig in allem, was sie dachte und tat. Selten nur verließ er sie und dann stets auf kurze Zeit. Seine Reisen schränkte er auf das Allernotwendigste ein. Er beschenkte sie mit Sklavinnen und brachte ihr als sichersten Schutz seinen großen, cappadocischen Hund, dessen Wachsamkeit und Treue er seit Jahren erprobt hatte.

Severa blieb es nicht lange verborgen, wo er seine Zeit verbrachte, und sie verzehrte sich in Eifersucht. Ein halbes Jahr ertrug sie es und hoffte. Allein Tycho kehrte nicht zu ihr zurück.

Da barg sie eines Abends, als sie ihn auf einer Reise in Halicarnassos wußte, in ihrem dunklen Gewand einen spitzen Dolch, eilte zur Villa hinaus, schlich sich in den Park und durch die Büsche, traf auf den Hund, der ihr schweifwedelnd entgegenkam, und drang, geführt von dem treuen Wächter, in das Haus ein.

An der Tür eines Gemaches, in dem eine rote Ampel brannte, blieb sie stehen.

Leise trat sie ein. Da ruhte Euthymia auf dem Lager, mit einem feinen Byssosgewebe bedeckt und schlief. Ganz ruhig ging ihr Atem ein und aus. Unbewölkt war ihre klare Stirn. Sie lächelte wie ein Kind.

„Tycho!" flüsterten ihre brennendroten Lippen im Traum.

Severa zog den Dolch und beugte sich über sie. Sie sah Euthymias göttliche Schönheit und sah auch, daß sie guter Hoffnung war. Das raubte Severa die Kraft.

Ihre Hand sank, und klirrend fiel der Dolch zu Boden.

Euthymia fuhr auf.

„Wer bist du?" fragte sie erschreckt.

„Ich wollte dich töten!" erwiderte Severa und stand regungslos wie eine Bildsäule.

„Mich töten?" rief Euthymia und erhob sich langsam, wobei sie sich in den blendenden Byssos hüllte. „Was hab ich dir getan, daß du mich töten willst?"

„Du hast mir Tycho geraubt!"

„Wer bist du?" rief Euthymia und wich ängstlich zurück.

„Sein Weib!"

„Sein Weib?" flüsterte Euthymia und schüttelte den Kopf, daß ihre braunen Locken zitterten. „Tycho hätte ein Weib? Er hat mir nichts von dir erzählt."

Da schlug Severa die Hände vor das Antlitz und sank weinend aufs Lager.

„Du bist unglücklich?" forschte Euthymia und wagte sich näher. „Er liebt dich nicht."

„Er hat mich nie geliebt!" schluchzte Severa auf.

„Und trotzdem bist du sein Weib?" fragte Euthymia verwundert.

„Ich liebe ihn!" ſtöhnte ſie auf.

„So bete zur Göttin!"

„Ich kann nicht beten."

„Bring ihr Opfer, daß ſie dich erlöſt von deiner Liebe."

„Ich bin nicht zu erlöſen."

„Du arme, arme Frau!" ſprach Euthymia mitleidig, ſetzte ſich neben ſie und ſtreichelte ihr die blaſſen Wangen. „Ich möchte dir ſo gerne helfen."

„Laß von ihm."

„Wenn ich es könnte!"

„Geh fort, ganz weit, daß er dich nicht findet."

„Er wird mich ſuchen, bis er mich gefunden hat. Und ginge ich ans Ende der Welt."

„O, hätte ich dich getötet!" ſchluchzte Severa voller Verzweiflung auf.

„Hätte es dir geholfen?" ſprach Euthymia ſanft und umfing ſie zärtlich. „Siehe, er wäre unglücklich geworden, noch unglücklicher als du. Und er hätte dich verflucht."

Severa nickte ſtumm.

„Willſt du ihn unglücklich machen?" flüſterte Euthymia warm.

„Sein Glück iſt mein Unglück!" ſeufzte Severa.

„O ſprich nicht ſo!" lächelte Euthymia. „Du biſt ſo ſchön und ſtolz. Ich liebe dich wie eine Schweſter. Er wird uns beide lieben, wenn ich ihn darum bitte."

„Uns beide lieben!" fuhr Severa auf. „O, ihr Götter! Das könnteſt du?"

Euthymia nickte ernſthaft.

„Du könnteſt ihn darum bitten!" rief Severa und erhob ſich. „Du, die du ihn liebſt?"

„Ich könnte es!"

„Ich nicht!" sprach Severa leise und senkte den Kopf. „Ich könnte es nicht."

Und nun erst sah sie, daß sie Tycho für immer verloren hatte. Ein Fröstеln überlief sie. Fester hüllte sie sich in ihr Gewand.

„Leb wohl!" sprach sie kurz.

„Du willst schon gehen?" fragte Euthymia und hielt sie fest. „O bleib, bleibe bei mir. Er kommt um Mitternacht. Vielleicht schon früher. Ich will ihn für dich bitten. Er schlägt mir nie eine Bitte ab."

„Leb wohl!" flüsterte Severa und küßte sie. „Leb wohl und bring ihm diesen Kuß von mir. Nur diesen einen. Du bist das Geschenk der Götter, nicht ich. Bitte ihn nicht für mich. Bete für mich zur Göttin, daß sie mir gnädig sei."

Euthymia küßte sie wieder.

Severa ging. In der Tür wandte sie sich noch einmal um, ließ ihre blauen, verschleierten Augen auf Euthymias Schönheit ruhen, streckte die Hand aus und flüsterte: „Gib mir den Dolch, Schwester!"

Euthymia hob ihn auf und reichte ihn ihr.

„Was hast du im Sinn, liebe Schwester?" fragte sie ängstlich.

„Nur sein Glück und das deine!" sprach Severa ruhig und verließ die Villa durch die hintere Pforte.

Der treue Hund begleitete sie durch den Park bis ans Ufer des Meeres. Hier lag ein kleines Boot an der Kette, sie stieg hinein und löste es.

Dann stieß sie ab, nachdem sie den Hund zurückgescheucht hatte, stieß hinaus in das dunkle, schwellende Meer und in die tiefe, schwüle, sternenlose Nacht.

Ganz weit hinaus fuhr sie, bis sie die Lichter des rhodischen Hafens aufleuchten sah. Dann saß sie und lauschte lange auf das drangvolle Gewühl der Wogen, die sich am Steven ihres Bootes brachen.

Plötzlich ſchrak ſie auf. Sie ſah eine Triere auf ſich zukommen, ſah die Laternen am Maſt und an den beiden Borden und hörte die Rufe des Steuermanns, der die Rojer antrieb. Genau auf das kleine Boot zu ging der ſchnurgrade Kurs des großen Schiffes.

Da ließ ſie ſich mit einem Seufzer über Bord gleiten und verſchwand in der dunklen Tiefe.

Kurz darauf ſtieß der Steven der Triere auf das leere Boot und drückte es unter Waſſer, daß es verſank.

„Was war das?" fragte Tycho, der neben dem Steuermann auf dem Achterdeck ſtand.

„Ein Wrackſtück!" erwiderte der Steuermann mit Gleichmut und ſchaute geradeaus auf die Lichter des Hafens, um die ſchmale Einfahrt gut zu treffen.

Sindbads letzte Reise

Als Sindbad, der Seefahrer, die Geschichte seiner siebenten Reise erzählt hatte, entließ er seine Freunde und schenkte Sindbad, dem Lastträger, abermals hundert Zechinen.

Neun Tage blieb Sindbad, der Seefahrer, in seinem Hause. Dann ließ er seine blühende Handlung, die sich von Malakka bis Smyrna erstreckte, in der Obhut seiner Familie zurück, nahm Abschied von seinen Freunden, die sich gar sehr darüber verwunderten, daß er trotz der ungeheuren Gefahren, in die ihn seine sieben Reisen gestürzt hatten, noch eine achte unternehmen wollte, und von Sindbad, dem Lastträger, der eben dabei war, mit den siebenhundert Zechinen einen Teppichhandel anzufangen, fuhr hinab gen Basra, wo er sich ein neues und überaus starkes Schiff bauen ließ, warb die tüchtigsten und zuverlässigsten Matrosen an und stach nach Osten in See.

Nach zwei Jahren kehrte er wohlbehalten und mit reichem Gewinn gen Bagdad zurück, lud wiederum seine Freunde zu sich, auch Sindbad, den Teppichhändler, der inzwischen ein reicher Mann geworden war und dessen anfängliche Demut sich kraft des Reichtums in eitel Hochmut verwandelt hatte, bewirtete sie alle aufs köstlichste, setzte sich mitten unter sie und begann die Erzählung seiner achten Reise.

„Wisset denn, meine Freunde, daß ich diese meine Reise unternommen habe, um meinen Handel bis nach China auszudehnen. Und Allah war mit mir. Er führte mich in eine große Stadt an der Mündung eines breiten Flusses, darin sie Perlen fischten. Der König der Stadt ließ mich zu sich kommen und erzeigte mir viel Ehre.

Daſelbſt wohnte ein weiſer Mann, Tſching-hü mit Namen, der brachte mir auf mein Schiff ein Männlein, aus Eiſen geſchmiedet, kaum drei Spannen lang, das hing er über dem Steuerruder auf. Höre, Sindbad, ſprach er zu mir, da du ein weitgereiſter Seemann biſt und Gott der Herr dich ſichtbarlich behütet hat, bringe ich dir das Wundermännlein, das ich ſelbſt geſchmiedet habe. Denn ſiehe, es hält ſeine Arme ausgeſtreckt nach beiden Seiten. Ich habe ihm ein Röcklein aus Seide angezogen mit einem roten und einem blauen Ärmel. Wie du es auch hin und her ſchwingen und im Kreiſe herumtanzen läſſeſt, es wird, wenn es erſt wieder zur Ruhe gekommen iſt, immerdar gen Mittag und Mitternacht weiſen. Alſo ſprach er zu mir, und da ich das Männlein tanzen ließ und es zur Ruhe kam, ſah ich, daß er die Wahrheit geſprochen hatte."

„Ein Märchen!" lächelte Sindbad, der Teppichhändler, und machte eine wegwerfende Handbewegung.

Und die andern nickten, weil ſie derſelben Meinung waren.

„Haſt du das Männlein mitgebracht?" fragte ſein beſter Freund.

Sindbad, der Seefahrer, ſchüttelte den Kopf und fuhr fort: „Ich reiſte mit ihm heim, und es hielt ſeine beiden Arme ausgeſtreckt gen Mittag und Mitternacht, alſo daß wir immer auf dem rechten Wege blieben. In einer Nacht aber erhob ſich ein großer Sturm, daß wir die Herrſchaft über das Schiff gänzlich verloren. Darüber ſchrien die Matroſen, daß Allah uns verlaſſen hätte, und gaben dem Eiſenmännlein die Schuld daran, alſo daß ſie es heimlich über Bord warfen. Und alſobald ließ der Sturm nach."

„Aha!" rief Sindbad, der Teppichhändler. „Der Gläubige ſoll ſich nimmermehr mit den Werken der Magier bemengen."

„Es war kein Magier," ſprach Sindbad, der Seefahrer, „ſondern ein frommer Mann unſeres Glaubens, dem Allah die Gnade erwieſen hatte, eines ſeiner verborgenen Wunder zu entdecken, zu Nutz

und Frommen der Seefahrer. Mit Eifer und Bedacht hat er die Bücher der Weisen studiert. Er hat in seinem Hause ein Abbild der Welt. Das hängt an einer goldenen Kette und ist rund wie ein Ball."

„Ein Ball!" lachte Sindbad, der Teppichhändler. „Die Welt ist ein platter Kuchen, den Allah auf den Händen trägt. Willst du es besser wissen als der Prophet?"

„Höre Sindbad," sprach der älteste seiner Freunde, dem der Bart silberweiß auf den Gürtel fiel, „du hast uns erzählt von schändlichen Ungetümen, die Schiffe verschlingen, von dem Vogel Roch, an dessen Fuß du dich festbandest, von Riesen, die Menschen fressen, groß wie Türme, von Meerhengsten, Wehrwölfen, geflügelten Dämonen, von Seeschlangen und Magnetbergen. Das alles hast du uns erzählt, und wir haben es dir geglaubt. Dies aber mit dem Eisenmännlein, dessen Arme immerdar nach Mittag und Mitternacht weisen, vermögen wir dir nicht zu glauben, noch viel weniger, daß die Erde rund ist wie ein Ball."

„Sieben Märchen habe ich euch erzählt!" erwiderte Sindbad, der Seefahrer.

„Und dies ist das achte!" rief Sindbad, der Teppichhändler, schnell.

„Diesmal spreche ich die Wahrheit!" erklärte Sindbad, der Seefahrer. „Diesmal spreche ich von Allahs Wundern, nicht von meinen eigenen Lügen, die ich zu meinen Reisen tat, um sie euch schmackhafter zu machen. Verzeiht mir, o Freunde! Ich erfand Dinge, die unweise und töricht und keineswegs dazu angetan sind, Allahs Ruhm zu erhöhen. Ich bin in den Fehler des gemeinen Schiffsvolkes gefallen und bereue es sehr. Allah mag mir meine Sünden verzeihen! Allein der vierte Erdteil, den ich zur Ausschmückung meiner Reisen erfand, ist wirklich vorhanden. Ich sah ihn bei Tsching-hü auf dem Abbild der Welt, das an der goldenen Kette

hing. Dieſer Weltteil zieht ſich lang von Mittag gen Mitternacht hin. Ein mächtiger König von China ließ einſt eine Flotte von ſieben Schiffen morgenwärts auslaufen, und ein einziges kehrte nach ſieben Jahren zurück, und zwar von Abend her. So fand es Tſching-hü in den alten Büchern verzeichnet. Dieſes eine Schiff iſt rund um die Welt geſegelt."

„Er iſt närriſch geworden!" rief Sindbad, der Teppichhändler, ſchlug ſich dreimal mit der flachen Hand auf den kahlen Kopf und verließ das Haus.

Die andern Freunde aber ſaßen noch eine Weile und ſchauten betroffen zu Boden.

„Geht auch ihr, meine Freunde," ſprach Sindbad, der Seefahrer, „ſo ihr an Allahs Wunder nicht glaubt. Ich aber will ihm dafür auf den Knien danken."

Alſo verließen ſie ihn, gingen in den Baſar und erzählten, daß Sindbad, der Seefahrer, wiederum heimgekehrt ſei, aber leider den Verſtand völlig verloren hätte. Auch Harun al Raſchid, der Beherrſcher der Gläubigen, vernahm durch ſeinen Leibarzt davon und ließ Sindbad, den Seefahrer, zu ſich rufen.

„Höre, Sindbad," ſprach er zu ihm, „du haſt Dinge erzählt, die den Worten des Propheten zuwiderlaufen. Wäreſt du ein Narr, ſo ließe ich es wohl dahingehen. Da du aber ein reicher Mann biſt, deſſen Tun Allah ſichtbarlich ſegnet, ſo beweiſe mir, daß du nicht gelogen haſt. Bringe mir ein ſolches Eiſenmännlein, das immerdar gen Mittag und Mitternacht weiſt, bringe es mir aber von Abend, indem du gen Morgen fährſt."

Alſo trat Sindbad, der Seefahrer, ſeine neunte Reiſe an. Er kam nach China, fand die große Stadt am Perlfluß und begab ſich zu Tſching-hü, dem er die Worte Harun al Raſchids erzählte.

„Ich werde mit dir fahren!" ſprach Tſching-hü nach kurzem Be-

denken. „Denn ich habe in den Büchern unserer Weisen die Nachricht gefunden, daß auf dem vierten Kontinent zwei Könige herrschen, ein guter und ein böser, und daß zwischen ihren Reichen eine schmale Durchfahrt nach dem Westmeer offen steht."

Darauf gingen sie zum Könige, der über die Stadt im Namen des Kaisers gebot. Er hieß ihren Plan gut und gab ihnen drei neue und starke Schiffe, deren eichene Spanten und Planken mit eisernen Nägeln und Krampen zusammengehalten wurden, Sklaven, die Ruder und Segel zu bedienen, und Proviant für sieben Jahre.

Sindbad, der Seefahrer, schickte sein Schiff mit reicher Ladung und seine Mannschaft heim nach Basra und gab dem Kapitän einen Brief an Harun al Raschid und eines der Eisenmännlein mit, die Tsching-hü mit leichter Mühe zu schmieden verstand. Allein das Schiff ging unter im Sturm, noch ehe es Malakka erreicht hatte.

Sindbad aber trat mit Tsching-hü an Bord des größten der drei chinesischen Schiffe. Jedes dieser Schiffe hatte ein Eisenmännlein über dem Steuerruder hängen und auf dem größten hing der runde Ball, auf dem die Welt abgebildet war.

So stachen sie den Perlfluß hinaus nach Osten in See. Und Allah hielt über Sindbad und Tsching-hü seine schützende Hand, daß sie die drei Schiffe glücklich durch Stürme und Windstillen brachten. Von Insel zu Insel schifften sie, wo sie Wasser und frischen Proviant einnahmen und vielerlei nackte und wilde Menschen trafen, die ihnen aber nichts zuleide taten, da sie Furcht hatten vor den langen Schwertern der Fremdlinge. So segelten sie immer weiter nach Osten, bis sie am dreizehnten Neumonde ein hohes Land erblickten, auf dessen Bergen Schnee lag. Die Leute, die dort wohnten, waren kupferrot von Farbe, wohlgekleidet, von friedlicher Gesinnung, aber mit trefflichen Waffen ausgerüstet. Sie führten Sindbad und Tsching-hü vor ihren König, der eine rote Stirnbinde trug und sie freundlich aufnahm.

„Dies ist der gute König!" sprach Tsching-hü, und Sindbad nickte.

Dieser König ließ ihnen gegenüber elf weise Priester stellen, die den Fremdlingen immerdar auf den Mund schauten und bald wußten, wie ein jeder dieses und jenes in seiner Sprache nannte, also, daß sie ihrem Könige bald als Dolmetscher dienen konnten. Und er verwunderte sich über alles, was er von Sindbad über den Propheten Allah und den Beherrscher der Gläubigen erfuhr, und nicht minder über das, was Tsching-hü von dem Reiche der Mitte und seinem allmächtigen Kaiser berichtete. Danach ließ er die beiden Fremdlinge in eine goldene Sänfte steigen, damit sie sein Land in Augenschein nähmen. Die elf Dolmetscher aber blieben an ihrer Seite und wiesen ihnen alles, was sie zu sehen begehrten. Da sahen sie denn, daß alles in diesem Lande sehr wohl und sicher geordnet war. Die Leute arbeiteten nur für den König, dem alles Land und alles, was darin war, gehörte. Sie bauten für ihn Korn und einen Strauch, dessen Äpfel in der Erde wuchsen, bewässerten das bergige Land mit großer Kunst und schafften eifrig. Nichts gehörte ihnen, alles war des Königs Eigentum, und doch waren sie keine Sklaven. Er allein speiste, tränkte und kleidete sie, daß kein einziger Mangel litt. Obschon sie sehr künstliche Webereien und Metallarbeiten verfertigten, trieben sie doch keinerlei Handel, weil alles dem Könige gehörte. Auch hatten sie viel Gold, das sie aus dem Gestein wuschen und aus dem Felsen brachen, wühlten tief in den Bergen danach, allein sie achteten es nicht als Geld und Geldeswert, wie sie denn auch keine Münzen hatten, sondern sie gebrauchten es nur, ihrem Könige Geschenke daraus zu fertigen und die Risse ihrer Wasserrinnen damit zu stopfen. Da der König für alle sorgte, darum dachten sie auch nichts anderes als an den König und wie sie sich ihm angenehm machen könnten. Sie beteten zu ihm wie zu einem Gott und nannten ihn den Sohn der Sonne. Sie brauchten keine Richter,

da sie keine Streitigkeiten hatten. Es gab weder Reiche noch Arme. Über zehn Männer war ein Aufseher gesetzt, über zehn Aufseher ein Oberaufseher, über zehn Oberaufseher ein Befehlshaber, über zehn Befehlshaber ein Oberbefehlshaber. Diese Oberbefehlshaber waren dreihundert an der Zahl und standen unter dem König. Nichts geschah ohne seinen Willen. Es gab keine Henker im ganzen Lande. Jeder Ungehorsame hatte sich selbst das Leben zu nehmen, wenn es der König befahl. Keiner durfte reisen und seinen Ort verlassen ohne die Erlaubnis des Königs. Von der Hauptstadt aus gingen vier Straßen nach Mittag und Mitternacht, nach Morgen und Abend. Jede war vierzig Schritte breit, glatt wie ein Tisch und reichte bis an die Grenze des Landes. Je eine Tagereise weit stand ein Turm mit einer Wache darauf. Die Städte waren groß und zahlreich, mit Palästen und Tempeln geschmückt, die mit Gold und Silber verziert waren. Die Götzen dieser Leute waren mannigfach von Gestalt und aus Gold gemacht. Sie opferten ihnen die Früchte des Feldes und die Tiere des Waldes. In jedem Orte stand ein Haus, darin alle Mädchen und Jungfrauen für den König bewahrt wurden. Doch nur die allerschönsten ließ er zu sich kommen, die andern verheiratete er nach seinem Willen, also daß keiner ein anderes Weib nehmen durfte, als es der König befahl. So herrschte in diesem weiten Lande eine bewundernswerte Ordnung, und keiner wünschte sich die Unordnung, da sie jedem unbekannt war. Die Arbeit war allen eine Lust, da keiner da war, der müßig ging.

Als Sindbad und Tsching-hü wieder zum König zurückkehrten, lobten sie laut seine Weisheit und Güte. Darauf führte er sie in seine Schatzhäuser, sieben an der Zahl, die bis unter das Dach mit Gold gefüllt waren.

Und er sprach: „Nehmt euch, soviel ihr tragen könnt."

„Das sei ferne von mir, o König," rief Sindbad, „daß ich dich

und die Deinen beraube, hat mir doch der Herr mein Gott schon genug gegeben."

Tsching-hü aber sprach: „Ich strebe nicht nach Gold, sondern nach Weisheit."

Da griff der König ein kleines Götzenbild heraus, ein niedriges, hockendes Männlein aus lauterem Golde, drang es Sindbad auf und sagte: „Binde es in deinen Gürtel. Denn es wohnt eine große Kraft in ihm, die euch schützen wird auf eurer weiten Reise."

Sodann ließ er seine Sterndeuter und Weisen kommen und fragte sie, wo der Weg nach dem großen Westmeer hinausführe. Und sie wiesen nach Mitternacht.

Also stachen Sindbad und Tsching-hü am siebzehnten Vollmond mit ihren drei Schiffen wieder in See und fanden bald eine günstige Strömung längs der Küste. Zuweilen landeten sie und fragten die Leute, die daselbst wohnten, wo das Westmeer läge. Und sie wiesen immer nach Mitternacht hinauf, bis sie an eine Stelle kamen, wo sie plötzlich nach Morgen hinüberwiesen. Da aber an diesem Ort keine Straße vorhanden war, schifften sie immer weiter an der Küste entlang, um die Durchfahrt zu suchen, bis sie eine Stadt erblickten mit einem gewaltigen Tempel, der unten breit und oben schmal war und wie ein viereckiger, getreppter Steinhügel inmitten der andern Häuser lag.

Die Leute, die hier wohnten, stellten sich zuerst freundlich an, lockten Sindbad mit zwölf andern von den Schiffen herunter, überfielen sie am Strande, als sie nichts Böses ahnten, und führten sie gefangen zehn Tage lang auf einer sehr beschwerlichen Reise ins Land hinein bis zur Hauptstadt, die sehr groß und überaus prächtig war und inmitten eines Sees lag, zu dessen Ufer sechs breite gepflasterte Dämme führten. Sie wurden alsobald vor den König gestellt, der eine Krone aus bunten Vogelfedern auf dem

Haupte trug und ein Kleid aus Silberfäden anhatte, das mit Gold verziert war. Wie denn in diesem Lande viel mehr Silber als Gold vorhanden war. Als der König sah, daß die Fremdlinge friedliche Leute waren, gebot er, ihnen die Fesseln abzunehmen. Alsdann wurden sie auf die Höhe des größten Tempels geführt, wo ein greuliches Götzenbild stand. Hier setzte sich der König mit seinen Priestern nieder, und alsobald wurden Leute herbeigeschleppt, vierhundertneunundneunzig an der Zahl, die alle dem Götzen geopfert wurden.

„Das ist der böse König!" sprach Sindbad zu seinen Begleitern. Und sie fürchteten sich sehr.

Es waren aber unter den Opfern auch Jünglinge und Jungfrauen desselben Landes, aus edlem Geschlecht, die nichts Übles getan hatten. Und sie mußten allesamt sterben. Da aber die Zahl noch nicht voll war, bezeichnete der König einen Mann aus seinem Gefolge, der als der Fünfhundertste geopfert wurde. Danach setzten sich alle nieder und begannen die Geopferten zu verzehren. Auch den Fremdlingen setzte man davon vor.

„Allah bewahre uns vor dieser losen Speise!" rief Sindbad und wandte sich schaudernd ab.

Darüber ergrimmte der König, warf alle dreizehn in das Gefängnis desselben Tempels, ließ ihnen drei große Schüsseln dieser fürchterlichen Nahrung vorsetzen und bedeutete ihnen, daß sie am nächsten Morgen ebenso geopfert werden würden, wenn sie weiterhin diese Speise verschmähten. Da verfiel Sindbad darauf, in den Boden des Gefängnisses ein großes Loch zu machen. Darein leerten sie die Schüsseln und deckten wieder die Erde darüber. Als der König am Morgen wiederkam und die Schüsseln leer fand, bezeigte er seine Zufriedenheit und ließ sie auf ihre Bitte wieder davonziehen. Noch ehe sie aber die Stadt, vor der Tsching-hü mit den

drei Schiffen lag, erreicht hatten, wurde der Betrug entdeckt und ihnen ein schneller Bote nachgesandt. So fielen sie wiederum dem königlichen Statthalter in die Hände, der sie in das Gefängnis seines Tempels werfen ließ. Er versuchte auch, sich der drei Schiffe zu bemächtigen, allein Tsching-hü war auf der Hut und brachte die Schiffe auf die See hinaus, wohin die Feinde in ihren schmalen Booten nicht zu folgen vermochten.

In dieser Not gedachte Sindbad an die Worte des guten Königs und wies dem Wärter des Gefängnisses das goldene Götzenbild. Und er nahm es und versteckte es in dem Gefängnis gleich neben der Tür hinter einem losen Ziegel. Daraus ersah Sindbad, daß er es redlich mit ihnen meinte.

Des Nachts kam der Wärter und führte sie leise aus dem Tempel heraus. Er band sogar sein eigenes Schwert von der Hüfte, als Sindbad eines von ihm heischte, und gab es ihm.

Doch die Flucht wurde vorzeitig entdeckt. Die Muschelhörner schrien durch die stillen Straßen. Gewaffnete stürzten herbei, schwangen Fackeln und Spieße, um den Flüchtlingen den Rückzug zum Meere abzuschneiden. Der Wärter wurde vor ihren Augen niedergehauen.

Sindbad war der erste am Strande und stellte sich vor das Boot, um die Feinde abzuwehren. Er focht, bis sich alle zwölf gerettet hatten.

Da traf ihn ein Pfeil ins Herz, und er fiel rücklings ins Boot. Die andern stießen ab und ruderten mit aller Macht, bis sie die Schiffe erreichten.

So starb Sindbad, der Seefahrer, getreu dem Gebot des Propheten im Kampf gegen die Ungläubigen, und seine Seele ging ein ins siebente Paradies.

Tsching-hü, der sich nicht getraute ohne Sindbad die Durchfahrt nach Osten zu finden, kehrte um, verlor unterwegs zwei Schiffe, brachte aber das dritte glücklich heim.

Sein wunderbares Eisenmännlein brauchte über dreihundert Jahre, bis es im Mittelmeer als Kompaß auftauchte.

Siebenhundertundzwölf Jahre aber vergingen noch seit Sindbads letzter Reise, ehe Fernão de Magalhães den Weg aus dem Westmeer ins Ostmeer suchte und fand.

Dagegen fand nur wenige Jahre nach ihm Bernal Diaz del Castillo, der Ferdinand Cortez das blutgetränkte Reich der Azteken erobern half, hinter dem fünften Ziegel am Eingang des Kellergewölbes des großen Tempels von Acapulco ein goldenes Götterbild, ohne daß er danach gesucht hatte. Und da er es genauer ansah, deuchte es ihm, daß es ganz anders gestaltet sei als die mexikanischen Götzen.

Denn er wußte noch nichts von Peru, dem Reiche des guten Königs, das erst acht Jahre später von Franz Pizarro entdeckt, erobert und verwüstet wurde.

Also wunderte sich Bernal Diaz del Castillo sehr über den unverhofften Fund und ließ den ganzen Tempel umreißen. Aber er fand nichts. Worüber er sehr enttäuscht war. Wie man es nachlesen kann im fünfundzwanzigsten Buch seiner wahrhaftigen Geschichte von der Eroberung Neu-Spaniens.

Freydis Rothaar

Kurz vor der Wende des ersten Jahrtausends, als der neue Glaube an den gekreuzigten Gottessohn in Island festen Fuß zu fassen begann, lud Eirek der Rote, ein unbeugsamer, gewalttätiger Mann, seine beiden Frauen, Braggar und Gunhilt, seine beiden Söhne, Leif und Thorstein, die ihm Braggar geboren hatte, seine Dienstleute und sein Vieh und alles, was er an Schätzen besaß, auf seine beiden Schiffe und fuhr nach Westen hinüber, wo er schon vor einigen Jahren ein grünes Land entdeckt und es Grönland benannt hatte.

Hier warf er seine beiden Stuhlstäbe ins Meer und baute sich ein festes Haus an der Stelle, wo sie von den Wogen an den Strand getrieben worden waren. Neun andere Genossen ließen sich mit ihm nieder, die auch den Göttern treu bleiben wollten, und ehrten ihn als das Haupt der Gemeinde.

Braggar, die heimlich zum neuen Glauben neigte, starb hier vor Heimweh. Aber auch Gunhilt riefen die Götter zu sich, als sie eine Tochter gebar, der Eirek den Namen Freydis gab. Und da sie im Gegensatz zu ihren beiden Brüdern des Vaters leuchtendes, feuerfarbenes Haar geerbt hatte, hieß sie bald nicht anders als Freydis Rothaar.

Sie erwuchs zu einer überaus schönen, stolzen Jungfrau, und Eirek der Rote liebte sie, weil er sein eigenes, unbändiges Blut in ihr fühlte, während er seinen Söhnen weniger geneigt war, obschon sie nichts Übles taten. Aber sie waren klein von Gestalt und hatten die aschblonden Haare ihrer Mutter, waren auch längst vom

heidnischen Aberglauben abgefallen, hielten es aber geheim, um den Vater nicht zu kränken.

Denn die christlichen Priester waren auch nach Grönland gekommen und predigten hier so heftig, daß sich gar viele bekehrten. Eirek der Rote, der inzwischen ein Greis geworden war, ergrimmte über das neue Wesen, konnte es aber nicht ausrotten, da ihn seine Söhne zurückhielten. Nur Freydis blieb ihm treu und trug den stolzen Kopf mit dem Feuerhaar, an das sie nach heidnischer Sitte kein Band legte, nur noch höher, wenn ihr ein christlicher Priester begegnete.

Im Hause hatte sie die Herrschaft und ließ es die Brüder fühlen, wie sehr sie sie ob ihres Abfalls verachtete.

Um diese Zeit kehrte Bjarni, ein Grönländer, mit seinem Schiffe heim, das ein Sturm weit verschlagen hatte, und brachte die Kunde von einem neuen Lande, das nach Westen lag. Leif, Eireks des Roten ältester Sohn, dem es zu Hause nicht mehr gefiel, kaufte Bjarni das Schiff ab, nahm fünfunddreißig Genossen und steuerte mit ihnen nach Westen hinüber, um die Natur des Landes, das jener nur von ferne gesehen hatte, näher zu erforschen.

Sie trafen zuerst an die Küste von Labrador, die sie mit großen, breiten Felsen belegt fanden, und nannten das Land Helluland. Dann kamen sie nach Neufundland, das mit dichtem Wald bedeckt war, und nannten es Markland. Und endlich erreichten sie die grüne, liebliche Küste von Massachusetts, auf der sie Weinreben und reife Trauben fanden, und nannten dieses Land Vinland.

Hier wollte Leif den Winter über bleiben und ließ deshalb ein geräumiges, festes Blockhaus richten mit mehreren Kammern, die Leute zu lagern und die Vorräte zu bergen. Danach schweiften sie hin und wieder durch das Land und sahen, daß darin gut und lieblich zu wohnen war.

Ehe aber der Winter kam, war eines Morgens die Bucht, an der das Haus ſtand, plötzlich mit unzähligen Booten bedeckt, und die Zahl der Leute, die darin ſaßen, war wie der Sand am Meere. Sie warfen ihre Speere und ſchoſſen ihre Pfeile ab auf die Fremdlinge, daß die Sonne verdunkelt ward, und verwundeten viele Nordmänner. Darauf verſchwanden ſie, ſo ſchnell ſie gekommen waren.

Leif aber, der kein Held war wie ſein Vater, verzagte ob der Übermacht dieſer Skrälinger, wie er ſie nannte, verſchloß das Haus, belud ſein Schiff mit Bauholz und kehrte trotz der vorgeſchrittenen Jahreszeit nach Grönland zurück.

Hier fand er ſeinen Vater im Sterben, und Freydis ſaß an ſeinem Lager und ließ keinen Prieſter zu ihm. Deshalb trugen ſie die beiden Brüder, als ſie vor Übermüdung eingeſchlafen war, ganz leiſe und behutſam aus der Kammer, daß ſie nicht aufwachte, holten ſchnell einen Prieſter herbei, ließen Eirek den Roten ſalben und begruben ihn in geweihter Erde.

Am nächſten Morgen lag das Kreuz, das ſie auf ſein Grab geſetzt hatten, zerbrochen am Boden. Sie ſtellten darüber Freydis gar heftiglich zur Rede. Und ſie beſtritt es nicht, ſchüttelte lachend ihre feurigen Haare, daß ſie flogen, und rief: „Ich bin Eirek des Roten Tochter. Wer iſt euer Vater, ihr abtrünnigen Buben? Meine Brüder ſeid ihr nicht, ihr fahlhaarigen Nackenducker!"

Obſchon ſie ſich darüber ſehr erboſten, taten ſie nichts Unrechtes, teilten redlich das Erbe mit ihr und ſprachen: „Wohl biſt du die Tochter Eireks des Roten, aber unſere Schweſter biſt du nimmermehr, dieweil ein Mann nur eine Frau haben ſoll nach dem Geſetz Gottes. Allein wir wollen dir das Deine nicht verkürzen, denn wir ſind fromme Leute. Wir werden dir einen Mann ſuchen, mit dem wir dich verloben werden, damit die Schande des Vaters getilgt werde."

„Ihr Schelme!" ſchrie ſie zornig. „Wäre ich ein Mann, würde ich euch beide erſchlagen, um dieſes Wortes willen. Denn ihr allein ſeid die Schande Eireks des Roten!"

Dann ſprang ſie auf ihres Vaters Streithengſt und ſprengte durch den Sturm über die Klippen des Ufers, daß ihr Haar wie eine zuckende Feuerflamme hinter ihr drein fuhr.

Die Prieſter aber verſchrien ſie bei dem Volk als Teufelin und ſchlugen ein Kreuz, wenn ſie ihr begegneten. Alſo bemühten ſich Leif und Thorſtein lange vergeblich, ihr einen Gemahl zu werben. Endlich fanden ſie Thorvard, einen Mann von ſechzig Jahren, der bald nach Eirek dem Roten nach Grönland gekommen war, einen wohl grauhaarigen, aber noch rüſtigen Alten, einen Witwer, der keine Kinder und keine Verwandten hatte. Auch er hing noch in ſeinem Herzen an den alten Göttern, obſchon er ſeine Knie vor dem Kreuze beugte. Außerdem war er habgierig, und der Reichtum, der auf Freydis vom Gute ihres Vaters gekommen war, ſtach ihm in die Augen. Doch als er als Freier zu ihr kam, lachte ſie ihn aus. Dann aber folgte ſie ihm doch in ſein Haus, da ſie ſah, daß ſie unumſchränkte Macht über ſeinen ſchwachen Willen hatte. Denn Leif wollte ein Weib nehmen, und ſo wäre ihr doch nicht länger die Herrſchaft in ihres Vaters Hauſe verblieben.

Alſo wurde Freydis Rothaar des alten Thorvards Frau und blieb doch eine Jungfrau. Er war froh, daß er an ihrer Seite ruhen durfte. Sie aber haßte ihn, weil er ein Geizhals und ein Heuchler war.

Leif und Thorſtein, ihre Brüder, aber waren froh über dieſen Ausgang. Denn nun mußte der Teil der Erbſchaft, den ſie Freydis überlaſſen hatten, nach Jahr und Tag wieder an ſie zurückfallen. Leif nahm ein Weib und wurde als erſter Sohn Eireks des Roten das Haupt der Gemeinde.

Thorſtein, ſein Bruder, fuhr nach Vinland hinüber, gedachte allda in dem feſten Hauſe ſeines Bruders zu überwintern, wurde aber noch vor dem Winter von den kriegeriſchen Skärlingern durch einen Pfeilſchuß verwundet und ſtarb auf der Heimfahrt. Und Leif beerbte ihn.

Als Freydis davon hörte, ſprach ſie: „Den Feiglingen gebührt ein ſchmachvoller Tod!"

Dieſer Gefahr wegen unterblieben für die nächſten Jahre die Fahrten der grönländiſchen Nordmänner nach Vinland. Nur Thorfinn Karlſefni, ein Norweger, der nach Grönland gekommen war, verſuchte noch einmal an der neuen Küſte Fuß zu faſſen, allein auch ihm mißglückte es, obwohl er ſehr reich und viel tapferer war als die Söhne Eireks des Roten.

In demſelben Jahre als Thorfinn Karlſefni von Vinland zurückkehrte, kam von Norwegen ein großes Schiff, das zwei Brüdern gehörte, Helgi und Finnbogi mit Namen. Sie waren Zwillinge und glichen ſich zum Verwechſeln, hingen mit großer Liebe aneinander, daß ſie ſogar, wie ſie es von Jugend auf gewöhnt waren, auf einem Lager ſchliefen. Sie glichen zwei hochgewachſenen Tannen, die ſich immerdar mit ihren Kronen berührten. Ihr Haar hatte die leuchtende Farbe des reifen Korns. Und wenn ſie einem Prieſter begegneten, lachten ſie ihn aus.

Sie blieben den Winter über bei Leif, der wegen ihres Reichtums über ihren Unglauben hinwegſah.

Als ſie Freydis anſichtig wurden, ſtaunten ſie über ihre Schönheit und über die Kraft ihrer hohen, feingegliederten Geſtalt. Als ſie aber den alten Thorvard als ihren Mann kennen lernten, verwunderten ſie ſich über alle Maßen.

Freydis aber entbrannte ſofort in heißer Liebe zu ihnen, barg aber ihre Glut hinter ihrem Stolz, alſo daß ſie den beiden kaum ein Wort gönnte.

Doch ehe der Frühling kam, ging sie zu ihnen und forderte sie auf, sich mit Thorvard und ihr auf die Fahrt nach Vinland zu begeben. Leif förderte den Plan nach Kräften und hoffte heimlich auf die Pfeile der Skrälinger, denen er schon eine Erbschaft zu verdanken hatte.

Also fuhr Freydis Rothaar mit Thorvard, ihrem alten Manne, und allen ihren Schätzen aus ihrer Heimat, um sich in Vinland eine neue zu suchen, gleich wie es Eirek der Rote getan hatte, als er von Island nach Grönland gesegelt war.

Helgi und Finnbogi, deren Schiff stärker war, fuhren voraus, blieben aber immer in Sicht. Jedes Schiff hatte dreißig streitbare Männer an Bord, auch Frauen, Vieh und Getreide, das neue Land zu bestellen. Als sie nach einer ruhigen Überfahrt die Bucht erreichten, an der Leifs Haus stand, das er seiner Schwester zur Verfügung gestellt hatte, bezog sie es mit Thorvard, ihrem Manne, während Helgi und Finnbogi hundert Schiffslängen davon ein noch größeres und festeres Haus erbauten und mit ihren Leuten darin wohnten.

Sie verbrachten den Sommer und den Herbst und warteten auf den Angriff der Skrälinger. Aber sie verzogen zu kommen.

Da entdeckte Helgi eines Morgens eine frische Fußspur im Schnee. Der Fuß, der sie getreten hatte, war nackt, schmal und lang. Die Spur führte rund um das Haus der beiden Brüder. Alsobald rieten sie auf einen Kundschafter der Skrälinger, ließen es Thorvard ansagen, daß er auf der Hut sein sollte, und verschlossen am Abend die Tür.

Allein am folgenden Tage fanden sie eine neue Spur. Und sie legten sich des Abends in den Hinterhalt und lockerten ihre Schwerter.

Gegen Mitternacht sahen sie eine Gestalt daherkommen, eine hohe Gestalt mit rotleuchtendem Haar, das fast bis auf den Schnee reichte,

und erkannten ſofort Freydis Rothaar. Sie ging langſam um das Haus und ſtand zuweilen ſtille. Sie trug den Mantel ihres Mannes, und ihr Blick war ſtarr, als wandle ſie im Traume.

Da vertraten ihr die Brüder den Weg.

„Freydis, was tuſt du?" fragte Helgi.

„Ich kann nicht ſchlafen!" ſprach ſie mit matter Stimme.

„Du gehſt mit bloßen Füßen durch den Schnee?" fragte Finnbogi.

„Ich verbrenne!" ſtöhnte ſie auf. „Ich verbrenne an dem Feuer, das in meinem Herzen brennt."

„Du biſt krank, Freydis!" ſprach Helgi mitleidig. „Du ſollteſt heimkehren zu deinem Bruder."

„Nein!" ſtieß ſie haſtig heraus. „Ich will hier leben, hier will ich ſterben. Ich haſſe die Prieſter und ihren Glauben. Er macht die Frauen ſcheu und die Männer furchtſam. Euch aber frage ich, ſoll ein Feigling den ſie ans Kreuz geſchlagen haben, über die Welt herrſchen?"

„Ein Feigling ſoll nicht herrſchen!" riefen die Brüder trotzig. „Wir glauben nicht an ihn."

„Glaubt ihr an die Götter?" forſchte ſie.

„Wir glauben auch nicht an die Götter!" riefen ſie wie aus einem Munde.

„So gibt es Menſchen, die an nichts glauben?" fragte ſie erſtaunt.

„Wir glauben an uns ſelbſt!" rief Helgi, und Finnbogi ſchlug zur Bekräftigung an ſein Schwert.

„Ihr glaubt an euch?" wiederholte ſie leiſe und ſchloß die Augen, um nachzudenken. „Wie iſt es, wenn ein Menſch an ſich ſelber glaubt? Er wird ſtark und kühn wie ein Gott, und keiner darf ihn zur Rechenſchaft ziehen!"

„So iſt es, Freydis!" ſprachen die Brüder.

„So geht hinüber und erschlagt Thorvard!" flüsterte sie. „Mir graut vor ihm und seinem Alter. Er hat lange genug gelebt. Ich will nicht länger an seiner Seite liegen und mich von meinem Feuer verzehren lassen. Geht und schlagt ihn tot auf seinem Lager."

Sie entsetzten sich ob solcher Rede.

„Du bist krank!" rief Finnbogi.

„Nein!" stöhnte sie auf. „Ich bin gesund. Wenn ihr aber Thorvard nicht totschlagen wollt, dann muß ich sterben. Geht hinüber zu ihm. Ihr seid wie zwei Götter, wer will euch strafen für diese Tat. Hier ist kein Priester und kein Gericht."

„Thorvard ist unser Freund!" sprach Helgi.

„Er ist euer Feind!" rief sie außer sich. „Wenn ihr ihn nicht erschlagt, dann werde ich sterben, ohne euch geküßt zu haben, denn ich liebe euch mehr, denn mein Leben."

„Du liebst uns?" rief Helgi und packte sein Schwert.

„Wen von uns liebst du?" rief Finnbogi und blößte seine Klinge.

„Beide liebe ich euch!" röchelte Freydis, und ihr straffer, geschmeidiger Körper streckte sich unter der Glut ihres Herzens. „Beide sollt ihr an meinem Herzen ruhen. Ein Vater hat euch gezeugt, eine Mutter hat euch in derselben Stunde mit Schmerzen geboren. Euch beiden will ich Kinder gebären. Ein Heldenvolk, wie kein zweites auf dieser Erde lebt, soll aus meinen Lenden wachsen. Wir werden die heimtückischen Skrälinger ausrotten und ihr Land einnehmen. Und jeden Priester, der mit dem Kreuz herüberkommt, werden wir im Meere ersäufen. Heerkönige sollt ihr werden, größer als Harald in Norwegen."

„Du willst zwei Männer nehmen?" fragte Helgi und runzelte die Stirn.

„Euch beide!" nickte sie ruhiger. „Ist Eirek der Rote nicht mein

Vater? Hatte er nicht zwei Weiber? Und bin ich weniger als er, da ich doch seine Tochter bin?"

„Wähle Finnbogi!" sprach Helgi. „Und ich geh hin und kämpfe mit Thorvard."

„Wähle Helgi!" sprach Finnbogi. „Und ich gehe hin und kämpfe mit Thorvard."

„Ich habe euch beide erwählt!" rief sie. „Beide müßt ihr ihn erschlagen. Ihr wollt Heerkönige werden und fürchtet euch, Blut zu vergießen?"

„Höre, Freydis!" sprach Helgi und zuckte sein Schwert gegen sie. „Willst du Zwietracht säen zwischen uns, so wäre es besser, wir erschlügen dich."

„Hier auf der Stelle!" rief Finnbogi und hob gleichfalls sein Schwert.

„Stoßt zu!" sprach sie ruhig und tat ihren Mantel, unter dem sie kein Kleid mehr trug, weit auseinander.

Vor ihrer Schönheit sanken die Schwerter. Helgi und Finnbogi knieten nieder und küßten ihre Hände. Und lächelnd, daß sie gesiegt hatte, schaute sie auf die Brüder herunter.

„Erlaß uns die feige Tat," bat Helgi, „einen Greis auf seinem Lager zu erschlagen."

„Wir wollen ihm all unsere Schätze geben," sprach Finnbogi, „und ihn mit seinen Leuten heimschicken."

„Bin ich eine Sklavin, daß ihr mich kaufen wollt?" fragte sie stolz.

„Du bist eine Königin!" sprach Finnbogi.

„Gib uns Zeit bis morgen," bat Helgi, „damit wir miteinander zu Rate gehen. Vielleicht räumt er ohne Kampf das Feld, wenn wir ihm drohen, ihn totzuschlagen. Es ist keine Ehre für uns, einen Feigling zu töten. So du uns liebst, wirst du das nicht von uns verlangen. Die Tür unseres Hauses wird immerdar für dich offen stehen!"

Da nickte Freydis, schlug ihren Mantel zusammen und ging fort. Die Brüder aber traten in ihr Haus, ließen die Tür angelehnt, legten sich nieder und besprachen sich leise, bis sie einschliefen.

Als Freydis zum Hause ihres Bruders kam, sah sie einen ihrer Knechte durch die Büsche schlüpfen. Sie rief ihn, aber er kam nicht. Da erkannte sie, daß sie belauscht worden war, ging an das Lager, darauf Thorvard schlief, und weckte ihn.

„Warum bist du so kalt und naß?" fragte er schlaftrunken.

„Ich ging durch den Schnee, um mich abzukühlen!" erwiderte sie. „Da kamen Helgi und Finnbogi, die beiden Brüder, und taten mir Gewalt an. Nun gehe, du elender Mann, und räche meine und deine Schmach an ihnen. Geh hinüber mit all deinen Knechten und erschlage sie im Schlaf. Denn wenn du es nicht tust, sollst du kein Auge mehr zutun aus Furcht, ich könnte dich im Schlaf mit meinen Haaren erdrosseln."

Thorvard erblaßte bei diesen Worten, dann faßte er eine Axt, weckte seine Knechte und schlich mit ihnen davon. Freydis blieb auf ihrem Bette sitzen und hoffte, ihn nicht mehr wiederzusehen. Was war Thorvard gegen Helgi und Finnbogi! Nun würde er ihren Schwertern nicht mehr entrinnen.

Aber Thorvard war ein Feigling, fand die Tür des Hauses angelehnt, schlich sich lautlos herbei und erschlug die beiden schlafenden Brüder auf ihrem Lager. Zweimal ließ er die Art niederschmettern, dann fuhr ihm der Speer eines Knechtes in den Bauch.

Eine halbe Stunde dauerte der Kampf in der Finsternis, dann wurde es stille. Von den sechzig streitbaren Männern lagen die Hälfte erschlagen am Boden. Die andern waren mehr oder minder wund. Nur der Knecht, der Freydis im Schnee belauscht hatte, war unverletzt geblieben.

Als Freydis sah, was ihr Ungestüm angerichtet hatte, weinte sie

nicht. Sie ließ Thorvard und die gefallenen Knechte zur Erde beſtatten, brachte Helgi und Finnbogi an Bord ihres Schiffes, küßte ſie und hielt eine brennende Fackel ins Gebälk. Hellauf loderte das Schiff. Aber es war ihr nicht vergönnt, mit den geliebten Toten zur bleichen Hel hinabzufahren. Drei beherzte Männer ſprangen herzu, holten ſie von dem brennenden Schiff herunter und brachten ſie auf das andere Schiff, mit dem ſie ſchnell vom Ufer abſtießen, um nach Grönland zurückzufahren.

Freydis verlor während der Überfahrt, auf der ſie von großen Eisbergen bedroht wurden, nicht ein einziges Wort. Um ſo mehr aber ſchwatzte der Knecht, der ſie belauſcht hatte. Und bald wußten es alle auf dem Schiffe, wer es war, der Thorvard, Helgi und Finnbogi den Tod geſponnen hatte.

So kam es auch Leif zu Ohren, der ſofort wegen der Erſchlagenen ein Gerichtsthing zuſammenrief. Er ſelbſt klagte gegen ſeine Schweſter, und der neue Biſchof, den er im Sommer von Island herübergeholt hatte, ſprach über ihre Untreue und ihre heidniſche Verräterei das Urteil.

„Du ſollſt gebannt ſein für immer und ewig!“ rief er und preßte ihr das Bildnis des Gekreuzigten auf die Lippen, damit ſie es küſſen ſollte.

Aber anſtatt es zu küſſen, ſpie ſie es an.

„Sie ſoll verbrannt werden!“ ſprach Leif und gedachte der Erbſchaft.

Darauf riſſen ihr die Weiber den Mantel vom Leibe, daß ſie in ihrem letzten Gewande vor allem Volke ſtand. Allein ſie ſchämte ſich nicht. Als man ſie faſſen wollte, entwich ſie auf eine ſteile Klippe am Strande, wohin ihr niemand zu folgen ſich getraute, breitete ihre Arme aus und rief mit lauter Stimme: „Eirek, mein Vater!“

Dann warf ſie ſich in die hochaufſchäumende Brandung.

Am nächsten Morgen fand man sie tot auf dem Sande des Ufers. Sie lag auf dem Rücken, langausgestreckt, nackt, denn die Wellen hatten ihr auch das letzte Gewand von den Schultern gerissen. Sie war so schön, wie sie niemals gewesen war. Die Arme hatte sie in der Form des Kreuzes ausgebreitet. Ihre Augen, die grau waren wie das Meer, standen weit offen und waren auf den Himmel gerichtet. Ihr Mund war weit geöffnet und zeigte die weißen Perlenreihen ihrer Zähne. Und ihre Hände waren zu Fäusten geballt.

Ihr rotes Haar aber lag wie ein riesiger feuriger Fächer um ihr Haupt, fein geordnet, Strähne neben Strähne, als sei es auf das sorglichste gekämmt worden. Und dieser Fächer reichte zwei Ellen weiter als ihre Arme. Es war das Werk der unermüdlichen Wellen, die den Leichnam gegen Mitternacht, als die Flut begonnen hatte, ans Ufer getragen hatten und langsam mit der Ebbe zurückgetreten waren.

Leif begrub seine Schwester in ungeweihter Erde und wälzte einen großen Stein auf ihr Grab, um die Schande des Vaters für immer zu bannen.

Nach drei Tagen aber erschien am nördlichen Himmel ein Feuer, das die Nordmänner noch niemals gesehen hatten, ein rotes, drohendes Feuer, wie ein Fächer gestaltet, das von Norden aus dem Horizont heraufwuchs und bald den halben Himmel verschlang.

„Ein Nordlicht!" sagten die einen.

„Freydis Rothaar!" sprachen die andern, schlugen ein Kreuz und fürchteten sich vor der schrecklichen Glut.

Seitdem erschien dieses Feuer öfters, und die Winter auf Grönland wurden immer härter, daß die Nordmänner schließlich nach Island zurückgetrieben wurden, weil das Vieh bald keine Nahrung mehr fand.

Nie wieder war einer nach Vinland hinübergefahren.

Viele hundert Jahre blieb Grönland unbewohnt, bis sich die Dänen hinaufwagten, um Walfische zu fangen und Eisbären zu jagen. Und noch heute, wo zwischen ihnen die Eskimos, die Nachkommen der alten Skrälinger, sitzen, die mit dem Eis über das Westmeer gekommen sind, sprechen die Leute, wenn der feurige Riesenfächer am Himmel emporsteigt, nichts anderes als: „Eireks Tochter geht um."

Gülhane

Fünfzig Jahre schon dauerte mit geringen Unterbrechungen der hundertjährige Krieg, den das hartnäckige Genua gegen Pisa und das mit ihm verbündete Venedig um die Herrschaft des Mittelmeeres führte, als es der römischen Kurie, beängstigt von der wachsenden Heidengefahr, wieder einmal gelang, zwischen den feindlichen Städten zu vermitteln. Allein auch dieser Friede sollte nur ein Waffenstillstand von kurzer Dauer sein.

Schon war der größte Teil des Heiligen Landes in die Hände der Ungläubigen zurückgefallen. Nur einige Küstenstädte, darunter das feste Akkon, hielten sich noch. Es kam auch hier zu einem Frieden, und sofort blühte der Handel wieder auf.

Um diese Zeit brach Barbaro Continelli, ein venezianischer Edelmann, mit zwei Galionen nach dem Morgenlande auf und nahm zum ersten Male Marco, seinen Brudersſohn und Erben, mit auf die Fahrt. Die Pest, die vor einigen Jahren über das stolze Venedig wie eine erstickende Flamme dahingefahren war, hatte von der zahlreichen Familie der Continelli nur diese beiden Häupter verschont. Während Barbaro, der Oheim, ein fünfzigjähriger, ernst blickender Mann, nur auf die Größe seiner Vaterstadt und auf den Ruhm seines Hauses bedacht war, nahm Marco, der Neffe, ein blühender Jüngling, der schon mit seinem Vater zur See gefahren und soeben erst von der hohen Schule zu Padua heimgekehrt war, die Dukaten, die ihm sein Vater überaus reichlich hinterlassen hatte, nur in die Hand, um sie nach Wohlgefallen auszugeben.

Vornehmlich um ihn von diesem eines Venezianers unwürdigen

Leichtsinn zu heilen, nahm ihn der Oheim mit auf die Reise. Daß Marco aber ein echter Continelli war, bewies er bei dem Zusammenstoß mit den ungarischen Seeräubern, die mit zwei Galeeren hinter Lissa auf der Lauer lagen und auf die beiden venezianischen Galionen einen Überfall wagten. Da zeigte es sich denn, daß Marcos Degen noch schneller und sicherer traf als der seines Oheims. Sie eroberten die eine Galeere und versenkten sie, die andere entkam.

„Marco, mein Sohn!" rief Barbaro und umarmte ihn vor allem Volk.

„Barbaro, mein Vater!" sprach Marco und erwiderte seinen Kuß.

Also schifften sie weiter, aber bald wurde es offenbar, daß sie nicht Vater und Sohn, sondern nur Oheim und Neffe waren. Obschon sich Marco allen Anordnungen Barbaros an Bord fügte, entschlug er sich keineswegs des Rechts, die Dinge mit seinen eigenen Augen zu sehen. Besonders in den Fragen der Seefahrt war er oftmals anderer Meinung. Paolo, der grauhaarige Steuermann, der schon seinem Vater in Treuen gedient hatte, war auf Marcos Seite und suchte heimlich zu bessern, was Barbaros Starrsinn versah.

So erreichten sie bei gutem Wetter Kandia, wo Barbaro seinen Handel begann. Marco hielt sich davon geflissentlich fern. Den Wissenschaften zu dienen dünkte ihm eines Mannes würdiger zu sein, als den Handel zu betreiben, bei dem es nur darauf ankam, eine Ware so billig wie möglich zu erwerben, um sie so teuer wie möglich zu verkaufen. Und das sagte er dem Oheim rund heraus, als er ihn aufforderte, mit auf den Markt zu gehen.

„Du bist ein törichter Knabe!" sprach Barbaro und ging allein.

Mit einer Last Getreide gelangten sie nach Cypern, wo Barbaro Zucker und feine Gewebe dafür eintauschte und damit nach Osten weitersegelte.

Bevor sie die Küste des Heiligen Landes erblickten, wurde die See sehr unruhig, also daß Barbaro drei Tage lang an sein Lager gefesselt blieb. Von Jugend an litt er aufs heftigste unter der Seekrankheit, und trotzdem hatte er die größte Zeit seines Lebens auf dem Meere zugebracht. Dafür war er ein venezianischer Kaufmann. Marco jedoch war seefest, wie es sein Vater gewesen war.

So gelangten sie endlich nach Akkon.

„Geh mit auf den Markt!" sprach Barbaro zum andern Male zu Marco. „Lern das Deine zu vermehren!"

„Ich habe genug!" erwiderte Marco gelassen.

„Weh dem, der genug hat!" rief Barbaro ernst. „Es kommt gar bald die Zeit, wo er nichts mehr sein Eigen nennt."

„Dann ist noch immer Zeit zum Bieten und Feilschen!" gab Marco verächtlich zurück und blieb an Bord.

Barbaro fand auf dem Markt einen ägyptischen Kaufmann, der ihm seine Ladung für einen guten Preis abnehmen wollte, um sie nach Alexandria zu bringen. Als es aber zum Bezahlen kam, fehlten ihm dreißig Dukaten. Der Ägypter schlug dem Venezianer vor, einen Teil der Ladung anderweitig zu verkaufen.

„Ich bin kein genuesischer Trödler!" rief Barbaro stolz. „Alles oder nichts! Eine Stunde gebe ich dir. Kannst du in dieser Zeit die dreißig Dukaten in Gold oder Goldeswert nicht schaffen, so geh deines Weges."

Nach einer Stunde erschien der Ägypter wieder auf dem Markt und führte an der Hand eine junge Sklavin. Sie war schlank, geschmeidig, von knabenhafter Zierlichkeit, und ihre Haut war rosigbraun wie die eines reifen Pfirsichs.

„Nimm sie anstatt der dreißig Dukaten!" schlug er dem Venezianer vor. „Sie ist unter Brüdern fünfzig wert."

Da Barbaro die Sklavin ansah, erkannte er sofort, daß er für sie

in Venedig hundert Dukaten würde fordern können, so überaus schön, lieblich und zart war sie von Gestalt und Antlitz.

„Wieviel Jahre zählst du?" fragte er sie auf arabisch.

Allein sie gab ihm keine Antwort und hielt Kopf und Lider trotzig gesenkt.

„Siebenzehn Jahre!" erwiderte der Ägypter. „Sie ist die Tochter eines Scheiks, sie stammt aus edlem Blut und ist ohne Tadel."

„Wie heißt du?" forschte Barbaro stirnrunzelnd.

„Sie heißt Gülhane!" antwortete der Ägypter an ihrer statt. „Sie ist störrisch und stellt sich stumm. Aber es gibt Mittel, diesen Trotz zu brechen. Schlagt sie mit Ruten oder laßt sie hungern."

Barbaro nickte, und so wurden sie handelseinig. Er nahm die Sklavin an die Hand, führte sie an Bord und verschloß sie in eine Kammer, nachdem er ihr Speise aber keinen Trank vorgesetzt hatte. Darauf ging er wieder auf den Markt, um seine Schiffe mit Safran, Elfenbein und indischen Gewürzen zu befrachten.

Marco war nicht an Bord. Er hatte auf einem der im Hafen liegenden Schiffe einen Schulfreund entdeckt und war mit ihm an Land gegangen, um das unverhoffte Wiedersehen mit einem fröhlichen Trunk zu feiern.

Als er des Abends an Bord trat, hörte er in einer Kammer leises Weinen.

„Wer weint da?" rief er verwundert und pochte an.

Und alsobald verstummte das Weinen.

Er rüttelte an der Tür. Sie war verschlossen. Da forschte er bei Paolo nach dem Grunde.

„Eine junge Sklavin!" flüsterte der Steuermann. „Sie ist sehr schön, Herr!"

„Barbaro wird keine häßliche Sklavin kaufen, denn er ist ein guter Kaufmann!" lächelte Marco und suchte sein Lager auf.

Am andern Morgen, als die Schiffe befrachtet wurden, fragte er Barbaro nach der Sklavin.

„Was fragst du mich nach meinem Handel?" sprach Barbaro finster und wies auf das andere Schiff. „Wenn du ein Kaufmann werden willst, so gehe hinüber und zähle die Säcke."

Marco gehorchte, um den Oheim bei guter Laune zu erhalten.

Barbaro aber trat mit einem Becher Wasser in die Kammer der Sklavin. Sie saß in der Ecke. Von den Speisen hatte sie nicht einen Bissen gegessen.

„Sag deinen Namen!" mahnte Barbaro sie milde. „Sprich: Gib mir Wasser!"

Und er hielt ihr den Becher vor die Augen.

Gülhane aber, obschon sie heftigen Durst litt, schlug nach dem Becher, daß die Hälfte des Wassers herausfloß, und wandte ihm den Rücken.

„Laß den Trotz fahren!" warnte er sie väterlich. „Du denkst, ich werde dich freigeben, weil du dich stumm stellst. Auch stumme Sklavinnen sind begehrt, wenn sie so schön sind wie du. Bedenk das wohl und sei gehorsam."

Damit stellte er den Becher neben die Speisen, ging hinaus und verschloß die Kammer.

Als er am Abend wieder zu ihr trat, war ihr Trotz noch immer nicht gebrochen. Weder die Speisen noch den Trank hatte sie angerührt.

„Du willst dich zu Tode hungern, um mich um meinen Verdienst zu bringen!" lächelte er und ließ das Beste herbeibringen, was er an Bord hatte, dazu einen Becher Cypernwein. „Iß und trink und sei stumm. Wenn wir auf See sind, wird dir der Trotz schon vergehen."

Wieder ließ er sie allein und trat in das andere Schiff zu Marco, der eben die letzten Säcke verstauen ließ.

„Du wirſt dieſes Schiff führen!" befahl er kurz. „Eile, daß wir morgen in See ſtechen können."

Und ſie ſtießen am nächſten Mittag ab. Die Heimfahrt, die ſie ohne Zwiſchenlandung ſtracks nach Venedig bringen ſollte, begünſtigte zuerſt ein guter Wind. Die Schiffe blieben immer in Sichtweite und verſtändigten ſich durch Flaggen. Barbaro war guten Muts, denn Gülhane hatte ſich endlich dazu bequemt, zu eſſen und zu trinken. Sprechen aber wollte ſie noch immer nicht. Und er ließ ſie zunächſt gewähren.

Als ſie am Morgen des zehnten Tages an der Inſel Rhodos dahinſegelten, fuhr Marco mit ſeinem Schiffe voraus und hielt dichter an die gefährliche Küſte heran, als es Barbaro gut dünkte.

„Steck die Flaggen aus!" befahl er kurz.

„Herr, er ſegelt richtig!" vermaß ſich Paolo zu erwidern. „Es ſind Klippen in der Nähe. Man ſieht ſie nicht, weil das Meer ruhig iſt."

„Darum ſteck die Flaggen aus!" rief Barbaro zornig. „Er ſoll noch mehr von der Küſte abhalten."

Paolo gehorchte achſelzuckend, und Marco gehorchte, da er ſich auf Paolos Erfahrung verließ, und eine Viertelſtunde ſpäter rannte das Schiff gegen die verborgenen Klippen. Die Maſten gingen über Bord, das Deck begann zu klaffen, und die Planken begaben ſich voneinander. Paolo drehte ſofort bei und ließ das Boot zu Waſſer. So wurden ſie alle gerettet. Doch das Schiff war verloren.

Marco trat als letzter an Bord.

„Leichtſinniger Tropf!" herrſchte ihn der Oheim an.

„Ich tat nach deinem Befehl!" rief Marco und legte die Hand an den Dolch, den er im Gürtel trug.

„Zu weit haſt du abgehalten!" ſchrie Barbaro und ſprang mit Paolo ins Boot.

Der kostbarste Teil der Ladung wurde gerettet. Dann gingen sie wieder unter Segel. Schwer stampfte das Schiff durch die Wogen, fast erdrückt von der Überlast, die an Deck lag.

Barbaro saß in seiner Kammer und rechnete. Noch konnte er den Verlust verschmerzen. An dem Gewinn aus Gülhanes Verkauf gedachte er sich schadlos zu halten. Und um diesen Gewinn zu vergrößern, schickte er sich allen Ernstes an, sie zum Sprechen zu bringen. Er barg unter seinem Rock eine dünne Rute und ging in ihre Kammer.

Marco aber schlich ihm nach und horchte an der Tür.

„Willst du nun endlich sprechen?" hörte er den Oheim sagen. „Ich werde dich sonst mit dieser Rute schlagen."

Allein ihr Trotz war größer als ihre Furcht vor der Rute, und sie preßte ihre weichen Lippen nur noch fester zusammen.

„Sag deinen Namen!" rief Barbaro und hob die Rute.

Da wandte sie ihm den Rücken.

Nun schlug er zu, nicht übermäßig derb, aber heftig genug, daß es eine Strieme gab.

In demselben Augenblick drang Marco in die Kammer ein. Geblendet von Gülhanes Schönheit, stutzte er einen Augenblick, so daß Barbaro Zeit fand, die Rute von neuem zu heben. Da ballte Marco seine Fäuste.

„Schlag sie noch einmal," rief er außer sich, „und es ist dein letzter Schlag, den du tust."

Da holte Barbaro zum andern Male aus; ehe die Rute aber fiel, hatte Marco sie ihm entrissen.

„Bube!" stieß Barbaro hervor und legte die Hand auf den Schlüssel, der im Türschloß stak. „Hinaus mit dir!"

„Ohm!" bat Marco ruhig und legte die Hand auf Barbaros Arm. „Gib mir den Schlüssel, ich werde sie ohne Rute zum Sprechen bringen."

„Hinweg!" schrie Barbaro im höchsten Zorn und stieß ihn vor die Brust, daß er zurücktaumelte.

Marco bezwang sich, wich aber nicht mehr von der Seite des Oheims. Jeden seiner Schritte bewachte er, und wenn Barbaro zu Gülhane ging, folgte ihm Marco bis vor die Tür der Kammer und horchte. Er hörte keinen Schlag wieder, sondern nur gütige, ermahnende Worte. Gülhane aber blieb gleichermaßen verstockt wie am Anfang.

So fuhren sie an der Insel Karpathos vorbei. Ehe sie aber Kandia in Sicht bekamen, gerieten sie in einen harten Sturm, der Barbaro drei Tage ans Lager fesselte. Er übergab Paolo den Schlüssel zu Gülhanes Kammer und schärfte ihm ein, Marco nicht zu ihr zu lassen.

Der aber lag längst auf der Lauer und heischte den Schlüssel von Paolo. Und da er ihn nicht gutwillig hergeben wollte, bemächtigte er sich des Schlüssels mit einem raschen Griff, gerade als ihn Paolo ins Schloß stecken wollte.

„Herr!" flehte der treue Steuermann. „Laßt ab von Eurem Vorsatz, ich muß es sonst Eurem Ohm vermelden."

„So melde es!" rief Marco triumphierend und verschwand in der Kammer.

Als Paolo die Nachricht zu Barbaro brachte, hob er die Hände, suchte vergeblich auf die Füße zu kommen, ballte die Fäuste, murmelte einen Fluch und sank mit geschlossenen Augen aufs Lager zurück.

Marco aber saß bei Gülhane.

„Fürchte dich nicht, Mädchen!" tröstete er sie. „Ich werde dich beschützen."

Da sank sie ihm zu Füßen und küßte den Saum seines Gewandes.

Er aber zog sie an sich und küßte sie auf den Mund. Und sie wehrte sich nicht.

„Sag deinen Namen!" flüſterte er ihr ins Ohr.

Aber ſie ſchüttelte nur leiſe den Kopf und ſchwieg. Da unterließ er es, weiter in ſie zu dringen, hob ſie auf ſeinen Schoß, daß ihre Wange an ſeiner Wange lehnte, küßte ſie und ſprach: „So warte ich noch ein Weilchen, einen Tag oder zwei, eine Woche oder einen Mond. Ich werde Geduld mit dir haben! Denn ich liebe dich, wie ich noch nie ein Mädchen geliebt habe."

Da hob ſie ihre langen Wimpern und ſchaute ihn mit ihren großen, dunklen, ſchwermütigen Augen unverwandt an.

„Ich liebe dich über alle Maßen!" flüſterte er und küßte ſie. „Der Ohm hat dich gekauft, um dich zu verkaufen. Ei, ſo werde ich dich von ihm kaufen, und du wirſt mein Eigen ſein und immerdar bei mir bleiben. So du keine Chriſtin werden willſt, ſo bleib deinem Glauben getreu. Es gibt nur einen Gott, der über uns allen wacht und ohne deſſen Willen kein Sperling vom Dache fällt."

Da ſenkte ſie ihre Wimpern, ſank leiſe an ſeine Bruſt und ließ ſich ſeine Küſſe gefallen.

Danach trat Marco an Barbaros Lager.

„Gib den Schlüſſel heraus, du Dieb!" knirſchte der Ohm kraftlos.

„Was ſchiltſt du mich einen Dieb, wo ich zu dir als Kaufmann komme?" lächelte Marco. „Die Sklavin iſt ſchön. Ich liebe ſie wie mein eigenes Leben. Alſo verkaufe ſie mir um tauſend Dukaten oder mehr."

„Tauſend Dukaten oder mehr!" ſtöhnte der Oheim. „Nicht um zehntauſend Dukaten. Jedem iſt ſie feil, nur dir nicht!"

„So ſchenke ſie mir!" ſchlug Marco vor. „Ich will ſie zu meiner Hausfrau nehmen."

„Eine Heidin!" ächzte Barbaro. „Nimmermehr! Gib den Schlüſſel heraus, du Dieb, du nichtswürdiger Zerſtreuer deines väterlichen Erbteils!"

Da ließ ihn Marco allein und ſchlich zu Gülhane.

Drei Tage hielt der Sturm an, und drei Tage lag Barbaro regungslos in den Kiſſen. Am Abend des dritten Tages erhob er ſich mit Paolos Hilfe.

„Komm!" ſprach er und ſtützte ſich auf ſeine Schulter.

Marco aber ſaß bei Gülhane, küßte und tröſtete ſie. Und er fühlte, wie ihr Trotz in der Glut ſeiner Liebe allmählich dahinſchmolz.

„Liebſt du mich, Mädchen?" flüſterte er und preßte ſie an ſich. „Sieh, ſo will ich dich halten mein Leben lang."

Und ſie umſchlang ſeinen Nacken, barg ihr Antlitz an ſeiner Bruſt und weinte leiſe.

Da ſtieß Barbaro die Kammertür auf, ließ Paolos Schulter fahren und riß die beiden auseinander. Darauf zog er ſeinen Dolch und ſetzte ihn Gülhane auf die Bruſt. Sie begann zu zittern und hielt ihre dunklen, ſchmerzvoll erweiterten Pupillen auf Marco gerichtet.

„Ehe ich dulde," ſprach Barbaro drohend, „daß du ſolche Schande auf meinen Namen häufſt, eher ſoll ſie ſterben von meiner Hand!"

„Ritzeſt du ihr nur die Haut," rief Marco und zückte ſeinen Dolch gegen den Oheim, „dann treffe ich dein Herz."

So ſtanden die beiden Männer und maßen ſich.

Paolo wollte ſich ins Mittel legen.

„Schweig!" rief Barbaro.

Der Steuermann zog ſich gehorſam bis an die Tür zurück.

„Hinaus mit dir, du Verblendeter!" herrſchte Barbaro den Neffen an und wies auf die Tür, ohne den Dolch von Gülhanes Bruſt zu laſſen.

Weil aber ſeine Hände von der eben überſtandenen Krankheit noch zitterten, zitterte auch der ſpitze Dolch in ſeiner Rechten, alſo daß ein Tröpflein Blut unter ſeiner Spitze hervorſprang und zwiſchen Gülhanes zarten Brüſten niederrann.

Da verlor Marco jede Besinnung, stach zu und traf den Oheim ins Herz, daß er auf der Stelle zusammenbrach. Gülhane stieß einen gellenden Schrei aus und sank in Ohnmacht.

Während Marco sie aufs Lager bettete, bemühte sich Paolo um Barbaro. Auch Marco kniete bei ihm nieder.

„Sei verflucht!" stöhnte Barbaro auf und verschied.

„Barbaro, mein Vater!" schrie Marco verzweifelt und warf sich über die Leiche.

„Still, Herr, still!" mahnte Paolo. „Daß es das Schiffsvolk nicht hört. Er ist tot, Ihr aber lebt."

Um Mitternacht trugen sie den Toten in seine Kammer, wuschen ihn, verbargen die Wunde und legten ihn auf sein Bett.

Am nächsten Morgen sprach Paolo zu den Schiffsleuten: „Barbaro Continelli ist heute nacht gestorben."

Sie schöpften weiter keinen Argwohn.

Marco kehrte zu Gülhanes Tür zurück und fand die Kammer verschlossen. Als er anpochte, rührte sich nichts. Da zog er sich zurück und saß bei dem Toten bis an den Abend. Nun beeilte sich Paolo, die Leiche ins Meer zu senken. Das Schiffsvolk murrte über das unchristliche Tun, denn es war kein Priester noch Mönch an Bord, den Toten einzusegnen. Also lag Barbaro Continelli ungeweiht auf der Planke.

„Faßt an!" kommandierte Paolo. „Laßt ihn hinab!"

Und da sie weiter zögerten, tauchte die Westspitze von Kandia vor ihnen auf. Nun weigerten sie sich entschieden, dem Steuermann zu gehorchen, und traten zurück. Da nahm Paolo den Leichnam in die Arme, und warf ihn kurzerhand über Bord. Aber er schwamm eine Zeitlang neben dem Schiff her, und die Wogen zerrten solange an seinem Gewande, bis die tödliche Wunde zum Vorschein kam. Dann erst ging Barbaro Continelli zu Grunde. Paolo aber drehte das Steuer, daß die Küste wieder versank.

„Er hat ihn ermordet!" murmelten die Schiffsleute untereinander, wieſen auf Paolo und verlangten, Morea anzulaufen.

„Seid ihnen zu willen, Herr!" ſprach der treue Steuermann zu Marco, als ſie in der dritten Nacht dicht unter der Küſte Moreas hinfuhren. „Ich will Eure Schuld auf mich nehmen um Eures Vaters willen. Werbt in Morea neue Leute und fahrt nach Genua. Dort wird man Euch mit offenen Armen aufnehmen."

„Was willſt du tun?" forſchte Marco, aufs Höchſte beſtürzt und ganz verzweifelt ob ſeiner raſchen Tat.

„Ich gehe in die Fremde!" erwiderte Paolo. „Und ſo Gott will, finde ich den Weg nach Genua und zu Euch."

Damit ließ er ſich leiſe über Bord gleiten und gewann rüſtig ſchwimmend das Ufer.

Marco folgte Paolos Rat. Er lohnte in Morea alle ſeine Schiffsleute ab. Und da er ihnen ſehr reichlich gab, ſchwiegen ſie von dem Toten und dem Mörder, der ſich ihrer Meinung nach ſelbſt gerichtet hatte. Beim Anwerben der neuen Mannſchaft ſah Marco darauf, daß keine Venezianer darunter waren. Schon am nächſten Tage ging er nach Weſten unter Segel.

An dieſem Abend fand er Gülhanes Kammer unverſchloſſen. Leiſe trat er zu ihr. Aber als er ſie an ſich ziehen wollte, wich ſie vor ihm zurück.

„Mörder!" rief ſie und verhüllte ihr Antlitz.

„Er mußte ſterben, ſonſt ſtarbſt du!" ſprach er dumpf.

„Hätteſt du mich ſterben laſſen!" ſchluchzte ſie und ſank auf ihr Lager.

Als er ſie leiſe an der Schulter rührte, ſchauderte ſie zuſammen. Da kam ihm zum erſten Male eine Furcht vor ſich ſelber an, und er wich von ihr. Jeden Abend aber trat er an die Tür ihrer Kammer und rief. Doch ſie antwortete ihm nicht.

So kämpfte er gegen die Angst, die sein Herz umfaßt hielt, wie ein Mann. Und Gülhane half ihm nicht.

In Syrakus hörte er, daß der Krieg zwischen Genua und Pisa wieder nahe vor dem Ausbruch sei. Hier nahm er noch einmal eine neue Besatzung an Bord, schlaffe, lässige, gutmütige Sizilianer, stach nach Norden in See und steckte an Stelle der Löwenflagge seiner Vaterstadt das weiße Kreuz der liguriſchen Königin aus. Auch sonst versäumte er nichts, seinem Schiffe ein genuesisches Aussehen zu geben.

Gülhane blieb stumm wie vordem und sprach kein Wort weder zu ihm noch zu einem andern.

Trotzdem lebte die Hoffnung in seinem Herzen, das die Angst stetig umkrallt hielt.

Gegen Mittag des sechzehnten Tages, auf der Höhe der Arnomündung, schossen drei pisanische Galeeren herbei und griffen ihn an. Er war zu stolz, sich als ein Abtrünniger zu erkennen zu geben, und nahm den Kampf auf. Die Sizilianer waren feige und taten kaum einen Schwertstreich. Ganz allein stand er am Achtermast, dort wo die Tür zu den Kammern führte, und wehrte sich wie ein Verzweifelter. Gülhane stand hinter ihm und sah ihn kämpfen. Da traf ihn ein Pfeil in den Rücken, und er brach mit einem gurgelnden Laut in die Knie.

„Marco!" schrie Gülhane, stürzte bei ihm nieder und umschlang ihn.

Und als sie ihn küßte, lächelte er und starb ohne Furcht.

Der Hauptmann der Pisaner riß die Sklavin an sich, da sie ihm gefiel. Aber sie entschlüpfte ihm, sprang über Bord und versank augenblicklich.

So begann der alte Krieg aufs neue.

Die Aalſuppe

„Und ich heirate ſie doch!" rief Claus Hohuſen und ſchlug ganz deſpektierlich auf den Tiſch, hinter dem ſein Vater ſaß.

Matthias Hohuſen hatte das größte und ſchönſte Haus auf der Reichenſtraße, gehörte zum Hamburger Rat und beſaß zehn Schiffe, die er abwechſelnd nach Bergen, London und Brügge laufen ließ. Außerdem wollte er Bürgermeiſter werden. Und darum konnte er nur eine Schwiegertochter aus dem goldenen Ring der ratsfähigen Geſchlechter gebrauchen. Er legte deshalb das breite Kinn auf die gefältelte Halskrauſe und ſchüttelte den grauen Kopf.

„Johanna Wendt?" fragte er ruhig. „Die Tochter eines meiner Schiffer? Sie iſt gewiß eine ſchmucke Deern, hat eine kecke Naſe und noch keckere Augen. Rank und ſchlank iſt ſie gewachſen. Ich will nichts auf ſie ſagen. Schade nur, daß ſie kein Junge iſt. Außerdem kann ſie gut kochen. Ihre Aalſuppe ſoll die beſte von ganz Hamburg ſein. Zugegeben, alles zugegeben. Aber ſo was heiratet man doch nicht!"

„Vater!" ſtöhnte Claus auf und ballte die Fäuſte.

„So ſo, es ſitzt alſo tiefer?" ſprach Matthias Hohuſen verwundert. „Mein Gott, du biſt mit ihr aufgewachſen, haſt mit ihr geſpielt. Hätteſt dich eben mehr heranhalten ſollen. Dieſe Wendts und Pakebuſch, und wie ſie alle heißen, die auf dem Schopenſtehl wohnen, eſſen alle mein Brot. Ich füttere ſie."

„Mich füttert Ihr auch!" fuhr ihm Claus in die Parade. „Da iſt kein Unterſchied. Ich heirate Johanna Wendt und keine andere. Und wenn Ihr noch ein Wort dagegen ſprecht, dann lauf ich mit

ihr fort in die weite Welt und laß Euch auf Euren Pfefferſäcken und Heringstonnen ſitzen."

Jetzt kam Matthias Hohuſen in die Höhe.

Sein Doppelkinn zitterte auf der flachen Halskrauſe wie ein Brocken rote Grütze auf der Schüſſel. Das geſchah immer, wenn er wütend ſein wollte. Heimlich aber freute er ſich über den Trotz ſeines einzigen Sohnes.

Der Junge wird gut! dachte er. Wenn ich es nicht zum Bürgermeiſter bringe, er wird es ſicher einmal. Aber ohne die Johanna Wendt. Meinem Vater hätte ich das nicht zu ſagen gewagt.

Und er wies ſtumm auf die Tür.

„Ungerufen komm ich nicht wieder!" rief Claus, ſchmetterte die ſchwere Eichentür ins Schloß, daß die Butzenſcheibenfenſter, die nach dem Packhof und dem Fleet gingen, wie im Hagelſchlag klirrten, und lief zu Johanna Wendt auf den Schopenſtehl.

Matthias Hohuſen aber ſchritt gravitätiſch die Reichenſtraße hinab, trat in das Einbeckiſche Haus, um ungeſtört über den ſchweren Fall nachzudenken. Er pflegte nichts zu überſtürzen. Früher hatte er ſich in ſchwierigen Fällen bei ſeiner Hausfrau Rat geholt. Aber ſeitdem ſie drüben auf dem Jakobikirchhof lag, hielt er es mit ſeinem breitgebauchten Bierkrug. Und er glaubte dabei nicht viel ſchlechter zu fahren.

Zweimal leerte er ihn ohne Haſt. Dann war er mit ſeinem Plan im Reinen. Und es war ein feiner und zugleich ein ſehr gediegener Plan, der ihm und dem Bierkrug alle Ehre machte.

Er ging heim, ließ Claus rufen und ſprach zu ihm: „Lieber Junge, ich habe mir die Sache überlegt."

„Vater, Ihr willigt ein?" rief Claus glücklich und haſchte nach ſeiner Hand.

„Immer langſam!" lächelte Matthias Hohuſen und hielt ihn feſt.

„Vorerſt wollen wir dieſe Frage beiſeite laſſen. Du biſt zwanzig Jahre, und ſie iſt ſechzehn!"

„Siebzehn!"

„Alſo ſiebzehn! Das iſt doch kein Alter zum Heiraten? In dieſen Jahren iſt die Liebe nur ein Strohfeuer."

„Unſere Liebe nicht!"

„Möglich!" gab Matthias Hohuſen zu und ſchob wägend die Unterlippe vor. „Aber ich glaub's nicht eher, bis ich mich davon überzeugt habe. Und darum ſollſt du auf drei Jahre ins Kontor nach Bergen gehen."

„Drei Jahre!" rief Claus entſetzt.

„Aha!" lächelte der Vater. „Alſo das iſt dir zu lange? Da liegt der Haſe im Pfeffer! Du fürchteſt wohl, daß ſie ſich unterdeſſen einen andern anſchafft?"

„Nein!" rief Claus entſchloſſen, ſchlug ein und lief ſchnurſtracks zu Johanna, um ihr die halb freudige, halb traurige Kunde zu bringen.

Und ſie küßten ſich, hielten ſich umſchlungen und ſchwuren ſich zum tauſendſten Male ewige Treue.

Matthias Hohuſen aber rieb ſich die Hände. Im Kaufhof zu Bergen, ſonderlich im Hamburger Hauſe, wehte ein ſcharfer Wind, der Claus die dummen Liebesgedanken gar bald aus dem Kopfe blaſen würde.

Das hoffte Matthias Hohuſen aus ganzer Seele und von ganzem Gemüt. Und darum beſchleunigte er die Abreiſe mit allen Kräften.

Vier Tage lang nahm Claus Abſchied von Johanna. Sie begleitete ihn ſogar bis zum Schiff und ruderte ihm ganz allein im Boot nach.

„Leb wohl, Claus, und halt dich munter!" rief ſie und winkte.

Am liebſten wäre ſie mit ihm nach Bergen gefahren. Die weite Reiſe und das Meer ſchreckten ſie nicht, denn ihr Vater, Matthias

Hohusens beſter und beſonnenſter Schiffskapitän, hatte ſie ſchon öfters auf ſeinen Reiſen mitgenommen.

Und ſie winkte, ſolange ſie das Schiff mit den Augen erreichen konnte. Und Claus winkte wieder. Dann fuhr ſie heim.

Am nächſten Morgen rief Matthias Hohuſen Dirik Hülpe, ſeinen Quartiersmann, zu ſich, der im Speicher die Aufſicht führte. Es war ein gutmütiger, etwas ſchüchterner Hüne, der trotz ſeiner ſechsunddreißig Jahre noch immer unbeweibt war.

„Dirik, willſt du nicht heiraten?" fragte Matthias Hohuſen.

„Heiraten, Herr?" meinte Dirik Hülpe und drehte an ſeiner Mütze. „Heiraten möcht ich ſchon, aber ich find keine."

„Willſt du Johanna Wendt heiraten?" fragte Matthias Hohuſen freundlich.

„Möcht ich ſchon!" ſchmunzelte Dirik Hülpe und ließ die Mütze ſchneller kreiſen. „Aber ob ſie mich mag!"

„Ich will die Sache in Ordnung bringen!" lächelte Matthias Hohuſen und entließ ihn.

Dann wartete er ein paar Tage, bis Chriſtian Wendt, Johannas Vater, mit ſeinem Schiffe von London zurückkam.

„Chriſtian," ſprach er zu ihm, „Ihr wißt, daß ich ein gutmütiger Menſch bin. Ich laſſe mir viel gefallen. Aber was zu toll iſt, das iſt zu toll. Und die Sache mit Claus und Johanna iſt mehr als zu toll."

Chriſtian Wendt war ganz derſelben Meinung. Auch ihm ging die Geſchichte längſt wider den Kurs. Und ſo wurden ſie geſchwind handelseinig.

„Redet Ihr der Deern ins Gewiſſen, daß ſie von ihm läßt!" ſagte Matthias Hohuſen. „Ihr ſeid der Vater. Je eher ſie unter die Haube kommt, deſto beſſer. Dirik Hülpe will ſie freien. Und ich leg noch hundert Taler drauf."

Chriſtian Wendt war doch ein wenig ſchwül zumute, als er in ſein kleines Häuschen auf dem Schopenſtehl trat. Er hatte zu Haus nicht viel zu ſagen. Seine Ehefrau Engelberta führte da das große Wort, und ſie war durchaus nicht gegen die Verwandtſchaft mit Matthias Hohuſen.

Aber faſt noch mehr ſcheute ſich Chriſtian Wendt vor Johanna, die ſogar der Mutter nie eine Antwort ſchuldig blieb.

Kaum tat der Vater den Mund auf, wußte Johanna, woran ſie war, riß die Schürze herunter und lief auf die Reichenſtraße hinüber.

Im Packhof traf ſie auf Dirik Hülpe, der nicht anders meinte, als daß ſie käme, um ihm den Brautkuß zu geben.

„Na, Johanna," lächelte er unſicher, „wird aus uns beiden ein Paar?"

„Alter Eſel!" ziſchte ſie ihn an und drohte mit der flachen Hand.

Da zog er ſich hinter ein paar leere Heringstonnen zurück.

Im Hauſe mußte ſie ſich erſt eine ganze Weile mit dem Diener herumſtreiten, ehe ſie vorgelaſſen wurde.

„So!" rief ſie ſchweratmend und ballte die Fäuſte, als ſie endlich vor Matthias Hohuſen ſtand. „Da habt Ihr ja wieder was Feines ausgeheckt, Herr Hohuſen!"

Er betrachtete ſie kopfſchüttelnd und konnte ſich beim beſten Willen nicht erklären, was Claus an ſie feſſelte. Schön war ſie nicht, auf der Naſe ſaßen ihr ſogar ein paar ganz freche Sommerſproſſen. Nicht ein Quentchen Fett hatte ſie unter der Haut.

„Du nimmſt Dirik Hülpe!" befahl er und ſetzte den rechten Zeigefinger ſteif auf den Tiſch.

„Ich nehm Claus Hohuſen und keinen andern!" rief ſie und ſchlug mit der Fauſt daneben.

Matthias Hohuſen ſchoß es durch den Sinn, daß Claus vor einigen

Tagen ganz genau dieſelbe Stelle getroffen hatte, und das verblüffte ihn doch ein wenig.

„Nimm Vernunft an!" mahnte er im herablaſſenden Tone und rieb das Doppelkinn an den Kragenfalten. „Claus iſt in Bergen. Aus den Augen, aus dem Sinn! Meinſt du, es gibt in Bergen keine hübſchen Mädchen? Mehr als genug! Der Kaufhof in Bergen hat einundzwanzig Kontore, und in jedem Hauſe wohnen an die hundert Geſellen. Keiner iſt verheiratet, he, was denkſt du wohl, was das für ein Leben iſt!"

„Redet, ſoviel Ihr wollt: Claus bleibt mir treu."

„Eine Woche oder zwei!" lächelte er. „Aber drei Jahre, drei lange Jahre. Und die bergiſchen Mädchen ſind wirklich hübſch, viel hübſcher als du."

„Schönheit vergeht!" verſetzte ſie kurz.

„Drum beeil dich, Johanna!" ſprach er und wiegte den runden Kopf hin und her. „Es muß ja nicht gerade Dirik Hülpe ſein. Ich beſtehe nicht darauf. Such dir einen andern. Aber ſchnell! Bis Weihnachten mußt du unter der Haube ſein. Ohne Widerrede! Du wirſt gar nicht gefragt."

Am nächſten Morgen war ſie ſpurlos verſchwunden.

Unterdeſſen war Claus in Bergen angekommen und wurde, wie jeder Neuling, wacker gehänſelt.

Die hundert Kaufmannsgeſellen, Bootsjungen und Stubenjungen, die im Hamburger Hauſe wohnten und dem Handel und dem Fiſchfang oblagen, bildeten eine geſchloſſene Geſellſchaft mit feſten Satzungen und Gebräuchen. Sie waren rauh wie das Meer, das ſie mit ihren Booten befuhren. Schabernack treiben und Tumultieren lag ihnen im Blut. Cornelius Eitzen, der Hausbonde, ihr Zunft- und Zuchtmeiſter, mußte gar oft dazwiſchenfahren, um das ärgſte zu verhüten.

Obſchon die meiſten der bergiſchen Heringstonnen für Matthias Hohuſen in Hamburg gepackt wurden, machten die Geſellen, die ſie packten, mit ſeinem Sohne Claus keine Ausnahme von der Regel.

Er fiel kopfüber ins Waſſer, weil man ihm heimtückiſch die Laufplanke unter den Füßen weggezogen hatte, er fand ſeinen Strohſack mit Dorſchgräten geſpickt, fiſchte aus ſeinem Hirſebrei eine tote Maus und fand ſeine Stiefel auch inwendig mit Tran beſchmiert. Das alles ertrug er, ohne ſich zu wehren. Nur wenn ſie ihm an den Leib kommen wollten, zog er das Meſſer blank.

Am ärgſten trieb es Ditmar Sprekelſen, ein wüſter, rothaariger Kaufmannsgeſelle, der im Erfinden ſolcher Spiele, wie er ſie nannte, den andern weit überlegen war. Aber vor Claus Hohuſens Meſſer hatte er doch einigen Reſpekt, denn es war ſehr lang und ſcharf.

Um dieſe Zeit tauchte ein anderer Neuling auf, ein blaſſer, verſchüchterter Burſche von ſechzehn Jahren, Hein Staphorſt mit Namen, ein Waiſenknabe, den ſein Vormund nach Bergen geſandt hatte, um ihn los zu werden.

Er wehrte ſich nicht, und der Übermut der andern ſtieg über alle Deiche.

Erſt wurde er in eine Heringstonne gepackt und dreimal über die Laufplanke gerollt, bis die Tonne ins Waſſer fiel. Dann ſtachen ſie von allen Seiten mit Spießen nach ihr, bis ſie in Trümmer ging. Hein Staphorſt wäre dabei um ein Haar ertrunken, wenn Ditmar Sprekelſen ihn nicht am Kragen erwiſcht und ins Boot gezogen hätte. Man ließ ihn etwas verſchnaufen und ſchleppte ihn in den Schütting, den großen Speiſeſaal, der über den Packräumen lag. Nur ein einziges Fenſter hatte er hoch oben am ſpitzen Firſt, das immer als Rauchfang offen ſtand. Cornelius Eitzen, der Hausbonde, war eben auf einen Krug Bier ins Lübecker Haus gegangen, wo der Kaufmannsrat verſammelt war, der über alle Kontore ge-

ſetzt war. Das machten ſich die Burſchen zunutze. Auf Ditmar Sprekelſens Befehl wurden nun Haare, Fiſchſchuppen, Lederabfälle auf das zuſammengeſunkene Herdfeuer geworfen, daß ein ganz fürchterlicher Qualm entſtand.

Und es begann das Rauchſpiel. Hein Staphorſt, dem unſchuldigen Delinquenten, der mehr tot als lebendig war, wurde um den Leib ein Gurt gelegt, an dem ein Tau hing, das über eine Rolle im Firſtbalken lief.

Nun aber riß Claus Hohuſen doch die Geduld.

„Das leid ich nimmermehr!" ſchrie er und packte Ditmar Sprekelſen vor der Bruſt.

Doch gegen die Übermacht kam er nicht auf. Man entriß ihm das Meſſer und drückte ihn in die Ecke.

Nun wurde Hein Staphorſt wie ein Stockfiſch hoch oben in den Rauch gehängt und ſollte drei Fragen beantworten. Gerd Kuſtrop, der Spaßvogel der Gemeinde, ſollte ſie ſtellen. Aber er kam gar nicht dazu. Hein Staphorſt begann ſo fürchterlich zu huſten, daß man ihn unverzüglich herablaſſen mußte, ſonſt wäre er unfehlbar erſtickt. Ganz blaurot war er im Geſicht.

„Ein Jämmerling!" ſprach Ditmar Sprekelſen und ſchüttelte verächtlich den roten Kopf.

Man flößte Hein Staphorſt Bier ein. Aber er ſpie es von ſich. Und ſie ließen ihn als einen vollkommenen Schwächling liegen.

„Jetzt kommt Claus Hohuſen an die Reihe!" ſchrie Ditmar Sprekelſen. „Der wird es ſchon aushalten."

Zwanzig Fäuſte griffen zu. Claus ergab ſich ſchließlich ins Unvermeidliche und bekam dadurch etwas Luft.

„Narrenpoſſen!" lächelte er grimmig und ließ ſich den Gurt umlegen.

Wie ſie ihn aber losließen, um ihn hochzuziehen, erſah er einen

günſtigen Augenblick, riß Ditmar Sprekelſen das Meſſer aus dem Gurt und hieb das Tau entzwei, daß die ſechs, die am anderen Ende zogen, lang hinſchlugen und übereinander koppheiſterten.

„Wer mich anrührt, den ſtech ich nieder!" ſchrie er und ſuchte an der Wand eine Rückendeckung.

Zum Glück erſchien jetzt Cornelius Eitzen, legte ſich ins Mittel, pönte Claus wegen des zerſchnittenen Taus um ſechs gute Schillinge, nahm ihm das Meſſer ab und brachte ihn und Hein Staphorſt vor der tollen Menge in Sicherheit, indem er jeden im oberen Stockwerk in eine feſte Kammer verſchloß.

Claus war es recht.

Hein Staphorſt fand man am nächſten Morgen erhängt.

Das machte auf alle, bis auf Ditmar Sprekelſen, tiefen Eindruck. Der lachte nur. Dafür ſchlugen ihn die andern in der Nacht ſolange mit Birkenruten, bis er ſich nicht mehr rührte. Am nächſten Morgen mußte er ins Hoſpital getragen werden, ſo hatten ſie ihn zugerichtet.

Hein Staphorſt wurde bei St. Marien begraben und hatte ein ſtattliches Leichengefolge. Drei Wochen währte die gedrückte Stimmung, dann begann die alte Luſt zum Schabernack wieder durchzubrechen.

Claus Hohuſen hielt ſich gefliſſentlich abſeits, zog ſich des Abends, wenn ſich die andern auf dem Schütting zuſammenfanden, ſtets in ſeine Kammer zurück und dachte an nichts anderes als an Johanna Wendt.

An einem ſolchen Abend hielt der dritte Neuling ſeinen Einzug. Er war mit einem bremiſchen Schiff gekommen, trat ſehr forſch und ſicher auf und hatte den Mund auf dem rechten Fleck.

„Wie heißt du?" fragte Cornelius Eitzen.

„Hans Pakeboſch."

„Biſt du auch ein Hamburger Jung?"

„Das will ich meinen, vom Schopenſtehl."

„Und kommſt von Bremen?"

„Als Kochsmaat!"

„Kochen kannſt du?" rief Cornelius Eitzen erfreut.

„Und wie! Grüne Aalſuppe und rote Grütze."

Da lief jedem echten Hamburger ſofort das Waſſer im Munde zuſammen.

„Huſſah! Huſſah! Heut abend gibt's grüne Aalſuppe und rote Grütze! Grüne Aalſuppe und rote Grütze!"

So tobten ſie durcheinander und hätten Hans Pakeboſch am liebſten vor Freude in lauter kleine Stücke geriſſen.

„Hand weg!" rief er und ſchlug um ſich. „Ich bin verdammt kitzlich. Wenn ihr nicht artig ſeid, dann verſalz ich die Suppe."

Cornelius Eitzen brachte Hans Pakeboſch in die geräumige Küche, die gleich neben dem Schütting lag, und ſtellte ihn an den Herd, auf daß er ſeine Kunſt zeige. Nun flogen die Keſſel und Töpfe. Das Feuer kam in Gang. Hellauf flammte es und gab wenig Rauch. Die Tranlämpchen an den Wänden verblaßten. Der düſtere Schütting wurde hell. Alle ſtanden im Kreiſe um den Herd herum und ſchauten auf Hans Pakeboſchens flinke Finger.

„Junge, was biſt du fix!" ſchrie Gerd Kuſtrop in ehrlicher Bewunderung.

Im Handumdrehen war die Suppe fertig. Auf jedem der zehn Schüttingtiſche kam ein dampfender Keſſel. Cornelius Eitzen tat die Mütze herunter und ſprach das Tiſchgebet.

Und dann löffelten ſie los, um die Wette.

„Kinder!" rief Cornelius Eitzen begeiſtert. „So eine Aalſuppe hab ich mein Lebtag nicht gegeſſen."

Die Löffel flogen nur ſo. Nur Hans Pakeboſch ſchien keinen Hunger zu haben. Längſt hatte er ſeine Augen auf die Suche gehen laſſen.

„Wo iſt Claus Hohuſen?" fragte er ſchließlich.

Und alle brüllten wie ein Mann nach Claus Hohuſen. Er kam, ſtrich ſich die Haare glatt, ließ ſich von Hans Pakebuſch die Hand ſchütteln, ſchaute ihn verwundert an, und ein Zittern überfiel ihn.

„Kennſt du mich nicht?" lachte Hans Pakebuſch. „Ich bin Hans Pakebuſch von Schopenſtehl. Ich ſoll dir Grüße bringen von deinem Vater."

Claus Hohuſen wankten die Knie, er mußte ſich an dem Türpfoſten feſthalten.

„Biſt du krank, Claus?" fragte Hans Pakebuſch und ſtützte ihn hilfreich. „Geh nur wieder zu Bett. Ich will dir ſchon die Aalſuppe bringen."

Und er brachte ſie ihm, ſtellte ſie auf den Tiſch, legte den Löffel daneben, nahm Clauſens Kopf in die Hände und küßte ihn mitten auf den Mund.

„Johanna!" ſtöhnte er und küßte ſie ſtürmiſch.

„Still!" flüſterte ſie unter ſeinen Küſſen. „Ich bin Hans Pakebuſch."

Und ſie blieben die ganze Nacht beieinander. Cornelius Eitzen fand nichts dagegen einzuwenden, denn das Bett war breit genug für zwei.

Am nächſten Morgen ſchrieb Claus an ſeinen Vater einen langen Brief.

Hans Pakebuſch aber kochte Aalſuppe und immerlos Aalſuppe.

Nichts als Aalſuppe wollten die Burſchen eſſen, und Tag für Tag ſchmeckte ſie ihnen beſſer.

Ehe aber der Brief in Hamburg war, kam es heraus, wer Hans Pakebuſch in Wirklichkeit war. Zuerſt horchte einer an der Tür, dann noch einer, dann ein dritter. Und ſie hörten nichts als Küſſe, und immer wieder Küſſe. Und ſchließlich wußten es alle bis auf Cornelius Eitzen.

Und es begann unter ihnen heimlich, aber um so heftiger zu gären.

Sie besprachen sich untereinander und warteten einen Tag ab, wo Cornelius Eitzen mit Claus Hohusen und noch einigen andern auf den Fischfang fuhr.

Und als an diesem Vormittag Hans Pakebosch in der Küche stand und die Aalsuppe lustig kochte, schlossen die Verschwörer einen dichten Kreis um den Herd und nahmen eine drohende Haltung an. Erst murmelten sie untereinander, als wenn sie nicht wüßten, wie sie das Spiel beginnen sollten.

Hans Pakebosch tat, als ginge es ihn nichts an, war aber auf der Hut und rührte mit dem größten Schöpflöffel in den brodelnden Töpfen herum.

„Hans Pakebosch, du bist ja ein Mädchen!" schrie endlich Gerd Kustrop. „Das sieht man ja ganz deutlich, daß du ein Mädchen bist."

„Woran sieht man das?" meinte Hans Pakebosch mit Gleichmut und senkte den Löffel in die Suppe.

„Daran!" grinste Gerd Kustrop und wollte ihn auf die Brust tippen.

Doch ehe er zum Tippen kam, schrie er auf, und fuhr wie der Blitz zurück, denn die glühheiße Aalsuppe war ihm plötzlich über die vorwitzigen Finger gelaufen.

„Sie muß in den Rauch gehängt werden!" schrie er wie toll, schlenkerte die verbrannten Finger durch die Luft und blies und blies.

„Noch ein Löffel Aalsuppe?" fragte Hans Pakebosch ruhig und holte aus.

Da wichen sie alle zurück, immer weiter zurück, wie Gerd Kustrop auch tobte und hetzte.

„Schmeckt euch meine Aalsuppe nicht mehr, dann sucht euch einen andern Koch!" lachte Hans Pakebosch und schwenkte den vollen Löffel im Kreise herum, daß sie alle davonsprangen wie die Hasen.

Gerd Kustrop schoß zuerst zur rettenden Tür hinaus.

Hans Pakebosch sah sich plötzlich allein und waltete eifriger als sonst seines Amtes, griff aber diesmal besonders tief in das Salzfaß hinein. Und so war die Suppe längst fertig, als das Boot vom Fischfang heimkehrte.

Nun gab's draußen vor dem Hause auf der Landungsbrücke einen großen Aufstand. Cornelius Eitzen trat um der Aalsuppe willen auf Claus Hohusens Seite, der das Messer zog und sich schützend vor Hans Pakebosch stellte.

Das erbitterte die tollen Burschen aufs höchste. Und sie hätten trotz des Messers und trotz des Schwertes, das Cornelius Eitzen jetzt zog, einen Angriff gewagt, wenn die glühende Aalsuppe nicht im Bereich des feindlichen Lagers gewesen wäre. Denn Hans Pakebosch hielt noch immer den vollen Löffel in der Hand. Das übrige tat der Hunger.

Schließlich gelang es Cornelius Eitzen, die Ausgehungerten zum Sitzen zu bringen. Dann wurde Hans Pakebosch um fünfzig Schillinge gepönt, weil er gegen die Satzungen verstoßen hatte, wonach jeder Frau und jedem Mädchen das Betreten des Bergischen Kontors verboten war. Claus Hohusen zog mit Freuden den Beutel und legte außerdem noch drei Tonnen Lübecker Bier auf, von denen nicht ein Tropfen übrig blieb.

Denn diesmal war die Aalsuppe gründlich versalzen gewesen.

So kamen Claus und Johanna wieder nach Hamburg zurück und traten zusammen vor Matthias Hohusen, der noch immer über den Brief aus Bergen, den er inzwischen erhalten hatte, den Kopf schüttelte.

Aber er beharrte trotzdem bei seiner Weigerung, stand er doch bereits auf der Liste zur Bürgermeisterwahl obenan.

„Ich kann's nun einmal nicht zugeben, das ihr heiratet!" rief er und streckte die Hände abwehrend von sich.

„Heiraten?" lachte Johanna Wendt beinahe ausgelassen. „Wer spricht denn noch von Heiraten? Verheiratet sind wir längst. Wir müssen nur noch Hochzeit machen."

Und Claus nickte stumm, aber sehr bestimmt und zog sie fest an sich.

Da senkte Matthias Hohusen sein Doppelkinn auf die Halskrause, tat den Mund auf, ließ ihn solange offen stehen, bis sein Kopf rötlich anlief und einer angeschnittenen Melone zum Verwechseln ähnlich sah, seufzte danach tief auf, ließ den Bürgermeister dahinfahren und tat den Mund wieder zu.

Darauf blieb ihm nichts anderes übrig, als seine Einwilligung zu geben.

Als Johanna Wendt vierzehn Tage später in der Hohusenschen Staatskutsche als Braut zur Kirche fuhr, sah ihr keiner an, daß sie erst vor kurzem im Bergischen Kaufhaus als Hans Pakebosch Aalsuppe gekocht hatte.

Um Pfingsten aber hielt Matthias Hohusen einen Enkel auf den Knien, der ihm bis auf das Doppelkinn aus dem Gesicht geschnitten und obendrein ein richtig ausgewachsenes Siebenmonatskind war.

Nun sprach es sich auch allmählich herum, wie und wo das Kindlein gezeugt worden war. Und ganz Hamburg lachte. Als der Wahltag erschien, wurde Matthias Hohusen und kein anderer zum Bürgermeister gewählt. Und das hatte er vor allem Hans Pakebosch und seiner Aalsuppe zu danken.

Im Hamburger Kaufhaus zu Bergen aber wehte seitdem der Wind schärfer daher, besonders als Ditmar Sprekelsen wieder aus

dem Hospital auftauchte und das Regiment der Tollheit an sich riß. Daß er nun auf dem linken Bein ein wenig lahmte, erhöhte nur sein Ansehen. Und er erfand zu dem Rauchspiel noch das Tauchspiel und das Staupenspiel, wobei der Neuling nackt ausgezogen, ins Wasser geworfen und mit Ruten gestrichen wurde, auf daß sich nicht wieder ein Hans Pakebosch einschliche und das Kontor beunruhigte.

Die Insel Bimini

Im zwanzigsten Jahre seiner Statthalterschaft auf der Insel Portorico, in die ihn Christoph Kolumbus auf seiner zweiten Reise selbst eingesetzt hatte, bekam Juan Ponce de Leon endlich das Stillsitzen satt. Rings um ihn herum wurden neue Inseln, neue Länder und Völker entdeckt, und er wollte nun, obschon er bereits über sechzig Jahre zählte, nicht länger untätig zusehen.

Also rüstete er im Hafen von San Juan zwei Karavellen aus, um die Insel Bimini zu entdecken.

Schon dadurch, das er ein ganz bestimmtes Ziel vor Augen hatte, unterschied er sich von den andern spanischen Konquistadoren, die stets lustig drauf loskreuzten und frisch entdeckten, was ihnen gerade in den Weg lief.

Von Bimini hatte Juan Ponce durch die Indianer erfahren, die er in seinen Goldbergwerken für den König von Spanien hart arbeiten ließ und sie durchaus nicht besser behandelte, als es seiner spanisch-christlichen Meinung nach diesen erzfaulen und grundverstockten Heiden zukam. Unter seiner Regierung war das rote Volk von Portorico schon auf ein Dritttel der anfänglichen Kopfzahl zusammengeschmolzen, und Juan Ponce hatte sich in den letzten Jahren des öfteren genötigt gesehen, Sklavenjagden nach den benachbarten Inseln zu unternehmen, um den Bergwerksbetrieb aufrechterhalten zu können.

Und da hörte er von Bimini. Nach den Erzählungen der Indianer war das eine Insel, deren Felsen aus purem Golde bestanden, deren Strand von Silber war, deren Wälder voll köstlicher Früchte hingen,

und in deren Mitte eine Quelle entſprang, die jedem, der daraus trank, Unſterblichkeit, Schönheit und ewige Jugend verlieh. Dieſe drei Dinge glaubte Juan Ponce vor allem nötig zu haben.

Auf die Frage, wo dieſe Wunderinſel läge, wieſen die Indianer immer nach Norden.

Sie hatten das Märchen nur erfunden, um ihren Quäler los zu werden. Zwanzig Jahre lang hatten dieſe Unglücklichen, die durch den Einbruch der weißen Teufel ihr Paradies verloren hatten, an dieſem Märchen gedichtet. Und als es endlich Juan Ponce zu Ohren kam, beſaß es bereits in ſich eine derartige Kraft der Überzeugung, daß er augenblicklich darauf hineinfiel.

Und das war weiter kein Wunder! Hatte doch ſogar Kolumbus, der kein blinder Spanier ſondern ein aufgeklärter Genueſe war, ernſtlich geglaubt, das bibliſche Paradies entdeckt zu haben, als er auf ſeiner dritten Reiſe an die Mündungen des Orinoko gekommen war.

Juan Ponce fuhr mit ſeinen beiden Karavellen ab und hielt ſich von Cuba nördlich. Aber Bimini fand er nicht, wie ſehr er auch ſuchte. Er betete, allein weder die Mutter Gottes noch die Heiligen wollten ihm helfen. Da fing er an zu fluchen und verſchwor ſich, ſeine unſterbliche Seele dem Teufel zu verſchreiben, wenn er ihn nach Bimini brächte. Wenn ſein unſterblicher Leib auf der Erde blieb, mochte ſeine Seele immerhin in der Hölle ſchmoren! Jedoch der kluge Satan ging auf den faulen Handel nicht ein. Der liebe Gott aber ſchickte Juan Ponce für ſein ſchlimmes Fluchen einen Sturm, der die beiden Karavellen bös zurichtete und ſie halbwrack in eine Bucht trieb, wo ſie ein wenig Schutz fanden.

Als der Sturm ſich gelegt hatte, ging Juan Ponce mit einigen Leuten an Land, während die übrigen die Schäden an den Schiffen ausbeſſerten. Die Felſen dieſes Landes waren von Stein, der Sand

war nichts weniger als Silber, und die Quellen schmeckten nach gewöhnlichem Wasser aber nicht nach Unsterblichkeit und ewiger Jugend. Außerdem war das Land über alle Maßen sumpfig und mit undurchdringlichem Urwald bedeckt, so daß Juan Ponce, dem gerade nichts besseres einfiel, es kurzweg Florida nannte.

Er war in der denkbar schlechtesten Laune. Dem Steuermann gab er einen Fußtritt, daß der arme Tropf um ein Haar über Bord geflogen wäre, und der Koch bekam den Topf mit den angebrannten Bohnen an den Kopf geworfen, daß er drei Stunden ohne Besinnung liegen blieb.

„Nach Hause!" brüllte Juan Ponce und fuchtelte mit seiner breiten Toledoklinge ganz gefährlich in der Luft herum.

Die Anker wurden gehoben, der Kurs nach Süden wurde eingesteuert, und Juan Ponce verschwand in der Kajüte. Am liebsten hätte er das ganze Schiff in kleine Späne zerhackt, so grenzenlos war seine Wut. Denn ebenso fest, wie er bei der Ausfahrt an die Insel Bimini geglaubt hatte, ebenso fest war er jetzt davon überzeugt, von den Indianern genasführt worden zu sein. Aber er wollte es diesen roten, gottlosen, nichtswürdigen Lügenhunden anstreichen und sie allesamt zu Tode karbatschen lassen!

In diesem Augenblick sichtete man eine offene Schaluppe mit fünf Leuten, die aus Leibeskräften winkten und Tücher flattern ließen. Ohne Juan Ponce um Erlaubnis zu fragen, hielt der Steuermann darauf zu.

Es waren fünf französische Edelleute, die vor etlichen Wochen mit einer kleinen Galione von Dieppe aufgebrochen waren, um sich auch einen Fetzen von der neuen Welt zu erobern. Daß der heilige Vater in Rom inzwischen die neue Welt restlos unter Spanier und Portugiesen verteilt hatte, indem er auf dem achtundvierzigsten Grad der Westerlänge die Grenze gezogen hatte, scherte diese

französischen Wagehälse wenig. Sie trauten allein auf ihre Schwerter und ihre Keckheit. Ihre Galione hatten sie während eines Sturmes auf den Sandbänken der Bahamainseln verloren. Und obschon sie bereits drei Tage lang hungrig und durstig auf hoher See herumirrten, war ihr Mut ungebrochen. Ihr Anführer hieß Jules Decoux und stammte aus der Normandie, ihr jüngster Genosse hieß Michel du Calotte und war ein Gascogner. Keiner von ihnen war älter als dreißig Jahre.

Als sie in Rufweite waren, verlangten sie Brot und Wasser. Juan Ponce fuhr aus der Kajüte und streckte seine weinrote Nase, die wie ein einziger Karbunkel glänzte, über Bord.

„Verreckt, ihr französischen Hunde!" brüllte er, als er sie erkannte.

Denn jeder Franzose, wie auch jeder Engländer und jeder Angehöriger einer andern seefahrenden Nation, der sich über den dreißigsten Grad der Norderbreite wagte, wurde von den Spaniern und Portugiesen als Pirat angesehen und demgemäß behandelt.

„Entert auf!" kommandierte Jules Decoux und war mit einem Sprung an Bord.

Ehe Juan Ponce seine edle Heldenklinge blößen konnte, hatte er einen tiefen Stich in der rechten Schulter weg. Das machte ihm aber nichts aus, denn er war ein Linkshänder.

Und das Klopfen begann. Die Franzosen fochten wie Helden, aber wie Helden, die drei Tage lang gedurstet und gehungert hatten. Und trotzdem hätten sie die Spanier überwältigt, wenn nicht Juan Ponce gewesen wäre. Dessen Wut hätte für fünfzig Franzosen ausgereicht.

Sie wurden von der Überzahl der Feinde entwaffnet und in Ketten geschlagen. Juan Ponce wischte sich die Klinge am Hosenboden ab und ließ sich die Schulter verbinden. Dann hieß er einen Tisch an Deck stellen mit drei gebratenen Hammelkeulen, einen Berg Man-

diokafladen und einem riesigen Silberhumpen voll spanischen Rotweins, von dem er sich die sechzig Jahre seines Lebens vorzugsweise genährt hatte. Hinter diesem Humpen setzte er sich, und die fünf Franzosen mußten zusehen. Als er die erste Hammelkeule abgenagt hatte, warf er ihnen den Knochen zu.

Jules Decoux aber hob den Knochen auf, zielte und traf, trotz der Ketten, die ihn beschwerten, so genau des Spaniers glühende Nase, daß ihr auf der Stelle ein starker Blutstrom entstürzte und er sich in die Kajüte flüchten mußte.

Währenddessen leerten die Gefangenen den Tisch und tranken sich aus dem Silberhumpen gegenseitig zu, ohne daß es die Schiffsbesatzung gehindert hätte.

Juan Ponce aber schnaubte solange sein eigenes Blut, bis es durch die Kunst des Schiffsfeldschers zum Stillstand gekommen war.

Dann schnaubte er Rache. Aber er wollte sie kalt genießen. Deshalb ließ er die Gefangenen nicht an die Fockrah hängen, wohin sie von rechtswegen als Piraten und gewerbsmäßige Blutvergießer gehörten, sondern er ließ sie in eine Kammer unter Deck sperren und einen Doppelposten davorstellen. Sie bekamen nichts als Wasser und Brot, womit sie ganz zufrieden waren, denn sie hatten ja nichts anderes von ihm verlangt.

Die übrige Zeit vertrieben sie sich mit Schwatzen, Lachen und Schlafen, denn sie waren jung und leichtsinnig genug, sich über ihr weiteres Schicksal keine grauen Haare wachsen zu lassen. Zuweilen lauschten sie auf die Gespräche der beiden Soldaten vor ihrer Tür und erfuhren so die Geschichte von der Wunderinsel Bimini. Und alsobald erhoben sie über den dummen Juan Ponce ein großes Gelächter.

Als er dies an Deck hörte, kochte ihm sofort die Wut aus allen Poren. Seinem echtspanischen, übergravitätischen Ernst war dieses

echtfranzöſiſche, frivole Lachen in tiefſter Seele verhaßt. Aber er hielt an ſich und ſchickte ihnen weiter Brot und Waſſer. Trotz ſeiner Wut ließ er ſie nicht verhungern. Er wollte wenigſtens etwas von dieſer Reiſe mit heimbringen!

Als die beiden Schiffe in Portorico ankamen, ließ er die fünf in die ſicherſte Kerkerzelle ſetzen und teilte ihnen perſönlich mit, daß ſie am nächſten Morgen alleſamt gehängt werden würden. Da lachten ſie denn nicht mehr und ließen eine Viertelſtunde lang ſehr betrübt die Köpfe hängen.

Juan Ponce freute ſich darüber. Er hatte ihnen nur Angſt machen wollen und war im übrigen feſt entſchloſſen, ſie in die Bergwerke zu ſchicken, dieweil die Indianer immer rarer wurden.

Kaum ſahen ſich die fünf Franzoſen wieder allein, hoben ſie ihre Köpfe und fingen an, ſich zu beraten, wie ſie ihre Freiheit wiedergewinnen könnten. Gewalt war ausgeſchloſſen, alſo konnte nur die Liſt helfen. Und liſtig waren ſie alle, am liſtigſten aber war Michel du Calotte, der Gascogner. Als der Morgen anbrach, führte er das Wort ganz allein. Und als er ihnen endlich ſeinen Plan mitgeteilt hatte, umarmten ſie ihn voll Begeiſterung. Darauf ließen ſie Juan Ponce rufen, weil ſie ihm vor ihrem Tode noch etwas ſehr Wichtiges mitzuteilen hätten.

Und er erſchien auch bald in ſeinem ganzen Umfang.

„Wir haben auf einer Inſel im Norden einen großen Schatz vergraben!" ſprach Michel demütig. „Er ſoll Euer ſein, wenn Ihr uns die Freiheit ſchenkt. Bringt uns wieder auf ein Schiff, und wir werden mit Euch zu jener Inſel fahren."

„Ihr haltet mich für ſehr dumm, ihr Buben!" polterte Juan Ponce los. „Ich werde mich hüten, euch alle fünf mitzunehmen, wo einer genügt. Wählt alſo einen von euch aus, die andern baumeln in einer Stunde am Galgen."

Als er draußen war, lachte er ſich ins Fäuſtchen. Denn er glaubte nicht an den Schatz und hoffte, ſie würden darüber uneins werden und ihre Lüge verraten.

Aber dies geſchah nicht. Sie wählten vielmehr Michel du Calotte aus, weil er von allen am beſten lügen konnte.

„Räche unſern Tod!" rief Jules Decoux. „Räche uns an dieſem Narren tauſendfach!"

Und Michel ſchwur es ihnen zu und nahm Abſchied von ihnen, als die Wachen eintraten, um die vier anderen fortzuführen. Sie wurden ohne Aufſehen ins Innere der Inſel gebracht und mußten mit den Indianern in den Bergwerken Frondienſte tun.

„Noch leben wir!" ſprach Jules Decoux und ſchlug kettenklirrend die Spitzhaue ins Geſtein.

Und die drei andern, die neben ihm ſtanden, taten es ihm gleich, denn er war ihr Anführer.

Michel du Calotte aber ſtand, ebenfalls mit Ketten beſchwert, neben Juan Ponce an vier friſchen Gräbern, unter denen er ſeine Kameraden glaubte.

„Siehe dein Schickſal, wenn du gelogen haſt!" drohte Juan Ponce.

„Ein Greis von ſiebenzig Jahren lügt nicht!" ſprach Michel ruhig.

„Wie alt biſt du?" rief Juan Ponce verwundert.

„Nahe an ſiebenzig!" erwiderte Michel dumpf.

„Siebenzehn?" fragte Juan Ponce und hielt ſich die Hand hinters Ohr, als hätte er nicht recht gehört.

„Siebenzig!" behauptete Michel, ohne mit der Wimper zu zucken. „Seht es an meinen weißen Haaren!"

„Der Teufel, du ſiehſt aus wie ein Jüngling!" brüllte Juan Ponce. „Deine Haare ſind gelb wie Butter."

„Ihr ſcherzet, Herr!" rief Michel ganz ängſtlich.

Da ließ Juan Ponce einen Spiegel bringen. Als Michel da-

hineinblickte, wurde er bleich und rot, atmete ſchwer und zeigte alle Zeichen des freudigen Entſetzens. Dann ſchrie er laut auf, ließ den Spiegel zur Erde fallen und ſchlug die Hände vors Geſicht.

„Ein Wunder!“ ſtöhnte er auf. „Ein Wunder iſt an mir geſchehen. So ſah ich aus, da ich ein Jüngling war. Ich habe meine Jugend wiedererhalten.“

„Du biſt ein Zauberer!“ ſchnaubte Juan Ponce. „Ich werde dich bei lebendigem Leibe verbrennen laſſen.“

Da faltete Michel ſeine Hände, hob ſie zum Himmel und betete ſchnell drei Paternoſter und ein Avemaria. Und ſofort legte ſich der Verdacht des Spaniers.

„Wann haſt du zum letzten Male dein Haar weiß geſehen?“ forſchte er begierig.

„Auf dem Schiff, bevor wir ſcheiterten!“ bekannte Michel treuherzig. „Alle unſere Leute wurden von den Wogen hinweggeſpült, nur ich alter Mann und jene vier jungen Burſchen, die hier begraben liegen, wir fünf retteten uns in die Schaluppe mit dem Schatz, den wir aus unſerer Heimat mitgebracht hatten und der unſer ganzes Vermögen war. Wir gelangten darauf an eine Inſel, die hatte einen Strand, der wie Silber glänzte, und Felſen, die wie Gold funkelten, aber es war weder Gold noch Silber, da wir näher zuſahen. Köſtliche Früchte hingen an den Zweigen, und bunte Vögel wiegten ſich auf den Bäumen und ſangen mit menſchlicher Stimme. Alsdann gelangten wir an eine Quelle, aus der wir alle fünf tranken, und das Waſſer dieſer Quelle war über alle Maßen köſtlich!“

Die Augen des Juan Ponce waren bei dieſem wunderbaren Bericht immer runder und größer geworden.

„Du haſt aus der Quelle von Bimini getrunken!“ ſchrie er endlich außer ſich.

„Bimini?" fragte Michel verdutzt. „Was ist Bimini? Wir haben unsern Schatz an dieser Quelle vergraben."

„Höre, du Tropf!" brüllte Juan Ponce und schüttelte ihn so heftig, daß seine Ketten klirrten. „Du hast aus der Quelle von Bimini getrunken und weißt nicht, daß sie jedem, der daraus trinkt, Unsterblichkeit, Schönheit und ewige Jugend verleiht."

„Diese haben auch daraus getrunken!" sprach Michel und deutete auf die Gräber.

„Du bist ein Narr!" schnitt ihm Juan Ponce das Wort ab. „Haben deine Genossen nichts von deiner plötzlichen Verjüngung gemerkt?"

„Sie trieben ihren Spott mit mir!" seufzte Michel und hob den Spiegel wieder auf. „Aber nun weiß ich, daß es kein Spott war. Ich bin wirklich wieder jung geworden."

Und alsbald kniete er nieder und lobte Gott mit so lauter und inniger Stimme, daß allen, die es hörten, das Herz gar mächtiglich bewegt wurde.

„Weißt du den Weg zu dieser Insel?" fragte Juan Ponce.

„Ganz genau!" erwiderte Michel sicher. „Bringt mich nur wieder an den Ort, wo Ihr uns gefangen genommen habt. Aber es ist eine sehr schwierige Passage."

„Für mich gibt es keine schwierigen Passagen!" prahlte Juan Ponce und gab sofort Befehl, die beiden Karavellen wieder seeklar zu machen.

Die eine schickte er nach Spanien, um das unerhörte Wunder zu melden und den König um die Erlaubnis zu bitten, die Insel Bimini für ihn erobern zu dürfen. Auf dem andern Fahrzeug schiffte er sich mit Michel du Calotte ein, der noch immer mit zwei Ketten an Händen und Füßen gefesselt war.

„Höre!" sprach Juan Ponce zu ihm, als sie in See waren, und

hielt in der Linken einen Schlüssel und in der Rechten seinen blanken Degen. „Führst du uns nach Bimini, will ich dir dort die Freiheit schenken, ist dein Herz aber voll Tücke, werde ich dir den Kopf herunterschlagen."

Damit steckte er den Schlüssel in die Tasche und den Degen in die Scheide.

Michel stand neben dem Steuermann und gab den Kurs an. Er gedachte, das Schiff im Sturm auf eine Sandbank laufen zu lassen und so mit dem Mörder seiner Freunde unterzugehen.

Vier Wochen kreuzten sie nach Norden hinauf, ohne daß ein Sturm gekommen wäre. Juan Ponce wurde ungeduldig, aber Michel wußte ihn immer wieder durch wohlgesetzte Worte zu beschwichtigen. So gelangten sie endlich zwischen die Untiefen der Bahamainseln. Der Steuermann verzagte. Da griff Michel selbst zum Ruder und wußte es vortrefflich zu regieren. Das Schiffsvolk aber murrte.

Eines Abends schlief der Wind allmählich ein. Das Schiff trieb durch die Dunkelheit noch eine ganze Strecke und lag endlich still.

„Werft den Anker aus!" befahl Juan Ponce, der neben Michel auf dem hohen Achterdeck stand.

Aber die Anker fanden keinen Grund. Pechschwarze Finsternis umhüllte das Schiff. Kein Stern, kein Schimmer ließ sich am Himmel blicken. Schwer und schwül stand die Luft. An den Spitzen der Masten erschienen plötzlich strahlende Lichtbüschel. Das fromme Schiffsvolk warf sich auf die Knie, um den heiligen Elmo anzurufen.

Da trat der Teufel mitten unter sie, leibhaftig in der Gestalt einer feurigen Kugel von der Größe eines ausgewachsenen Kohlkopfes. Diese Kugel, die ein blendendes Licht ausstrahlte, tauchte plötzlich vor dem Schiffe auf, rollte langsam über das Bugspriet,

über das Vordeck, lief mitten durch die Leute, die am Deck lagen, ohne ihnen ein Leid anzutun, kletterte über die Treppe zum Achterdeck empor, kroch auf das Steuerrad und ruhte endlich auf der blanken Kette, die Michel an den Händen trug. Erschreckt breitete er die Arme auseinander, hob sie über den Kopf, und die leuchtende Kugel stieg mit der Kette in die Höhe,

„Der Teufel!" brüllte Juan Ponce und schlug mit seinem Degen einen Kreuzhieb in die Feuerkugel.

Da zerplatzte sie mit einem donnerähnlichen Knistern und verschwand spurlos.

„Der Teufel!" wimmerte das Schiffsvolk und lag mit dem Antlitz auf dem Deck, unfähig auch nur einen Finger zu rühren.

Und nun brach das Wetter los, das der Teufel gebraut hatte. Er schlug mit seinem feurigen Schweif ins Meer, daß es aufzischte. Er packte das schwache Schifflein mit seinen Krallen und schmetterte es auf ein Riff, daß es auf der Stelle mitten auseinanderbarst. Er zerknickte die Masten wie Strohhalme und geißelte mit feurigen Ruten das Meer, daß es in ohnmächtiger Wut aufheulte. Auch die Wolken peitschte er, daß sie ängstlich flohen.

„Bimini!" schrie Michel durch den Sturm und wies auf die Umrisse zweier seltsam geformter Bergkegel, die im Leuchten der Blitze dicht vor ihnen aufgetaucht und sofort wieder in die heulende Finsternis versunken waren.

„Bimini!" brüllte Juan Ponce, packte Michel mit der rechten, nahm sein Schwert in die linke Faust und warf sich mit einem gewaltigen Schwung in die tobende Brandung.

Denn er war ein Held vom alten Schlage. Eine Stunde kämpfte er mit allen Kräften gegen die Wogen, die ihn fressen wollten, und ließ Michel nicht einen Augenblick los. Endlich gelang es ihm, eine Klippe zu packen. Er ergriff das Schwert mit den Zähnen,

prankte ſich mit der Rechten in den Felſen hinein, hielt ſich feſt, rang mit dem Satan und ſiegte. Hinter den Klippen kam ruhiges Waſſer. Nun ſchwamm er mit Aufbietung ſeiner letzten Kraft, das Schwert in der Linken, Michel in der Rechten.

Aber als er Grund faßte, verſagte ſein altes Heldenherz. Es ſetzte aus. Michel fing das Schwert auf und ſchleppte den Regungsloſen an den Strand. Er tat es nur des Schlüſſels wegen, den Juan Ponce in der Taſche hatte.

Eilig entledigte er ſich ſeiner Feſſel und gürtete das Schwert um. Schon wollte er davoneilen, da ſah er, daß in Juan Ponce noch Leben war. Er bewegte den Arm und warf ſich herum, daß ſein Geſicht auf den Strand zu liegen kam. Da nahm Michel die Ketten wieder auf und feſſelte damit Juan Ponce, um den Schwur der Rache zu erfüllen.

Als Juan Ponce am Morgen erwachte, ſah er ſich in der Gewalt ſeines Feindes. Die beiden Ketten waren ſo künſtlich miteinander verſchlungen, daß er die Hände auf den Rücken halten mußte und nur kleine Schritte machen konnte.

„Hund!" röchelte er wütend. „Was haſt du getan?"

„Kommt mit zur Quelle!" ſprach Michel ruhig. „Dort will ich Euch die Feſſeln wieder abnehmen."

Alſo gingen ſie, Michel mit dem blanken Schwert voran, Juan Ponce mit ſeinen Ketten hinterdrein, bis ſie an eine Quelle kamen.

„Hier iſt es!" ſprach Michel und trat hinter ihn, um ihm die Ketten abzunehmen.

Allein er löſte ihm nur die Handfeſſeln, die er mit einer blitzſchnellen Bewegung um einen nahen Baum ſchlang, ſo daß Juan Ponce angekettet war wie ein böſer Hund.

„Trink!" befahl Michel und wies auf die Quelle.

Aber Juan Ponce wurde von der Kette gehalten, alſo daß er die

Quelle nicht erreichen konnte. Michel aber ſetzte ſich ihm gegenüber und weidete ſich an ſeinen Qualen.

„Du ſollſt es mir büßen, du ſpaniſcher Bluthund, daß du meine vier Brüder umgebracht haſt!"

„Sie leben!" wimmerte Juan Ponce, aus dem nun aller Heldenmut gewichen war. „Sie arbeiten in den Bergwerken. Ich ſchwöre es dir beim lebendigen Gotte."

Allein Michel glaubte ihm nicht.

„Alſo ſollſt du auch arbeiten in meinem Bergwerk!" rief er drohend. „Kratze den Boden mit deinen Händen auf, bis du Waſſer findeſt. Denn ich werde dir nicht einen Tropfen reichen. Du biſt ein Tier und ſollſt wie ein Tier krepieren an deiner Kette."

Damit ging er davon und ließ ihn allein. Juan Ponce brüllte ſolange, bis ſeine Kehle verſagte. Er riß an der Kette, bis ſeine Kraft erlahmte. Er benagte die Rinde des Baumes, an der er gebunden war, verſchlang das Gras und die Kräuter, ſoweit er reichen konnte, und ſcharrte, ſcharrte nach Waſſer.

Als Michel am dritten Tage wiederkam, ſaß Juan Ponce in einer mannstiefen Grube und leckte die ſchmutzigen Waſſertropfen auf, die der Bach auf ihrem Grunde durchſickern ließ. Er war zum Erbarmen abgemagert, und ſein Blick war irr.

„Nun mag es genug ſein!" ſprach Michel und band ihn los.

Mit dumpfem, heiſerem Gebrüll ſtürzte ſich Juan Ponce de Leon auf die Quelle, warf ſich mit dem ganzen Leibe hinein und trank, trank, trank, bis ſein Herz den letzten Schlag tat und es ſtille ſtand für immer.

Michel begrub ihn in dem Loche, das er ſich ſelbſt geſcharrt hatte, höhlte danach mit Feuer und Schwert einen Baumſtamm aus und fuhr zur nächſten Inſel, wo er einige Indianer traf, mit deren Hilfe er nach Cuba gelangte.

Hier hörte er, daß vier Franzoſen auf Portorico in den Bergwerken einen Aufſtand erregt hätten und nach St. Chriſtoph geflohen wären, ſchiffte ſich eilends ein und fand ſeine vier Genoſſen allda wieder.

Und ſie blieben auf dieſer Inſel und gründeten hier die erſte franzöſiſche Kolonie.

Jaques Corpulents Teſtament

Obwohl der Verſuch Colignys, in Braſilien feſten Fuß zu faſſen, völlig geſcheitert war, kam er ſchon im Jahre 1562 auf den Plan zurück, in Amerika eine Kolonie zu gründen. Diesmal aber wurde Florida dazu auserſehen. Ein Edelmann, Jean Ribaut, ein braver Hugenotte und ein tapferer Franzoſe, wurde zum Leiter des Unternehmens beſtimmt und durfte in Havre zwei königliche Schiffe ausrüſten.

Es fanden ſich aber ſo wenig Auswanderungsluſtige, daß Colignÿ ſchließlich nichts anderes übrig blieb, als zu Gewaltmaßregeln zu greifen. Nicht nur, daß er die Gefängniſſe nach Hugenotten durchſuchen ließ, er ließ auch des Nachts in den Straßen von Paris ein Keſſeltreiben veranſtalten und ſchickte alle Mädchen, die den Häſchern in die Hände fielen, ohne langes Federleſen nach Havre.

So kam auch Liſette Dimanche, die Tochter eines Schankwirts auf der Rue St. Sauveur, unter dieſe Koloniſten, obſchon ſie gar nicht dazu gehörte. Denn ſie war nur über die Straße gelaufen, um ihre kranke Muhme zu beſuchen. Allein man glaubte ihr nicht, weil ſie viel zu hübſch war, außerdem hatten die übrigen Mädchen noch beſſere Ausreden.

Alſo ergab ſie ſich in ihr Schickſal mit der Geiſtesgegenwart einer echten Pariſerin. Ja, bald war ſie die Ausgelaſſenſte von allen!

Nun füllten ſich die beiden Schiffe raſch.

Colignÿ wollte mit dieſer Gründung nicht nur einen maritimen Stützpunkt gegen Spanien, um es leichter in Amerika angreifen zu können, ſondern vornehmlich ein überſeeiſches Aſÿl für ſeine be-

drängten Glaubensgenossen schaffen. Aus diesem Grunde kamen nur Hugenotten an Bord. Mit dem Glaubensbekenntnis der Mädchen nahm man es weniger genau.

Auch zwei reformierte Prediger schlossen sich der Expedition an. Allein die Kirche wachte. Sie sorgte dafür, daß diese verlorenen Schäflein nicht ohne rechtmäßigen Hirten blieben und beschloß, einen von den Vätern der Gesellschaft Jesu an Bord zu schicken. Die Wahl, die keine schlechte war, fiel auf den Pater Leonardus, einen frommen, klugen, kenntnisreichen Mann. Er trat im bürgerlichen Habit in das zweite Schiff, das der Kapitän Albert führte, nannte sich mit seinem früheren Namen Robert Clairon und benahm sich ganz wie ein Hugenotte. Nicht nur die Sorge um seine eigene Sicherheit, sondern auch der Befehl seiner Obern gebot ihm die größte Vorsicht. Erst drüben in der Kolonie sollte er seine seelsorgerische Tätigkeit beginnen.

Der letzte, der an Bord kam, war Jaques de la Vilaure, ein fünfundzwanzigjähriger Edelmann, der gut seine drei Zentner wog. Wegen dieser leiblichen Überfülle und seines damit im engsten Zusammenhange stehenden schlechterdings unstillbaren Appetits, aus dem sich ein böser Hang zum Schuldenmachen entwickelt hatte, war er bei seiner Familie nicht wohl gelitten. Besonders seine Brüder, die einträgliche Stellen bei Hofe inne hatten, wären ihn je eher desto lieber los geworden. Da er aber nicht die geringste Lust zeigte, freiwillig auszuwandern, machten sie ihn durch schweren Burgunderwein so betrunken, daß er die Besinnung verlor. Des Nachts brachten sie ihn auf einer Bahre, die vier starke Männer tragen mußten, auf das Schiff, gaben dem Kapitän Albert ein gutes Trinkgeld und machten sich schleunigst davon.

Als Jaques de la Vilaure am Morgen erwachte, waren die beiden Schiffe längst auf See. Sein Schreien half ihm nichts. Er mußte

mit. Die Mädchen lachten ihn weidlich aus, als er in seiner Verzweiflung sogar helle Tränen vergoß. Die Küste seines geliebten Vaterlandes versank. Schon am nächsten Morgen hing ihm Lisette einen Spitznamen an, den er nicht mehr los wurde.

So wurde aus Jaques de la Vilaure Jaques Corpulent.

Er war zu gutmütig, um dagegen zu protestieren. Er war ja auch kein Protestant, sondern ein braver katholischer Christ. Außerdem fing das Schiff bald an zu schaukeln.

Alles lachte, wenn Jaques Corpulent an Deck trat. Er verzehrte in einem Aufsitzen vier Portionen und verlangte danach die fünfte. Dann begab er sich an die Verschanzung, streckte seinen Kopf über die Reling und fütterte die Fische. Furchtbar stöhnte er bei dieser ungewohnten Arbeit.

„Guten Appetit, Jaques Corpulent!" riefen die Mädchen und klatschten in die Hände.

„Jaques Corpulent!" schrie der Kapitän Albert vom hohen Achterdeck. „Marsch in die Mitte mit dir, sonst schlägt das Schiff um!"

„Jaques Corpulent, was kostet ein Pfund von deiner Rippenkarbonade?" fragte Nicolaus Barré, ein Lyoner Schlachter, der ein paar tiefere Messerstiche auf dem Gewissen hatte, und klopfte ihm freundlich den Rücken.

„Jaques Corpulent!" lachte Martin Atinas, ein Pariser Taschendieb. „Du solltest mit deinen schönen Speckseiten einen Handel anfangen, denn du bringst sie doch nicht mit hinüber. Dort drüben wirst du nur aus Haut und Knochen bestehen."

„Ich sterbe!" stöhnte Jaques Corpulent und setzte sich breitbeinig in die Mitte des Decks. „Ich werde hier verhungern bei vollen Schüsseln."

Sogar über die schmalen Lippen Robert Clairons, des verkleideten Jesuiten, der dabei stand, stahl sich ein leises Lächeln.

„Armer Jaques Corpulent!" ſprach Liſette und wiſchte ihm den Angſtſchweiß von der Stirn. „Soll ich dir noch eine Portion aus der Kambüſe holen?"

Doch er ſchüttelte nur traurig den Kopf.

Am dritten Tage kam aber ein Sturm, der das Schiff herumwarf, daß ſich keiner auf den Beinen halten konnte. Jetzt war die Reihe zum lachen an Jaques Corpulent. Er war, mit Ausnahme der wetterfeſten Beſatzung, der einzige auf dem Schiff, der ſich in ſeinem inzwiſchen wiedererwachten Appetit nicht beirren ließ. Er hatte die Seekrankheit glücklich hinter ſich.

Liſette verging in dieſen Tagen das Spotten. Bleich und kraftlos ſaß ſie auf ihrem Lager.

„Arme Liſette!" ſprach Jaques Corpulent mitleidig. „Soll ich dir eine Portion aus der Kambüſe holen?"

Aber ſie wehrte entſetzt ab. Schon der Gedanke an eine gefüllte Schüſſel erzeugte ihr unüberwindlichen Ekel. Nicolaus Barré, der Schlachter, fluchte geradezu ſchändlich, und Martin Atinas, der Taſchendieb, bat allen Ernſtes ſeinen Nachbar Robert Clairon, ihn auf der Stelle totzuſchlagen. Denn der ſcharfe Oſtwind ſtieß in die Segel und in das Meer, daß die beiden Schiffe bockten wie lahme Gäule. Dann wurde das Wetter wieder freundlich.

Jaques Corpulent, der nun für vier, fünf und ſechs aß, ſchloß mit dem Koch Freundſchaft und war ihm aus freien Stücken behilflich bei der Herrichtung der Mahlzeiten. Er tat das nicht aus Eigennutz, wenn es auch nicht ausbleiben konnte, daß er die beſten Stücke vorher aus dem Keſſel herausfiſchte, ſondern aus reiner Liebe zur Sache. Denn ſeine kulinariſchen Kenntniſſe waren einfach hervorragend. Er hatte das Zeug dazu, der alleroberſte Hofkoch des Königs von Frankreich zu werden. Wahre Wunderwerke entſtanden unter der genialen Führung ſeines Kochlöffels. Der Koch,

ein braver Normanne, erkannte neidlos seine völlige Unterlegenheit an.

Als auf der Breite der Azoren das Wetter wieder besser wurde, führte Jaques Corpulent bereits die unumschränkte Herrschaft in der Kambüse. Und bald lachten sie alle. Denn wer einen solchen Schiffskoch an Bord hat, der kann wohl lachen!

Nun begannen sich auch die Paare zusammenzufinden. Es verging kein Tag ohne Trauung. Jaques Corpulent kam aus den Hochzeitsschmäusen nicht heraus. Trotz der geringen Auswahl im Proviant waren seine Menus von einer einfach fabelhaft verblüffenden Abwechslung. Alle vergötterten ihn. Und er verdiente es auch, denn er war ein Mensch ohne Falsch. Daß er sich noch immer die besten Bissen herausfischte, hielt er für sein gutes Recht. Sogar Simon Babeuf, ein gewerbsmäßiger Wegelagerer aus Orleans, hätte ihm nicht ein Härlein gekrümmt, wenn er den guten Jaques Corpulent zufällig im finstern Walde mit einer gefüllten Börse getroffen hätte.

Zuletzt war nur noch Lisette übrig. Sie hatte bisher alle Heiratsanträge abgelehnt, weil sie auf Jaques Corpulent hoffte. Sie hatte sehr geschwind aus seinen Blicken gemerkt, daß er ihr zugetan war. Sie wußte, daß er der beste Mensch an Bord war. Außerdem war er jung, von einer seltsamen Stattlichkeit des Körpers und von gutem Adel. Es reizte sie, Madame de la Vilaure zu werden.

Allein Jaques Corpulent beschränkte sich auf Blicke. Höchstens raffte er sich zu einem Seufzer auf, wenn er ihr eine volle Schüssel reichte. Da sie sich überdies kaum vor den Männern, die fortwährend hinter ihr her waren und zu denen auch der Kapitän gehörte, retten konnte, faßte sie sich ein Herz und schlich sich eines Morgens in die Kambüse.

Jaques Corpulent legte den Kochlöffel nicht weg, als sie ihn so deutlich ansah, daß er sie nicht mißverstehen konnte.

„Mademoiselle Lisette!" seufzte er und rührte melancholisch in der Pflaumensuppe herum. „Ich liebe Sie, wie Sie niemals ein Mann lieben wird. Aber was kann ich dazu tun? Ich bin ein unglücklicher Mensch. Denken Sie an Ihre Kinder, die Sie ohne Zweifel bekommen werden. Sie werden ohne Ausnahme den Appetit ihres Erzeugers erben. Ich kann mich selbst kaum durchs Leben bringen. Sollen unsere Kinder hungern? Sie würden sicher verhungern, diese armen Würmer! Also ist es besser, sie bleiben ungeboren."

„Sie sind ein Esel!" stieß Lisette heraus.

„Keine Schmeicheleien, Mademoiselle Lisette!" sprach Jaques Corpulent wehmütig und verdrehte die Augen wie ein Karpfen in polnischer Sauce. „Ich bin ein Monstrum. Und ich liebe Sie viel zu sehr, als daß ich Ihnen zumuten dürfte, ein solches Monstrum zu heiraten. Nehmen Sie den Kapitän Albert, das ist ein braver Kerl."

„Ich nehme gar keinen!" rief sie und lief davon.

Glücklich erreichten die beiden Schiffe die amerikanische Küste. Etwas nördlich von der Stelle, wo heute die Stadt St. Augustine in Florida liegt, gingen sie vor Anker. Die Eingeborenen waren freundlich gesinnt.

Jean Ribaut wählte die Mündungsinsel eines größeren Stromes für die Niederlassung aus und ließ sofort eine kleine Festung errichten, die er Charlesfort nannte. Achtundzwanzig Kolonisten wurden an Land gesetzt, darunter alle, die sich inzwischen verheiratet hatten. Lisette Dimanche verlangte wieder mit nach Frankreich hinüberzufahren. Aber der Kapitän Albert, den Jean Ribaut zum Befehlshaber der Ansiedlung ernannt hatte, wußte es zu verhindern. Auch Jaques Corpulent blieb zurück, weil er von der einen Überfahrt genug hatte. Nachdem die Ansiedler mit Tauschwaren, Schießbedarf, Proviant, Sämereien und Gerätschaften versehen worden

waren, gingen die beiden Schiffe wieder in See, um nach Frankreich heimzukehren. Zwei Boote, ein größeres und ein kleineres, ließ Ribaut zurück.

Die ersten Wochen verliefen in Eintracht und Frieden. Der Verkehr mit den Eingeborenen blieb freundschaftlich. Für bunte Glasperlen, Tuchfetzen und eiserne Nägel brachten sie Wild, Früchte und Fische. Jaques Corpulent, der einstimmig zum Koch erwählt worden war, waltete in diesem Überfluß um so freudiger seines Amtes.

Simon Babeuf war der erste, der auszog, Gold zu suchen. Die andern folgten ihm bald. Nur Robert Clairon bemühte sich, das Land umzustechen und zu säen, um für die Zukunft zu sorgen.

Kapitän Albert fand diese Arbeit unnütz. Er hoffte auf Jean Ribauts Wiederkehr.

Allein diese Hoffnung trog. Als die beiden Schiffe in Frankreich ankamen, stand das ganze Land in den hellen Flammen des Bürgerkrieges. Jean Ribaut trat in die Reihen der kämpfenden Hugenotten. Niemand mehr kümmerte sich um die Kolonie.

Solange der Sommer währte, blieben die Ansiedler von aller Not verschont, als aber die winterliche Regenzeit einsetzte und die Indianer selbst Hunger litten, brach die Not aus. Der Kapitän hoffte noch immer auf Jean Ribaut. Robert Clairon dagegen zog mit einigen Leuten weiter ins Innere des Landes und brachte gegen Eintausch vieler notwendiger Geräte genug Lebensmittel heim, um die schlechte Jahreszeit überstehen zu können.

Jaques Corpulent entsank zuerst der Mut. Denn alles konnte er vertragen, nur den Hunger nicht. Alle andern schnallten sich den Leibgurt fester und begnügten sich mit kleinen Rationen.

So kam man in den Frühling. Die Stellung des Kapitäns wurde von Tag zu Tag unhaltbarer. Er fand immer weniger Gehorsam,

während Clairon, der ſein wahres Geſicht noch nicht gezeigt hatte, mehr und mehr Anhang fand.

Fieber brach aus. Einige Frauen ſtarben. Robert Clairon beſaß mediziniſche Kenntniſſe, und es gelangen ihm einige Heilungen. Immer mehr bekam er die Oberhand. Schon folgten einige ſeinem Beiſpiel und griffen zum Spaten. Die Kolonie war auf dem beſten Wege, ſich vom Mutterland unabhängig zu machen.

Da unterbrach ein Gewaltſtreich des Kapitäns dieſe Entwicklung. Die Veranlaſſung dazu gab, ohne es zu wollen, Liſette Dimanche. Um vor den fortgeſetzten Nachſtellungen des Kapitäns ſicher zu ſein, hatte ſie endlich einem der ſechs Soldaten, die das Fort bewachten, Hoffnung auf ihre Hand gemacht, obſchon ſie nicht die geringſte Abſicht hatte, dieſe Hoffnung auch zu erfüllen. Der Soldat ein langer, großſprecheriſcher Kerl aus der Picardie, hatte nichts eiligeres zu tun, als damit herumzuprahlen. Kaum kam es dem Kapitän zu Ohren, brach er einen Streit vom Zaune. Der Soldat, verweigerte den Gehorſam, wurde überwältigt, gefeſſelt und kurzerhand zum Tode verurteilt. Keiner der Koloniſten wollte den Henker ſpielen. Da tat es der Kapitän ſelbſt.

Er war ein Mann von raſchen Entſchlüſſen. Jetzt ſuchte er eine Handhabe gegen Robert Clairon. Die Lage der Koloniſten hatte ſich inzwiſchen etwas gebeſſert, denn die Indianer brachten wieder Lebensmittel. Plötzlich zogen ſie ſich zurück, Robert Clairon ging zu ihnen, die Urſache zu ergründen, und hörte, daß ein weißer Mann drei Indianer, die etwas Gold am Leibe getragen hatten, erſchlagen hätte. Am Abend fand er das Gold in Simon Babeufs Hand, klagte ihn ſofort als Mörder an und verlangte ſeine Beſtrafung.

„Ein Indianer iſt ein Hund!" ſagte der Kapitän. „Und wenn er dreißig totgeſchlagen hätte, ſoll ihm doch kein Haar gekrümmt werden."

Darauf ſchenkte Simon Babeuf einen Teil des Goldes dem Kapitän, um ihn ſich ganz geneigt zu machen.

Robert Clairon aber ließ nicht ab, offen und heimlich gegen das Unrecht zu reden und zu wirken, bis ihn der Kapitän greifen und ihn auf eine wüſte, entlegene Inſel bringen ließ. Als er aber Miene machte, ihn einfach verhungern zu laſſen, ſchlug die Stimmung unter den Anſiedlern um. Unter Anführung Simon Babeufs, der ſein Gold wiederhaben wollte, überfielen ſie den Kapitän des Nachts und ſchlugen ihn tot. Simon Babeuf war der erſte, der ihm das Meſſer in die Bruſt ſtieß. Am Morgen ging er mit etlichen an Land, um den Indianern noch mehr Gold zu rauben.

Die andern aber holten den halbverſchmachteten Robert Clairon von der Inſel zurück und wählten auf ſeinen Vorſchlag hin Nicolaus Barré zu ihrem Anführer, der etwas beſchränkt war und ſich leicht leiten ließ.

Simon Babeuf und die mit ihm gegangen waren, kamen nicht wieder. Sie wurden alle von den Indianern erſchlagen.

Drei Tage ſpäter erſchienen ſie in hellen Haufen, um das Fort zu ſtürmen. Da ging ihnen Robert Clairon ohne Waffen entgegen, und es gelang ihm, ſie zum Frieden zu bewegen. Er brachte ſie gegen das Verſprechen, die Niederlaſſung aufzugeben und nach Frankreich zurückzukehren, ſogar dazu, daß ſie reichlich Lebensmittel lieferten.

Niemand unter den Anſiedlern erhob gegen die Aufgabe der Kolonie Widerſpruch. Sie waren alle der Not und des vergoſſenen Blutes müde. Mit unglaublicher Zähigkeit und Ausdauer gelang es ihnen trotz der unvollkommenen Werkzeuge ein geräumiges, gedecktes Fahrzeug zu bauen, deſſen Segel ſie aus ihren Hemden und Decken zuſammennähten. Ohne Kompaß wollten ſie nach England hinüberfahren. So ſehr die andern auch zum Aufbruch drängten,

Robert Clairon, der in Wahrheit ihr Anführer war, gab nicht eher das Zeichen zur Abfahrt, bis die Indianer genügend Lebensmittel geliefert hatten.

„Die heilige Mutter Gottes wird uns leiten!" rief er, als er an Bord kam, und doch hob keiner der Hugenotten die Hand gegen ihn auf.

Die ersten Wochen ging alles gut. Man richtete den Kurs nach dem Aufgang der Sonne. Günstige Westwinde blähten die Segel. Jaques Corpulent waltete in der Kambüse auf dem Vordeck seines schweren Amtes. Die fetten Bissen, die er sich aus dem Kessel zu fischen gewohnt war, wurden immer rarer. Zuletzt gab es nur noch Mais. Aber er stillte wenigstens den Hunger.

Da, am Anfang des dritten Monats, erhob sich ein Sturm und riß das große Segel vom Mast, daß es davonflog. Als der Sturm ausgetobt hatte, trat eine mehrtägige Flaute ein. Man war ohne Mittel, ein neues Segel zu machen, denn die Kleider hingen den Leuten in Fetzen vom Leibe. Der Proviant ging reißend schnell auf die Neige. Das Schiff machte vor dem kleinen Segel nur sehr wenig Fahrt. Robert Clairon stand auf dem Vordeck und schaute nach Land aus.

Als Jaques Corpulent den Kessel zum letzten Male füllte, sah er bereits seinen Hungertod deutlich vor Augen. Er aß sich noch einmal satt. Die andern bekamen winzige Portionen. Lisette war so von Kräften, daß sie überhaupt nichts mehr zu sich nehmen konnte. Den nächsten Tag nährten sich alle nur von Wasser.

Die andern, die sich allmählich ans Hungern gewöhnt hatten, litten bei weitem nicht die Höllenqualen wie Jaques Corpulent, der bisher immer satt geworden war. Aber schon strichen ihre fiebernden Blicke um seinen wohlgenährten Körper wie hungrige Wölfe.

Morgen werde ich tot sein! dachte er und zog sich in die Kambüse zurück, deren Tür er hinter sich verrammelte.

Dann nahm er eine Kohle und ſchrieb auf den weißgeſcheuerten Kochtiſch mit feſten Strichen: „Mein Teſtament. Mein Herz vermache ich Mademoiſelle Liſette, mein Hirn Nicolaus Barré, weil er es am nötigſten hat. In das übrige mögen ſich die andern teilen. Jaques de la Vilaure".

Darauf öffnete er ſich mit dem Küchenmeſſer die Pulsadern, ſetzte ſich aufrecht in den Stuhl und ſtarb ruhig wie ein Held.

Am andern Morgen, ganz in der Frühe, warfen ſie auf dem Achterdeck das Los um ihn. Es war lediglich eine Formſache. Sie waren übereingekommen, ihn zu töten, weil er noch immer Jaques Corpulent war und weil alle andern nur noch aus Haut und Knochen beſtanden. Sie hatten auf alle Loſe ſeinen Namen geſchrieben. Nur Robert Clairon, der auf dem Vorderdeck Wache hielt, und die Frauen, die ſich unter Deck befanden, wußten nichts davon.

Wie die Schatten ſchlichen die Männer herbei und erbrachen die Kambüſentür. Auf ihr Geſchrei eilte Robert Clairon herbei und ſtellte ſich ſchützend vor den Leichnam.

„Berührt ihn nicht!" rief er. „Ich werde es niemals zugeben!"

„Er gehört uns!" ſchrie Nicolaus Barré und wies auf das Teſtament. „Er iſt tot. Wir haben Hunger. Willſt du, daß wir alle ſterben?"

„Harret aus!" bat Robert Clairon. „Wir ſind in der Nähe der Küſte. Sie kann jeden Augenblick auftauchen."

„Weg da!" brüllte Nicolaus Barré und hob das Meſſer.

„So töte mich!" ſprach Robert Clairon. „Töte mich, aber wiſſe vorher, daß du in mir einen Geweihten des Herrn töteſt."

Die Angreifer wichen etwas zurück. Aber es war nur die Überraſchung. Von ihrem Vorhaben gänzlich abzulaſſen, machten ſie keine Miene.

In dieſem Augenblick ſtieß Martin Atinas, der zuhinterſt an der

Tür ſtand, einen lauten Schrei aus und wies mit beiden Armen auf das Meer hinaus. Er war ſchon zu ſchwach, um zu ſagen, was er ſah. Es war ein Segel, das auf ſie zuſteuerte und ſchon ganz nahe war.

„Gott hat uns gerettet!" ſprach Pater Leonardus und ſank in die Knie.

Die andern aber ſchrien und winkten.

Es war ein iriſcher Fiſcher, der, mit Stockfiſch bis obenhin beladen, von Neufundland kam. Er gab ihnen, was ſie brauchten. Am nächſten Abend traten ſie an Land.

Jaques Corpulent wurde, obſchon er als Selbſtmörder geendet hatte, in geweihter Erde begraben.

Liſette Dimanche reichte in Briſtol einem reichen Kaufmann die Hand. Die Königin Eliſabeth ließ ſich die ſo wunderbar Geretteten in London vorſtellen und beſchenkte ſie reichlich.

Martin Atinas ging wenige Monate ſpäter mit Kapitän Hawkins wieder in See.

Colignÿ fiel neun Jahre ſpäter als das erſte und vornehmſte Opfer der Bartholomäusnacht.

Die Entführung von Madeira

Anno 1641 lichteten drei Schiffe der Ostindischen Kompanie: „De Orlog", ein Dreidecker unter dem Befehl Cornelius Schellingers, „Het smerige varken", ein Zweidecker, den Elias Nuÿts, und „De roode Leeuw", ein Jachtschiff, das Gerrit Seuter kommandierte, vor Batavia ihre Anker, um nach Holland zu segeln. Cornelius Schellinger, ein alter, bärbeißiger Friese, war der Admiral dieser kleinen Flotte. Alle drei Schiffe waren schwer beladen mit Zimt und Gewürznelken und hatten außerdem über vierhundert Kompaniesoldaten an Bord, die ihre fünf Jahre abgedient hatten und über die Floris van Tulp aus Amsterdam das Kommando führte.

Er war vor zehn Jahren als blutjunger Adelspursch nach Ostindien gegangen und hatte sich in Ceÿlon, vor Goa und in den Molukken so tapfer mit den damals noch von den Spaniern unterjochten Portugiesen herumgeschlagen, daß er es sehr geschwind zum Oberstleutnant gebracht und nebenbei ein nicht unbeträchtliches Vermögen erworben hatte.

Nun aber hatte er sich Urlaub erbeten, weil sich die Portugiesen endlich von Spanien losgerissen und mit den Generalstaaten Frieden geschlossen hatten, und sonach für einen Kriegsmann von seinem Meriten in Ostindien wenig Ehre zu gewinnen war.

Glücklich erreichten die drei Schiffe das Kap der guten Hoffnung, wo zwei Rastwochen gehalten, der Proviant ergänzt und St. Helena als nächste Station verabredet wurde. Hier hörten sie, daß die Portugiesen inzwischen mit den Generalstaaten ein Bündnis gegen

Spanien geschlossen hatten, und so bestimmte Cornelius Schellinger als nächsten Treffpunkt Madeira.

Solange der Passatwind wehte, behielten sich die drei Schiffe, von denen der Orlog am stärksten war, aber am schlechtesten segelte, in Sicht. An der Linie aber trieb sie ein Sturm, dem Windstillen und widrige Nordwinde folgten, soweit auseinander, daß jedes auf gut Glück seinen eigenen Kurs suchen mußte. Das fette Schwein und der rote Löwe trafen sich nach wochenlanger, mühseliger Seefahrt wieder im Hafen von St. Jago, einer der Capverdischen Inseln, wo sie ihre schweren Sturmschäden ausbesserten und ihre zahlreichen Skorbutkranken zur Genesung an Land brachten.

Noch schlimmer erging es dem Orlog, der einen ganzen Monat später vor Madeira ankam und unter sieben Salutschüssen auf der Reede von Funchal seinen letzten Anker fallen ließ. Die andern beiden und den Vormast hatte er unterwegs verloren. Der Ilheo, die kleine Inselfestung, die die Reede überwachte, erwiderte den Salut der früheren Feinde und nunmehrigen Bundesgenossen nach Gebühr.

An Bord des Orlog gab es nur noch elf Gesunde. Der Gesundeste aber war Cornelius Schellinger, der sich auch an Land von nichts anderem als von Pökelfleisch und Schiffsbrot nährte. Die andern zehn gehörten ohne Ausnahme der seemännischen Besatzung an. Nicht einer der 157 Kompaniesoldaten, die sich an Bord befanden, war von der allgemeinen Schiffsplage jener Zeiten, dem Skorbut, verschont geblieben. Die meisten waren dem Tode näher als dem Leben. Sogar Floris van Tulp hatte sich schließlich in seine Koje legen müssen, und sein Leibbursch Jasper Black war am letzten Tage nur noch auf allen Vieren die Kajütstreppe hinauf gekommen, so arg saß ihm die Krankheit in den Knochen.

Als aber erst die Boote der Insulaner, mit Zwiebeln und Früchten

überladen, das festliegende Schiff umschwärmten, und ein hastiges Feilschen und Bieten von Bord zu Bord anhub, erstand Jasper Vlack für einen blanken Gulden drei Zwiebeln, groß wie Handgranaten, nahm die eine zwischen seine wackeligen Zähne, die andern beiden zwischen seine schmerzenden Finger, um sie aufrechten Ganges seinem Herrn zu bringen. Allein in diesem Augenblick machte der Orlog vor einer starken Dünungswoge eine überaus tiefe und unverhoffte Verbeugung, so daß Jasper Vlack auf seinem Bauche die Treppe hinuntersegelte, die Zwiebeln aus den Zähnen verlor und vor der offenen Kajütstür zu Anker ging.

„Ew. Gnaden," stöhnte er, „ich konnte nicht geschwinder kommen!"

Dann warf er Floris van Tulp die Handgranaten zu und traf auch, wie sich denn Jasper Vlack in allen kriegerischen Künsten auszeichnete.

„Hast du dir etwas zerbrochen?" fragte Floris van Tulp und biß trotz seiner Zahnschmerzen herzhaft in das hochwillkommene Labsal ein.

„Zerbrochen?" murmelte Jasper verdutzt und krebste sich zu seiner Zwiebel hin. „Wie soll ich das wissen, Ew. Gnaden, bei dieser verteufelten Krankheit, wo einem schon so wie so alle Knochen im Leibe wehtun?"

Dann kroch er wieder an Deck, um neuen Vorrat gegen den Skorbut zu holen, Melonen, Feigen, Bananen, Frischfleisch und Madeirawein.

Unterdessen war Cornelius Schellinger an Land gefahren und verhandelte mit dem Gouverneur Anselmo de Souza, der, ein waschechter Portugiese, für jeden Kranken, der an Land gebracht werden sollte, einen blanken, vollwichtigen Dukaten Eingangszoll verlangte. Aber Cornelius Schellinger wußte die sechsundsechzig Kanonen des Orlogs hinter sich und hieb mit der Faust auf den Tisch.

„Eine Kugel für jeden Kranken!" polterte er los und wies auf sein Schiff, das mit offnen Oberdecksluken dem Gouvernementsgebäude gegenüberlag. „Nennt Ihr das Bündnistreue? Die Leute werden genug Geld dalassen. Schafft Quartiere und gebt Befehl, daß sie gut und reichlich verpflegt werden. Dann will ich glauben, daß Ihr ein Christ seid!"

Anselmo de Souza strich die Flagge und hoffte im stillen auf die brasilianische Flotte, die ihm bereits angekündigt worden war und die, siebzehn Segel stark, in diesen Tagen von Lissabon abgehen und von Madeira eine Ladung Wein mitnehmen sollte.

Die 157 Kranken wurden noch an demselben Abend ausgeschifft und in Bürgerquartieren untergebracht. Nur Floris van Tulp blieb vorerst noch an Bord und schickte Jasper Black an Land, um ein passendes Quartier auszukundschaften

„Such da oben, da ist die Luft kühler!" befahl er ihm und wies durch die offne Luke über die Stadt hinweg auf die Bergabhänge, wo allerorten helle Häuser aus dem dunklen Grün hervorlachten. „Schau nur darauf, daß man ein stilles Plätzchen hat, auf das Meer hinaus zu blicken, und daß der Wein gut ist. Denn ich will mich einmal recht satt daran trinken!"

Am nächsten Morgen kehrte Jasper an Bord zurück und meldete, daß er oben auf dem Monte ein vortreffliches Quartier gefunden hätte. Doch erst gegen Abend, als die brennende Hitze vorüber war, gedachte Floris van Tulp sein neues Quartier zu beziehen.

Inzwischen stritt sich Cornelius Schellinger mit Anselmo de Souza herum, der bei der Proviantlieferung, die ihm als Gouverneur zukam, die 157 Dukaten wieder hereinbringen wollte. Außerdem versuchte er die Sache hinauszuzögern. Und diesmal mußte Cornelius Schellinger die Flagge streichen, denn die Kaufleute in Funchal hüteten sich, dem gestrengen Herrn Gouverneur die Preise zu verderben.

Anſelmo de Souza hätte nun allen Grund gehabt, mit ſich zufrieden zu ſein. Trotz ſeiner 58 Jahre ſchritt er aufrecht und würdevoll daher, er beſaß nicht nur ſeines Königs Vertrauen, ſondern auch neunundzwanzig der beſten Weinberge in Campanario. Jedermann hatte Reſpekt vor ihm und vor ſeinem Szepter, dem goldbeknopften ſpaniſchen Rohrſtock, mit dem er die grünſte aller Inſeln mit ſoviel Gerechtigkeit regierte, daß ſich ſeine Dukaten, die er nur zu dem höchſten Zinsfuße verlieh, jeden Monat um ein Beträchtliches vermehrten. Seine kühngeſchwungene Adlernaſe beſaß einen noch ſtolzeren Glanz als der Knopf ſeines Szepters, und ſeine Hände zeigten ein höchſt vornehmes Zittern, was ſich am ſtärkſten bemerkbar machte, wenn er aus ſeinem Weinkeller kam, wo über dreihundert Fäſſer des beſten Malvaſiers lagerten und mit der Zeit immer wertvoller wurden.

Er hätte ſogar mehr als zufrieden ſein können, denn ſeine beiden Söhne, die längſt erwachſen waren, dienten dem König, der eine in Macao, der andere in Braſilien, und vergaßen darüber ihren eigenen Vorteil nicht.

Anſelmo de Souza hätte der allerzufriedenſte Mann der Welt ſein können, denn er war nicht nur ein frommer Sohn der Kirche, – ſoweit es ſich mit ſeinem Hang für unbeſchnittene Dukaten vereinigen ließ, und es ließ ſich mit etwas Diplomatie immer vereinigen, – ſondern der Herr hatte endlich auch ſeine Gemahlin, die jahrelang dahingeſiecht hatte, von ihren Schmerzen erlöſt und ihre Seele zu ſich genommen. Ihre ſterblichen Überreſte waren in einem Marmorgrab neben dem Altar der Kathedrale unter feſtlichem Gepränge zur Ruhe beſtattet worden.

Aber trotzalledem war Anſelmo de Souza ganz und gar nicht zufrieden, denn er hatte ſich in Izabel d'Andrade verliebt, die nicht nur die reichſte Erbin Madeiras, ſondern obendrein eine Waiſe

war, erſt 16 Jahre zählte und unter der Obhut ihres einzigen Bruders Affonſo ſtand, der faſt noch mehr als der Gouverneur die Dukaten liebte und ſie nach Kräften zu vermehren trachtete.

Die Ehre, der Schwäher des allmächtigen Gouverneurs zu werden, glich zwar Affonſos Bedenken hinſichtlich des großen Altersunterſchiedes aus, er ſchwenkte aber erſt dann endgültig zur Partei des hochmögenden Bräutigams ab, als ihm der Gouverneur die Verſicherung gab, dem Bruder das Erbteil der Schweſter nach der Hochzeit auf Heller und Pfennig zurückzuzahlen. Einen genaueren Termin anzugeben, unterließ er.

Nun begann das Freiwerben von zwei Seiten. Affonſo beſtürmte die Schweſter mit Bitten und Beſchwörungen, der Gouverneur blieb vorerſt bei den ſanfteren Mitteln der Galanterie. Er ließ ſich jeden Nachmittag in der Sänfte auf den Monte tragen, wo die Quinta Andrade inmitten eines Parkes von Buchs, Lorbeer und himmelhohen Bäumen lag, und brachte ſeiner Auserwählten bald einen Strauß duftender Blumen, bald ein Schmuckſtück, bald eine Näſcherei. Er ſparte nicht, denn er war ſich ſeines Sieges ſicher, und er drängte auch nicht, denn als Gouverneur brauchte er keinen Nebenbuhler zu fürchten.

Izabel empfing ihn ſtets auf ihrem Lieblingsplatz im Park an der Brüſtung der efeubeſponnenen Terraſſe, die von zwei gewaltigen Eukalyptusbäumen überdacht, wohl zehn Meter ſteil abfiel und von wo der entzückte Blick ungehindert über die ganze Stadt und die Reede bis weit aufs Meer hinaus ſchweifen konnte.

Sie hatte, nach der Sitte des Landes und ihres Standes, noch niemals mit einem fremden Manne geſprochen, und wenn ſie etwas von der Liebe wußte, dann wußte ſie es von Raquel, ihrer Magd, die ihr nie von der Seite wich und nur des Nachts, wenn die Herrin ſchlief, ihre eigenen Wege zu gehen pflegte.

Diesmal hielt es Raquel mit Estevam, dem langbeinigsten und dümmsten der Schlittenführer, die ihren Stand oben an der Montekirche hatten.

So standen die Dinge, als Floris van Tulp, auf den Arm seines Burschen gestützt, durch die Straßen Funchals wankte. Zwei Träger hefteten sich sofort mit ihrer Hängematte an seine lahmen Fersen, allein er wies sie so heftig zurück, daß sie endlich abzogen.

Als aber die Straße zu steigen begann, steigerte sich die Mühsal in doppeltem Maße. Steil und schnurgerade lief der Weg den Berg hinauf, die schwarzen, kleinen Basaltkiesel seines wellenförmigen Pflasters waren durch die Schlittenkufen glatt wie Glas geschliffen. Jasper Black hatte nun genug an sich selbst zu schleppen und ließ seinen Herrn los. Sie zogen beide den Degen und gebrauchten ihn als Stütze. Eine Viertelstunde stiegen sie bergan, immer langsamer setzten sie die Füße.

„Ich kann nicht weiter!" stöhnte Floris van Tulp und ließ sich auf der Schwelle einer Parkpforte nieder. „Wie hoch geht es noch?"

„Wir sind auf der Hälfte!" erwiderte Jasper kleinlaut und hockte sich zwei Pflasterstufen tiefer nieder.

Da sahen sie zwei Sänftenträger die Straße heraufkommen. Sie gingen hintereinander im Gleichschritt daher, in der linken Hand den Gabelstock, auf der rechten Schulter die Bambusstange, an der die Hängematte gebunden war. Darüber hing ein kleines Sonnensegel aus bunter Leinwand.

„Haltet an!" befahl Jasper Black mit blankem Degen, sah plötzlich, daß ein vornehmer Herr in der Sänfte lag, und zog höflich den Hut. „Steigt aus, Ew. Gnaden, und laßt meinen kranken Herrn hinein."

„Weiter!" brüllte Anselmo de Souza, wütend über diese unerhörte Zumutung, und zielte mit seinem Rohrstock nach dem vorderen Träger.

Aber er traf das Pflaster. Jasper Black hatte ihn kurzerhand herausgeworfen. Da lag der Herr Gouverneur von Madeira auf seiner wunderroten Malvasianase, und der Regierungsstock und der schöne Blumenstrauß rollten einträchtiglich die glatte Bergstraße hinunter. Die beiden Träger, kreuzbrave, streitungewohnte Insulaner, waren des Todes erschrocken über das unverhoffte Unglück, aber Jasper Black brachte sie geschwind in Trab.

Floris van Tulp stieg ein, und Jaspers Degen, vor dem die beiden Träger einen noch viel größeren Respekt hatten als vor des Gouverneurs Rohrstock, sorgte für die nötige Schnelligkeit.

Anselmo de Souza sah, daß er es mit zwei groben, raufluſtigen Holländern zu tun hatte, ballte die Faust hinterdrein, fluchte eine Legion Heilige auf die vermaledeiten Ketzer herunter, klopfte sich den Staub von den Schößen seines goldbetreßten Gouverneursrockes, fing Blumenstrauß und Szepter mit vieler Mühe wieder ein und klomm die Straße empor. Auf halbem Wege kamen ihm die beiden Träger, die inzwischen ihrer unfreiwilligen Last ledig geworden waren, im Geschwindschritt entgegen. Er verabreichte ihnen wortlos eine Tracht Schläge, die sie über sich ergehen ließen wie das Bohnenfeld ein Gewitter, und stieg bald darauf vor der Quinta Andrade aus, wo er sich zunächst zu Affonso ins Haus begab.

Izabel aber saß mit Raquel auf der Terrasse und weinte sich die schönen Augen rot.

„Ich geh ins Kloster, Raquel!" seufzte sie. „Ich habe gestern in der Beichte mit dem Pater darüber gesprochen, und er hat meinen Entschluß gebilligt und mich dafür gesegnet."

„Ich geh nicht mit, Senhorita!" rief Raquel und äugte über die Brüstung auf die Straße herunter, wo eben ein Schlitten in die Tiefe sauste dicht bei den beiden Holländern vorüber, die mit ihren Wirtsleuten eben handelseinig geworden waren.

„Ja, du bist ein Weltkind, Raquel!" sprach Izabel verstimmt. „Ich werde allein ins Kloster gehen."

„Und Ihr werdet darin noch unglücklicher werden, Herrin! Da nehmt lieber den Gouverneur. Im Ernst! Nehmt ihn und ärgert ihn zu Tode. Länger als drei Jahre macht er es nicht. Und dann seid Ihr eine reiche Witwe von neunzehn Jahren und könnt Euch einen Jungen nehmen."

„Sprich nicht so, Raquel!" wehrte Izabel ab und preßte das Tüchlein gegen die Lider.

„Würdet Ihr ins Kloster gehen, Herrin, wenn ein Junger um Eure Hand anhielte? Ihr würdet es nimmermehr tun. Es ist nicht die Liebe zu Gott, sondern die Furcht vor dem Gouverneur, die Euch treibt. Seht also, was für eine große Sünde Ihr begehen wollt! Doch immerhin, sagt es dem Herrn Gouverneur. Er mag daraus ersehen, daß es Euch Ernst ist mit der Weigerung, und er richtet dann seine Gedanken vielleicht auf eine andere."

Da verstummte sie, denn der Gouverneur trat mit zierlichen, etwas steifbeinigen Schrittchen heran, überschüttete Izabel mit einem Regen wohlgesetzter Worte und überreichte ihr den wieder gesäuberten Blumenstrauß, den sie achtlos auf die Brüstung legte.

„Macht Euch keine Hoffnungen, Herr Gouverneur," sprach sie abweisend, „ich geh ins Kloster."

„Ins Kloster?" schmunzelte er. „Ei, ei, Ihr beliebt zu scherzen, Senhora."

„Ich scherze nicht!" rief sie und ging davon.

„Sie scherzt nicht!" meinte Raquel und streckte die Hand aus. „Ich habe ihr nach Kräften abgeraten."

„Ratet ihr weiter ab!" sagte der Gouverneur und reichte ihr ein großes Silberstück. „Sie wird nicht ins Kloster gehen. Man wird es zu verhindern wissen."

Dann ließ er sich nach Funchal hinuntertragen, um mit dem Bischof Rücksprache zu nehmen. Raquel aber äugte weiter durch die Efeuranken. Izabel kehrte an ihren Platz zurück, aber nur um ihre Stickerei zusammenzuraffen.

„Komm ins Haus!" befahl sie der Magd.

„Aber nicht ins Kloster!" machte die sich aus und wies lachend auf den Blumenstrauß.

„Fort damit!" befahl Izabel zornig.

Raquel stieß ihn über die Brüstung und folgte ihrer Herrin auf dem Fuße.

Der Blumenstrauß fiel, überschlug sich einige Male an den Efeuranken, fiel tiefer und sank endlich Floris van Tulp, der am Fuße der Brüstungsmauer in einem langen Korbstuhl lag, mitten in den Schoß. Er schaute nach oben, konnte aber niemand entdecken, vergrub sein Gesicht in die stark und süß duftenden Blumen und schloß die Augen, denn er war matt und müde.

Der Gouverneur aber war schnell mit dem Bischof einig geworden, nachdem er ihm unter vier Augen versprochen hatte, Izabels Mitgift nach der Hochzeit für die Kirche zu stiften. Noch an demselben Abend erhielt der Pater, der den Gottesdienst in der Montekirche versah und der Izabels Beichtvater war, den strikten Befehl, ihr nicht nur die Klostergedanken auszureden, sondern ihr die eheliche Verbindung mit dem Gouverneur als ein Gott besonders wohlgefälliges Werk einzureden.

Und der Pater, dem der blinde Gehorsam gegen seine Obern das allererste Gebot war, tat seine Pflicht schon am nächsten Morgen aufs gründlichste. Gebrochenen Herzens kehrte Izabel mit Raquel nach Hause zurück.

„Nehmt den Gouverneur!" riet die Dienerin. „Die Kirche ist mit ihm im Bunde. Wenn Ihr Euch nur recht viel Mühe geben

wolltet, so könntet Ihr ihn schon in zwei Jahren unter der Erde haben. Oder wollt Ihr eine Ketzerin werden und Euch gegen die Kirche auflehnen?"

„Schweig!" rief Izabel außer sich, lief davon und schloß sich in ihr Zimmer ein.

Raquel setzte sich an die Brüstung der Terrasse, um auf die Herrin zu warten und vertrieb sich auf ihre Weise die Zeit.

Unten saßen Floris van Tulp und Jasper Black friedlich beim Wein und schmauchten ihre Pfeifen.

„Sapperlot!" stieß Jasper heraus und schaute offenen Mundes nach oben, von wo ihm soeben eine steinharte Eukalyptusnuß auf den Kopf gefallen war.

Da traf ihn die zweite auf die Nase, prallte ab und sprang in seinen Wein, der sofort den Geschmack der Nuß annahm.

„Pfui Deibel!" knurrte Jasper, spie den Wein aus und ballte die Faust nach den Bäumen hinauf. „Ew. Gnaden, suchen wir uns ein stilleres Plätzchen."

„Noch stiller!" lächelte Floris van Tulp und griff nach seinem Glase, wobei ihm eine Nuß empfindlich auf die Hand schlug. „Die fiel nicht vom Baume!"

Er streckte sich in den Stuhl und behielt die Brüstung scharf im Auge. Allein Raquel blieb hinter den schützenden Efeuranken und setzte das lustige Spiel fort.

„Was tust du da?" rief ihr Izabel, die die Unruhe wieder aus dem Hause getrieben hatte, schon von weitem zu.

„Still, Herrin!" flüsterte Raquel. „Kommt und schaut. Zwei holländische Ketzer! Ich lasse Nüsse auf sie regnen."

Izabel spähte vorsichtig durch die Ranken.

„Das sind Ketzer?" entfuhr es ihr.

„Schmuck sehen sie aus. Der eine ist der Herr, der andere sein

Diener. Er gefällt mir zehnmal beſſer als der lange Eſtevam. Und ſeht nur, was für blonde Bärte und was für ſtolze Mienen ſie haben! Ach, wäre der Herr Gouverneur doch auch ſo ein Ketzer!"

„O Raquel!" ſtieß Izabel hervor umd preßte ſich die Hände aufs ſtürmiſch pochende Herz.

„Die Kirche ſchützt Euch nicht, Herrin! Sucht Euch einen andern Schutz. Der Gouverneur hat Angſt vor den Ketzern. Die beiden da unten haben ihn geſtern aus der Sänfte geworfen. Eſtevam hat es mir erzählt. Sie ſind wie die Teufel ſtark und kühn. Wollt Ihr nicht auch ein paar Nüſſe werfen?"

Aber Izabel zog ſich haſtig von der Brüſtung zurück. Da warf Raquel eine ganze Handvoll hinunter.

„He!" rief Jaſper Vlack, als ihm dieſer Hagel um die Ohren praſſelte. „Das wird mir denn doch zu bunt."

„Geh rekognoszieren!" befahl Floris van Tulp und labte ſich am Wein.

Auf Schleichwege verſtand ſich Jaſper Vlack im Kriege wie im Frieden. Nach Sonnenuntergang drang er uneingeladen in die Parkpforte der Quinta Andrade. Hinter dem zweiten Buchsbaumboskett lief ihm Raquel faſt in die Arme.

Und da Jaſper Vlack in Indien nicht nur genug Portugieſiſch gelernt hatte, ſondern auch ein herzhafter Kerl war, der zuzugreifen verſtand, wenn ſich ihm etwas Kerniges bot, kamen ſie geſchwind ins Einverſtändnis.

Als er eine Stunde ſpäter mit dem Bericht zurückkehrte, ſaß Floris van Tulp bereits beim Windlicht unter dem Laubendach, um ſein Abendmahl zu verzehren. Vor ihm ſtand in einem Becher der Blumenſtrauß.

„Ein Abenteuer!" rief er und reckte ſeine Glieder.

„Die Dienerin iſt gut!" flüſterte Jaſper. „Die Herrin wird noch beſſer ſein."

„Nur noch ein paar Tage Geduld!" sprach Floris van Tulp und musterte wägenden Blicks die Höhe der Terrasse und den hundertjährigen Efeustock, der sich zu ihr emporrankte. „Laß mich nur erst fest auf den Beinen stehn. Schaff ein Stück Papier zur Stelle."

Am nächsten Morgen lag der Blumenstrauß mit einem Liebesbrieflein auf der Terrassenbrüstung.

Einen ganzen Tag brauchte Raquel, um Izabels Bedenken zu überwinden. Dann warf sie selbst eine Nuß hinunter, an die die Antwort gebunden war.

So ging es sechs Tage weiter, und die Brieflein wurden immer länger. Jeden Nachmittag erschien der Herr Gouverneur und wurde auf Anraten Raquels freundlich empfangen. Vom Kloster war mit keinem Worte mehr die Rede. Seine Geschenke wurden immer kostbarer. Affonso, der sein Glück von ferne wachsen sah, rieb sich hier oben ebenso zufrieden die Hände, wie es der Bischof unten in Funchal tat.

Am Abend des siebenten Tages klomm Floris van Tulp zum erstenmal an dem zähen Gerank des Efeus empor und schwang sich über die Brüstung, wo ihn Izabel zitternd vor Furcht und glühend vor Scham als ihren Retter empfing. Und da er gewohnt war, zu erobern, schlang er die Arme um sie und küßte sie.

Jasper und Raquel standen hinter den Büschen Wache. Und Raquel wachte gut, obschon es ihr von Jasper, der nur auf seinen guten Degen vertraute, nicht gerade leicht gemacht wurde.

Jeden Abend erstieg Floris van Tulp, der es verschmähte, durch die Parkpforte zu gehen, die Terrasse und zog sich stets auf demselben Wege zurück, wenn der Morgen graute. Wenn sie sich sattgeküßt hatten, schmiedeten sie an ihrem Fluchtplan.

„Brauchst keine Ketzerin zu werden, Izabel!" flüsterte er ihr ins Ohr.

„Ich will!" nickte sie tapfer und sank an seine Brust.

Inzwischen hatte Cornelius Schellinger den Vormast des Orlogs gerichtet und alles zur Abfahrt bereiten lassen. Die holländischen Soldaten hatten längst den Skorbut überwunden und tobten durch Funchals Straßen und durch die umliegenden Gärten, wo die Weinlese im besten Gange war. Sie tranken den frischen Most wie klares Wasser. Die Lämmer Gottes, die in dem Löwengäßchen hinter der Kathedrale wohnten und, lustig genug, den frommen Karmeliterinnen zinsen mußten, kamen nicht aus dem Lachen heraus. Aber auf den Orlog durften sie nicht gebracht werden. Cornelius Schellinger litt kein Weibsbild an Bord. Darin war er sehr abergläubisch.

Am einundzwanzigsten Abend ließ er drei Schüsse lösen. Das war das Zeichen, daß alle an Bord zurückkehren sollten. Am nächsten Morgen in der Frühe sollte der Anker gehoben werden.

Zum letzten Male erstieg Floris van Tulp an diesem Abend die Terrasse, um Izabel zu entführen. Raquel hatte alles, was die Herrin an Gold, Kleinodien und Kleidern besaß, zusammengepackt und mit Jaspers Hilfe über die Brüstung hinabgelassen. Ein großer Schlitten, den der lange Estevam führte, wartete vor der Tür des Quartiers, um die beiden Holländer hinunter zu bringen. Jasper und Raquel standen auf ihrem Posten.

„Komm!" flüsterte Floris van Tulp und umschlang die Geliebte, um sie über die Brüstung zu heben.

Zitternd schmiegte sie sich an ihn. Schon hatte sie einen Fuß über der Brüstung, da hörte sie ihres Bruders Stimme. Argwöhnisch gemacht durch das plötzliche Verschwinden der elterlichen Schätze, war Affonso auf den Doppelposten gestoßen.

„Halt ihn auf!" flüsterte Raquel und verschwand.

Jasper zog den Degen und stellte den Feind, der sofort zum An-

griff überging. Allein Jaspers Klinge war schneller. Nach drei herzhaften Stichen sank Affonso ohnmächtig auf den Rasen.

„Flieht!" rief Raquel leise und drängte die Herrin in die Tiefe.

Eine Viertelstunde später sauste der Schlitten durch die schwarze Nacht zur schlafenden Stadt hinunter. Der lange Estevam sah zu spät, wen er fuhr. Der Schlitten, einmal im Schwung, ließ sich nicht mehr aufhalten. Unten stand schon ein Ochsenschlitten bereit.

„Ich komme wieder!" flüsterte Raquel und drückte Estevam zärtlich die Hand. „Verrate nichts!"

Am Strande wartete eine Barke, leise stieß sie zum Orlog hinüber.

„Wer da?" rief der Soldat, der die Wache hatte.

„Schweig!" fuhr ihn Floris von Tulp an und drückte ihm ein Goldstück in die Hand.

Cornelius Schellinger schlief. Es war besser, er erfuhr die Entführung erst auf hoher See.

Auch Estevam hielt reinen Mund bis zum nächsten Morgen.

Noch vor Sonnenaufgang wurde der Anker gehoben. Die Morgenbrise stieß in die Segel. Unter donnerndem Salut verließ der Orlog die gastliche Reede.

Izabel und Raquel blieben vorerst in Floris van Tulps Kammer.

Als der Orlog langsam gegen den widrigen Wind auf die Desertas zukreuzte und Funchal noch in Sicht war, kam in Lee plötzlich die langerwartete portugiesische Flotte auf.

Cornelius Schellinger begann sofort zu fluchen. Das war immer ein sehr schlimmes Zeichen, denn er nahm es für gewöhnlich mit dem Katechismus ernst.

Und er sollte auch allen Grund zum Fluchen haben! Der Heilige Sebastian, ein schwerfälliger Vierdecker, der der Flotte vorausseglete, fiel plötzlich vom Kurse ab, um dem hart bei dem Winde liegenden Orlog nicht in den Weg zu laufen. Aber der Rudersmann verstand

das Kommando falsch und legte das Ruder nach Backbord, anstatt nach Steuerbord. Drei Minuten später stießen die beiden Schiffe mit den Vorgeschirren ineinander. Das Bugspriet des Orlogs brach, der neugesetzte Vormast verlor den Halt und legte sich ans Großtop.

Während auf beiden Seiten die Segel geborgen wurden, standen sich die beiden Kapitäne Bord an Bord gegenüber und brüllten aufeinander los.

„Du gottsverdammter Himmelhund von einem Portugiesen!" schrie Cornelius Schellinger. „Ein Kutscher bist du und kein Kapitän! Eine Mistkarre sollst du fahren aber keinen Vierdecker!"

„Du holländischer Teufelssohn!" schrie der Portugiese, krebsrot vor Wut, und schüttelte dazu die Fäuste, als hätte er das Fieber.

Es hätte nicht viel gefehlt, und sie wären mit sämtlichen Kanonen aufeinander los gegangen.

Da legte sich Floris van Tulp ins Mittel.

„Laßt ihn laufen, den Tropf!" bat er Cornelius Schellinger. „Wir gehen zu Anker und bessern den Schaden aus."

„Hier zu Anker gehen!" tobte der alte Seebär. „Seid Ihr toll? Der Kerl muß mir den Schaden auf Heller und Pfennig bezahlen."

„Ich bezahle ihn!" schlug Floris van Tulp vor.

„Ehe ich diesen Hund laufen lasse," brüllte Cornelius Schellinger, „diesen portugiesischen Hammel, der mir mein Schiff ruiniert hat, lieber hänge ich mich selber an die Nock!"

Unterdessen schlugen die holländischen Matrosen mit ihren Beilen alles, was sie vom heiligen Sebastian erreichen konnten, kurz und klein. Bald war er schlimmer zugerichtet als der Orlog. So kamen die beiden Schiffe wieder von einander frei.

Die übrigen Schiffe waren inzwischen mit gereeften Segeln weitergegangen und warfen vor Funchal unter ohrenbetäubendem Salut die Anker aus.

Der Orlog und der Heilige Sebastian fanden sich erst gegen Mittag, von ihren Booten geschleppt, auf der Reede ein. Am Ufer zog der Gouverneur seine gesamte Streitmacht zusammen. Bevor aber Cornelius Schellinger an Land ging, nahm ihn Floris van Tulp beiseite und weihte ihn in die Entführung ein.

„Weiber an Bord!" schnaubte der Alte los. „Ich hätte mir's ja gleich denken können. Der Teufel soll euch junges Volk holen!"

Als aber Izabel einen Fußfall vor ihm tat, wurde ihm doch das harte Herz weich. Kurzerhand befahl er den Prädikanten vor die Front. Izabel sagte freiwillig das reformierte Glaubensbekenntnis nach und wurde vor versammelter Mannschaft unter Trompetenschall und Trommelschlag in aller Form rechtskräftig mit Floris van Tulp ehelich verbunden.

„So!" rief Cornelius Schellinger. „Jetzt habt ihr euren Willen, aber ich nehme euch nicht mit nach Amsterdam. Ich will nicht zum dritten Male Havarie machen."

Damit ging er an Land, um den Kapitän des Heiligen Sebastian auf die Havariekosten zu verklagen. Floris van Tulp blieb mit seiner jungen Ehefrau an Bord zurück.

Raquel jedoch konnte sich nicht so schnell entschließen, Jaspers Eheweib zu werden, denn es gab zu viele rüstige Burschen an Bord.

Unangefochten kam Cornelius Schellinger durch die Bewaffneten, die den Landungssteg dicht besetzt hielten. Aber hinter der Tür des Gouvernementsgebäudes wurde er ohne Aufsehen von seinen Begleitern getrennt, von einer ganzen Rotte unversehens angefallen und seines Degens beraubt. Dann erst wurde er vor den Gouverneur gelassen, bei dem Affonso d' Andrade saß und den rechten Arm in der Binde trug.

„Was soll die Komödie?" schrie Cornelius Schellinger erbost.

„Ich habe mich Eurer Perſon verſichert," erklärte Anſelmo de Souza kühl. „Ihr ſeid mir noch 157 Dukaten ſchuldig."

„Darum alſo!" lachte Cornelius Schellinger und holte mit ſeiner breiten Seemannshand zum Schlage aus. „Soll ich ſie gleich bezahlen?"

„Noch eins!" fuhr der Gouverneur fort und zog ſich reſpektvoll zurück. „Auf Eurem Schiff befindet ſich die Senhora d' Andrade. Sie iſt entführt worden. Gebt ſie auf der Stelle heraus!"

„Sie hat den reformierten Glauben angenommen und iſt die angetraute Ehefrau des Oberſtleutnant van Tulp!" fuhr ihm Cornelius Schellinger in die Parade. „Und wenn Ihr jetzt noch etwas wollt, dann laß ich ſchießen."

„Schießt nur!" ſprach der Gouverneur und wies zum offenen Fenſter hinaus.

Da lag der Orlog in der Mitte der Reede, und alle ſiebzehn portugieſiſchen Schiffe hielten rund um ihn im Kreiſe mit offenen Feuerpforten und ausgerichteten Kanonen.

Cornelius Schellinger biß ſich auf die ſtruppige Oberlippe, und ſeine Augen quollen vor Wut aus den Höhlen. Da ſah er plötzlich ein Boot vom Orlog abſtoßen. Darin ſaß das junge Ehepaar mit Jaſper und Raquel.

Floris van Tulp hatte, um den Orlog nicht weiter in Gefahr zu bringen und im Vertrauen auf ſein gutes Recht und ſeinen Degen, dieſen Ausweg gewählt. Er ließ an Bord nicht ein einziges Gepäckſtück zurück.

„Da kommen ſie ſelbſt!" ſprach Cornelius Schellinger grimmig lächelnd, von dieſem Ausgang ſelbſt überraſcht. „Floris van Tulp iſt Manns genug, Euch ſelbſt Rede und Antwort zu ſtehen. Aber wehe, Ihr rührt ihn an! Dann rede ich mit Euch ein ander Wörtlein!"

Der Gouverneur gab ihm darauf nicht eher eine Antwort, bis Floris van Tulp und Jasper, trotz ihrer verzweifelten Gegenwehr, von der Übermacht am Strande gefangen genommen und ins Gefängnis neben der Kathedrale gebracht worden waren. Nun mußte Cornelius Schellinger seinen Degen mit 157 Dukaten auslösen und bekam obendrein Unrecht wegen der Havarie.

Na warte, du Kujon! dachte er und ballte die Faust im Sack. Wenn ich wiederkomme, dann möchte ich nicht in deiner Haut stecken!

Er kehrte an Bord zurück, besserte den Schaden so schnell wie möglich aus, hob nach vier Tagen den Anker und ging nach Osten in See. Er vergaß Floris van Tulp darum nicht und wollte wiederkommen, ihn zu holen, wenn die brasilianische Flotte abgesegelt war.

Floris van Tulp saß in einer sichern Zelle des Gefängnisses und enthielt sich aller Gewaltstreiche. Er wußte, Cornelius Schellinger würde ihn nicht im Stiche lassen.

Izabel wurde von Affonso streng bewacht. Raquel hielt man von ihr entfernt. Der Bischof erklärte den ketzerischen Ehebund für null und nichtig kraft seines Amtes. Der Gouverneur wollte dem Entführer den Prozeß machen und ihn an den Galgen hängen.

Aber Izabel war über Nacht aus einem Mädchen eine Frau geworden.

„So ihr ihm etwas zuleide tut," rief sie außer sich, „so werde ich mir das Leben nehmen."

Damit war weder dem Gouverneur noch dem Bischof gedient. Affonzo schlug vor, Izabel ins Kloster zu schicken und den Entführer der Inquisition in Lissabon zu überlassen.

Raquel aber blieb unten in Funchal und fing einen Handel mit Früchten an.

Unterdessen segelte die brasilianische Flotte mit dem reparierten Heiligen Sebastian nach Süden davon.

Raquel jedoch wachte und das beſſer als jemals. Jetzt erſt, wo Jaſper Black gefangen ſaß, erkannte ſie, daß ſie ihn liebte. Und ſie lag von morgens bis abends am Strande auf der Lauer nach dem erſten holländiſchen Schiffe.

Und es erſchienen gleich zwei, nämlich das Fette Schwein und der Rote Löwe. Sie waren von St. Jago herübergekommen, um ſich vor Funchal mit dem Orlog zu treffen.

Jedes gab ſieben Salutſchüſſe ab, die der Ilheo anſtandslos erwiderte. Dem Gouverneur wurde ſchwül zumute, als er die Flagge erkannte.

Eine Stunde ſpäter war Raquel, die Fruchthändlerin, an Bord des Fetten Schweins. Gleich darauf fielen zwei ſcharfe Schüſſe. Die eine Kugel flog dicht über den Ilheo hinweg, die andere ſchlug gegen den Abhang des Pico, auf dem das Hauptfort lag.

Darauf ſchickten Elias Nuyts und Gerrit Teuter dem Gouverneur ihr Bedingungen. Sie verlangten von ihm nichts weniger als die ſofortige Auslieferung der beiden Gefangenen und der Ehefrau Izabel van Tulp nebſt ihrem ganzen Vermögen, widrigenfalls ſie in einer Stunde das Bombardement eröffnen würden.

Anſelmo de Souze beeilte ſich ſofort, die Gefangenen freizulaſſen. Izabels Auslieferung lehnte er rundweg ab und ließ den Ilheo und den Pico klar zum Gefecht machen.

Nur Jaſper Black kam an Bord.

Floris van Tulp dagegen entriß einem Soldaten das Seitengewehr und wollte dem Gouverneur ſtracks an den Leib. Aber der hatte ſich gut gedeckt, alſo daß Floris van Tulp den Berg hinaufſtürmte, um Izabel zu befreien und mit Affonſo abzurechnen.

Inzwiſchen war die feſtgeſetzte Zeit verſtrichen und das Fette Schwein wie auch der Rote Löwe taten die Mäuler auf, wieſen ihre ehernen Zähne und begannen unter erſchrecklichem Gebrüll

ihre Kugeln zu speien. Der Ilheo und der Pico erwiderten tapfer. Es war der erste Kampf von Holzwänden gegen Steinwände. Was die Holländer an Treffsicherheit voraushatten, das machten die Portugiesen durch ihre bessere Deckung wett. Das Fette Schwein verlor den Achtermast und die Gallion, aber es quiekte und schrie nur um so toller. Der Rote Löwe, obschon er nur ein Geschützdeck hatte, versuchte es nach Kräften zu überbrüllen. Allein der Ilheo und der Pico brüllten noch stärker. Auch der Rote Löwe mußte bald Haut und Haare lassen.

Noch war keine Kugel in die Stadt gefallen, und der Gouverneur war sich bereits seines Sieges sicher.

Da aber erschien Cornelius Schellinger von Westen her, und zwar nicht nur mit dem Orlog, sondern auch mit einer spanischen Fregatte, die er inzwischen erobert und bemannt hatte. Mit vollen Segeln brauste er heran und gab nur drei Breitseiten ab. Und alsobald tat der Ilheo seinen Mund zu, und der Pico lag in den letzten Zügen.

Trotzdem zögerte der Gouverneur noch immer.

Da ging Cornelius Schellinger zu Anker, stellte sich selbst hinter das Buggeschütz auf Steuerbordseite, richtete es genau auf das Gouvernementsgebäude und tupfte mit der Lunte aufs Zündloch.

Pardauz! fuhr die zweiundvierzigpfündige Stückkugel heraus, traf, schlug durch die Wand, riß die halbe Decke entzwei und schmiß dem Gouverneur einen Ziegelstein so derb auf die glühende Nase, daß ihr der Malvasierwie rotes Blut entstürzte und er augenblicklich die weiße Fahne aufstecken ließ.

Floris van Tulp und Izabel kamen an Bord, begrüßt von dem dreifachen Hussahgeschrei der ganzen Besatzung. Nicht einen Stüber durfte Affonso von der Erbschaft zurückbehalten. Das Fette Schwein und der Rote Löwe wurden auf Kosten des Gouverneurs geflickt.

Cornelius Schellinger rechnete ihm auch gleich die Reparatur des Orlog dazu. Ebenso wurden die andern Wunden an Köpfen, Armen und Beinen gedichtet. Die Kurkosten und Schmerzensgelder gingen zu Lasten Affonsos. Auch die 157 Dukaten mußte der Gouverneur herausgeben. Das kam ihm am allerbittersten an.

Acht Tage später ließ Cornelius Schellinger die Anker lichten und nahm Abschied von seinen zerschossenen Bundesgenossen, aber ohne Salut. Er hatte hier vor Funchal schon genug Pulver verknallt. Auch der Ilheo und der Pico schwiegen sich diesmal aus, aber aus ganz andern Gründen.

Die Diplomaten hatten arg zu schaffen, bis sie diese ärgerliche Sache mit Tinte und Streusand weggewaschen hatten. Es ergab alles in allem ein Aktenbündel, das 32 gute holländische Schiffspfunde wog. Späterhin aber ging die unnatürliche Bundesgenossenschaft doch zum Teufel.

Floris van Tulp und seine junge Ehefrau kamen glücklich nach Amsterdam.

„Der Herr wird sie beide strafen!" tröstete der Bischof den Gouverneur, dem die Nase dunkelroter als jemals erglühte, und den nicht minder traurigen Affonso, dem der rechte Arm noch jahrelang lahmte.

Allein der Herr scheint diesen frommen Bischofswunsch nicht erfüllt zu haben, denn Floris van Tulps Nachfahren sitzen noch heute in Glück, Ehren und Reichtum zu Holland und Friesland.

Und ganz genau dasselbe gilt von denen, die von Jasper Vlack und Raquel herkommen und die sich vornehmlich über Seeland ausgebreitet haben.

Das zweiunddreißigpfündige Aktenbündel aber ist noch heute im Haag zu sehen neben vielen andern im Archiv der gottgesegneten Generalstaaten.

Der weibliche Adelspursch

Jakob Reyner war einer der Haarlemer Ratsherrn und galt für sehr reich, also daß seine einzige Tochter Trijntje um Freier nicht verlegen war. Sie hieß aber alle gehen und hängte ihr Herz allein an Gebolt Potter, von dem ihr Vater jedoch nichts wissen wollte, weil er arm war und nicht einmal einen guten Ruf hatte. Er verstand es aber, bei den Mädchen sein Glück zu machen, so daß, wie der Vater auch bat und schalt und ihn einen Raufer, Spieler und Taugenichts nannte, Trijntje nimmermehr von ihm lassen wollte.

Damals brach über Haarlem die schlimme Zeit herein, die dem Tulpenschwindel folgte, und Jakob Reyner verlor in einer einzigen Nacht sein ganzes Vermögen. Nun aber wollte Gebolt Potter nichts mehr von Trijntje wissen, lief stracks nach Amsterdam und ließ sich bei der Ostindischen Kompanie anwerben.

Trijntje eilte ihm nach, erreichte ihn, als er gerade an Bord des Vollschiffes „Die frohe Botschaft" gehen wollte und fiel ihm weinend um den Hals.

„Schon gut!" murmelte er ärgerlich. „In sechs Jahren komm ich wieder. Du kannst mir ja hier und da schreiben."

Dann fuhr er mit seinen Kameraden nach Batavia.

Trijntje schrieb und wartete auf Antwort. Ihr Vater starb an einem unglücklichen Sturz und hinterließ ihr so gut wie nichts. Sie schrieb zum andern Male an Gebolt Potter und bat ihn heimzukommen. Aber sie erhielt keine Antwort.

Da fragte einer ihrer früheren Freier, der sie trotz ihrer Armut

noch immer heimführen wollte, bei ihr an, aber sie wies ihn ab und dachte nur an Gebolt Potter. Und so wartete sie, bis das dritte Jahr zu Ende ging. Nun überfiel sie die Furcht, daß er verwundet oder gar gestorben sein könnte, und sie lief nach Amsterdam, um bei der Ostindischen Kompanie nach ihm zu fragen. Erfreuliches hörte sie da nicht. Zwar war er noch heil am Leibe, hatte aber so spottschlechte Konduiten, daß man ihn schon mehrmals hatte ins Prison setzen müssen.

„Wann kommt er heim?" fragte sie und kämpfte mühsam mit den Tränen.

„Wenn er's so weiter treibt," sagte der hochmögende Direktor und wiegte seine weißgepuderte Perücke, „dann kommt er überhaupt nicht heim, denn die Zeit, die er im Prison verbringt, wird ihm nicht angerechnet."

Ich muß zu ihm! dachte sie auf dem Heimwege.

Aber sie hatte kein Geld, die Überfahrt zu bezahlen.

Drei Tage und drei Nächte lang hatte sie keinen andern Gedanken, bis sie schließlich darauf verfiel, sich als Soldat bei der Ostindischen Kompanie anwerben zu lassen. Sie war groß und kräftig gewachsen und besaß die nötige Herzhaftigkeit. Aus den Kleidungsstücken ihres verstorbenen Vaters nähte sie sich ein männliches Gewand, schnitt sich das Haar ab, schnallte des Vaters silbernen Degen um die schlanken Hüften, setzte ein Federbarett auf und ging bei Nacht und Nebel nach Amsterdam.

Der Arzt der Kompanie musterte sie flüchtig, erklärte sie für tauglich, und so wurde sie, nachdem sie drei Gulden Handgeld genommen hatte, unter dem Namen Jakob Gysbrecht van Delfft als Adelspursch in die Liste geschrieben und auf die Kriegsartikel vereidigt.

Acht Tage später wurden die neuen Rekruten, über dreihundert

an der Zahl, in großen Schuten nach Texel hinausgefahren, wo sie an Bord des Jachtschiffes „Die Eintracht" genommen wurden. Da der Wind günstig war, ging Adrian Hemskerk, der Kapitän, sofort unter Segel.

Die Rekruten erhielten von der Kompanie drei große Käse und einen Krug Wein zur Verehrung, worauf ihnen die Schiffsordnung vorgelesen wurde, die sie zu halten versprechen mußten.

So fuhr Trijntje Reyner als Jakob Gysbrecht auf Batavia zu und war ein Adelspursch von guten militärischen Qualitäten.

Sie lernte mit dem Degen umzugehen, die Muskete abzufeuern, ohne mit der Wimper zu zucken, in Reih und Glied zu marschieren und Wendungen zu machen, so daß Adrian Hemskerk, der Kapitän, dem schmucken Adelspurschen des öfteren seine Zufriedenheit bezeigte.

Inzwischen ging es mit Gebolt Potter zu Batavia stark bergab.

In der scharfen ostindischen Luft verging die Tünche, unter der er in Holland seine Verworfenheit zu verbergen gewußt hatte, und es zeigte sich nun, daß er nichts anderes war als ein roher, wüster Bursche, der lieber den Weinkrug und die Karten als den Degen schwang, log und betrog, in den liederlichsten Häusern herumlag und sich nur im tiefsten Schmutze wohlfühlte.

Zum vierten Male saß er nun wegen seiner Betrügereien im batavischen Gefängnis und fluchte nicht nur auf die Ostindische Kompanie sondern auf die ganze Weltordnung.

Am fünften Abend seiner Haft machte er einen Fluchtversuch, kam auch glücklich auf die Mauer, sprang sechs Klafter tief und zerbrach sich den rechten Oberschenkel. Sieben Wochen lag er im Hospital. Als er entlassen wurde, hinkte er so stark, daß man ihn zu den Halbinvaliden schreiben mußte. Einen andern hätte der Gouverneur von Batavia trotzalledem im Dienst behalten, Gebolt

Potter aber sandte er schleunigst mit der nächsten Ablösung an Bord der „Frohen Botschaft" nach Amsterdam zurück, damit die Direktoren der Ostindischen Kompanie nach Gutdünken über ihn befinden mochten.

Gebolt Potter behagte es durchaus nicht, wieder nach Holland abgeschoben zu werden. Denn er hatte in Ostindien ein reicher Mann werden wollen. Er benahm sich an Bord der „Frohen Botschaft" nicht gesitteter als an Land, führte ungeschliffene und prahlerische Reden und hatte es nur seiner Lahmheit zu verdanken, daß man ihn nicht schärfer anfaßte.

So wurde er denn immer übermütiger und gewalttätiger und ging endlich, als die „Frohe Botschaft" vor St. Helena lag, um Frischwasser einzunehmen, mit gezogenem Degen auf den Leutnant los, der ihn zur Ruhe bringen wollte, und verwundete ihn an der Schulter.

Jetzt versagte man dem tollen Burschen jegliche Schonung. Das Schiffsgericht trat zusammen und verurteilte ihn einstimmig, von Bord gestoßen und auf St. Helena ausgesetzt und verlassen zu werden. Jedoch ward ihm bewilligt ein Fäßchen Brot, Wein, Öl, Reis, Angeln, Fische zu fangen, desgleichen ein Rohr, Pulver und Blei und der rostigste Degen, der in der Waffenkammer aufzutreiben war.

Dieses Aussetzen auf einer unbewohnten Insel war ein Zuchtmittel, das sogar in die Schiffsordnung der Ostindischen Kompanie aufgenommen worden war.

Es sah diese Strafe viel härten aus, als sie in Wirklichkeit war, zumal bei einer Insel wie St. Helena, deren Berge wildreich und deren Täler voller Fruchtbäume waren und wo stets ein starker Schiffsverkehr herrschte. Denn es war keinem der Ausgesetzten verwehrt, sich so schnell wie möglich wieder davonzumachen.

Keiner der Kameraden ſtand auf, für ihn zu bitten. Sie wollten ihn alleſamt los ſein.

Der Bootsmann brachte ihn an Land.

„Gute Nacht!" wünſchte er ihm nach altem Brauch.

„Erſaufen ſollt ihr alle unter der Linie!" brüllte Gebolt Potter außer ſich vor Wut und ballte die Fäuſte.

Dann verkroch er ſich mit dem Weinfäßchen in einem Felſenſpalt am Ufer, trank und ſchlief, ſchlief und trank und rührte ſich nicht vom Fleck und gedachte dies ſolange fortzuſetzen, bis das Fäßchen leer ſein würde.

Um dieſe Zeit ging die „Eintracht", die von Amſterdam kam, neben der „Frohen Botſchaft" zu Anker, um ebenfalls Friſchwaſſer einzunehmen. Die Herren Kapitäne ſtatteten ſich gegenſeitig Beſuche ab. Und ſo wurde es an Bord der Eintracht bald ruchbar, daß Gebolt Potter mit dem Degen auf einen Leutnant losgegangen und auch wegen ſeines ſonſtigen aufrühreriſchen Weſens auf St. Helena ausgeſetzt worden war.

Am nächſten Mittag, als die Frohe Botſchaft eben die Anker hob, und an Bord der Eintracht das erſte Faß Friſchwaſſer gehievt wurde, zog der Adelspurſch Jakob Gysbrecht urplötzlich den Degen und drang auf den Kapitän Adrian Hemskerk ein. Allein der Bootsmann war ſchneller und ſtach den Angreifer mit dem Meſſer ſehr derb in den linken Oberarm.

Es erhob ſich darauf ein großes Geſchrei. Nur Jakob Gysbrecht blieb ruhig und band ſich ſelbſt ein Tuch über den Ärmel, daß das Blut einigermaßen zum Stehen kam.

Dann wurde der Attentäter befragt. Hinſichtlich ſeiner muſtergültigen Führung war man geneigt anzunehmen, daß er das Verbrechen in einem Anfall von geiſtiger Verwirrung begangen hätte. Aber er beſtritt es, machte aus ſeinem plötzlichen Abſcheu gegen

den Kapitän kein Hehl und drohte ihm wieder an den Hals zu fahren, ſobald die Wunde nur geheilt ſein würde.

Adrian Hemskerk ſchüttelte den Kopf, ließ das Schiffsgericht zuſammentrommeln und beantragte ſelbſt, den aufrühriſchen Adelspurſch auf ein paar Tage hinter Schloß und Riegel zu ſetzen, bis er zur Vernunft gekommen ſei. Aber die andern ſtimmten, der Schiffsordnung und den Kriegsartikeln gemäß, für die ſofortige Ausſetzung des Attentäters. Das Urteil wurde noch am Abend vollſtreckt. Jakob Gysbrecht bekam ein Fäßchen Brot, Wein, Öl, Reis, Angeln, Fiſche zu fangen, desgleichen ein Rohr, Pulver und Blei. Den Degen, der ſein Eigentum war, ließ man ihm.

„Gute Nacht!" ſprach der Bootsmann, nachdem er ihn ans Ufer geſetzt hatte.

„Glückliche Reiſe!" rief Jakob Gysbrecht beinahe vergnügt und ſchwang das Barett.

Gleich danach ging die Eintracht unter Segel und verſchwand im Südoſten, wie die Frohe Botſchaft im Nordweſten verſchwunden war.

Trijntje Reyner aber durchſuchte den Strand, ſtieg in der Dunkelheit die ſteilen Abhänge hinauf, was ihr ſehr große Mühe machte. Der Verband löſte ſich, die Wunde brach auf, das Blut lief ihr über die Hand, aber ſie achtete nicht darauf.

Sie ſuchte den, um deswillen ſie ſich hatte ausſetzen laſſen, und rief von Zeit zu Zeit ſeinen Namen. Aber Gebolt Potter ſchlief in ſeinem Felſenſpalt und hörte nichts.

Da erblickte ſie, als ſie die Höhe erreicht hatte, ein einſames Licht, und ſie fand eine Hütte und fand darin einen andern.

Das war Pieter Eſias van Leyden, der hier ſchon drei Jahre lang wohnte und ſich um keinen Menſchen kümmerte.

Vor ſechs Jahren ſtand er in Batavia als Leutnant und diente der Kompanie getreulich, obſchon es ihm ſein Oberſt Jan van Grol

nicht gerade leicht machte. Das war ein herrischer, hochfahrender Mann von geringen Fähigkeiten. Da aber seine Verwandten in der Verwaltung der Kompanie saßen, hatte er einen großen Einfluß.

Seine Abneigung gegen Pieter Esias schlug in offene Feindschaft um, als Doortje Volkers, eine junge, vornehme und reiche Witwe, um deren Hand sich der Oberst bewarb, sich offen für den Leutnant entschied.

Jan van Grol brach sofort einen Streit vom Zaun und beleidigte Pieter Esias aufs schwerste, der ihm daraufhin eine Forderung schickte. Der Oberst lehnte es ab, sich mit einem Untergebenen zu duellieren, und schickte ihn auf Festung. Pieter Esias bat um seine Entlassung, die ihm verweigert wurde. Man schickte ihn vielmehr auf drei Jahre nach Amboina und verbreitete bald darauf die Nachricht, er wäre im Kampfe gefallen. Nun gelang es Jan van Grol durch Drohungen, Bitten und Schmeicheleien Doortje Volkers Widerstand zu brechen, also daß sie ihm die Hand reichte.

Um dieselbe Zeit, da er sich mit ihr an Bord der „Liebe" nach Holland einschiffte, kehrte Pieter Esias von Amboina zurück, wurde mit schlichtem Abschied entlassen und ließ sich seinen aufgesparten Sold auszahlen, eine nicht unbeträchtliche Summe. Vom Fieber geplagt, nahm er das schnelle Flütschiff „Der Glaube" als nächste Gelegenheit wahr, nach Holland zurückzukehren. Aber das Schicksal fügte es, daß er noch auf der Reise mit Jan van Grol zusammentraf. Die Liebe war beim Kap der guten Hoffnung in einen Sturm geraten, hatte alle Segel verloren und lag halbwrack im Hafen von Kapstadt, als der Glaube wohlbehalten neben ihr zu Anker ging. Jan van Grol, dem es um eine schnelle Reise zu tun war, siedelte mit seiner Frau auf das Flütschiff über. Als er des Pieter Esias ansichtig wurde, zuckte er wohl ein wenig zusammen, tat aber so, als kenne er ihn nicht. Und Pieter Esias ließ den

Feind in Frieden um Doortje Volkers willen, die er kaum zu Gesicht bekam. Am Abend des vierten Tages aber, als das Flütschiff im Nordweſtpaſſat mit zehn Knoten Geſchwindigkeit auf St. Helena zuſtrich und Pieter Eſias einſam an der Reling lehnte, ſtand Doortje Volkers plötzlich neben ihm und hatte Tränen in den Augen.

„Ich bin unglücklich! Rette mich vor ihm!" flüſterte ſie und verſchwand.

Am nächſten Morgen ſtellte Pieter Eſias ſeinen Feind auf dem Verdeck.

„Zieh!" rief er und drang mit blankem Degen auf ihn ein.

Aber anſtatt zu ziehen, ſchrie Jan van Grol um Hilfe.

Pieter Eſias hätte ihn über den Haufen ſtechen können, doch das dünkte ihm unritterlich.

Ein halbes Dutzend Matroſen fiel über ihn her und überwältigten ihn. Dann wurde er auf St. Helena ausgeſetzt.

Als aber der Glaube in der Dunkelheit wieder unter Segel ging, ſprang Doortje Volkers ungeſehen über Bord, um an Land zu ſchwimmen. Doch ſie verſank. Am nächſten Morgen fand Pieter Eſias ihren Leichnam am Strande und begrub ihn auf der Höhe, wo er ſich eine Hütte baute.

Und ſo blieb er auf St. Helena. Er nährte ſich von den Früchten der Bäume, zähmte ſich einige der verwilderten Ziegen, ſchoß zuweilen eins der kleinen Wildſchweine, die die Wälder durchwühlten, oder ein paar Rebhühner und beſtellte ſeinen Garten. So viele auch in den drei Jahren auf St. Helena ausgeſetzt worden waren, keiner war auf der Inſel geblieben. Jeder hatte ſo ſchnell wie möglich davonzukommen geſucht, wenn nicht mit einem holländiſchen, dann mit einem engliſchen oder franzöſiſchen Schiffe, ſintemal es Sitte und Gebrauch war, daß alle Schiffe, die nach Oſtindien wollten oder

von dorther kamen, an dieſer einſamen Inſel zu Anker gingen, um ſich zu erquicken.

Pieter Eſias kam ſelten zum Strande hinunter. Nur wenn es ihm an etwas mangelte, ließ er ſich blicken. Und da er Geld hatte und bar bezahlte, tat er nie eine Fehlbitte.

Dieſen Mann ſah Trijntje Reyner durch das Fenſter.

Er ſaß am Tiſche, das angegraute Haupt in die Hand geſtützt, und las in einem dicken Buche.

Sie ſah ihn, hob die rechte Hand und verlor plötzlich die Beſinnung.

Er fuhr auf. Er hatte ein leiſes, zaghaftes Pochen am Fenſter und gleich darauf einen Fall gehört. Schnell ſprang er hinaus und fand draußen unter dem Fenſter einen Fremdling, der kraftlos zuſammengebrochen war. Über die linke Hand lief das Blut in Strömen.

Eilig trug Pieter Eſias den Ohnmächtigen in ſeine Hütte, legte ihn auf ſein Lager, riß ihm den Rock auf und ſah, daß es ein Weib war.

Eine Weile ſtand er ſtarr vor Staunen und Verwunderung, dann knüpfte er behutſam den Rock wieder zu, trennte den Ärmel auf, wuſch die Wunde, verband ſie kunſtgerecht und verbrachte die Nacht auf dem Stuhl.

Als die Sonne heraufkam, erhob er ſich, horchte auf die tiefen, regelmäßigen Atemzüge des Gaſtes, ſtellte Brot und Milch neben das Lager, hielt ſeine karge Mahlzeit und ging hinaus, die Ziegen zu füttern und ein paar Beete im Garten umzuſtechen.

Trijntje Reyner erwachte von einem heftigen Wortwechſel. Sie eilte zum Fenſter und erblickte einen Mann, der wohl früher Gebolt Potter geweſen ſein mochte. Jetzt war er ein gänzlich verkommener Burſche, deſſen Geſicht den unauslöſchlichen Stempel der niedrigſten Leidenſchaften trug.

Schaudernd wandte sie sich ab, und ihre Liebe, die sie bis hierher getrieben hatte, erlosch augenblicklich.

„Fort mit Euch, Ihr seid betrunken!" rief Pieter Esias und trat, mit dem Spaten drohend, in die enge Gartenpforte. „Kommt wieder, wenn Ihr nüchtern seid."

Ein grober Fluch entfuhr Gebolt Potter, und er zog den rostigen Degen.

„Wollt Ihr mich nun hineinlassen?" brüllte er.

Pieter Esias bezwang sich, um einen Betrunkenen, der kaum seiner Sinne mächtig war, nicht in Grund und Boden schlagen zu müssen, und ließ den Spaten sinken.

„Kommt," sprach er ruhig. „Aber vergeßt nicht, daß Ihr mein Gast seid."

„Ich brauche keine guten Lehren!" schnob Gebolt Potter und folgte ihm hinkend in die Hütte.

Er erkannte Trijntje, die ihm nicht einen Blick schenkte, nicht in ihrer Verkleidung.

„He, noch einer?" schrie er vergnügt, und zog sofort ein Spiel Karten heraus.

Trijntje aber barg das Gesicht in die Hände und weinte lautlos. Gebolt Potter merkte es erst, als ihr die heißen Tränen durch die Finger rannen.

„Der Kerl heult!" lachte er schallend auf und wollte ihn an der Schulter fassen. „Ein komplettes Mutterſöhnlein."

„Laßt ihn!" sprach Pieter Esias und vertrat ihm den Weg. „Er ist verwundet. Ich werde mit Euch spielen."

Damit gab sich Gebolt Potter zufrieden, spielte und gewann fortwährend. Trijntje, die ihn heimlich beobachtete, sah, daß er betrog. Auch Pieter Esias merkte es bald, aber er sagte nichts und verlor einen Gulden nach dem andern.

Um ihn von den Karten abzulenken, begann Gebolt Potter von seinen Heldentaten zu prahlen, die er nie begangen hatte. Pieter Esias hörte ihm schweigend zu und dachte sich sein Teil. Gebolt Potter, der immer schmachvoller betrog, packte weiter aus und kam nun zu seinen Abenteuern mit den gelben, braunen und schwarzen Weibern in Indien.

„Schweigt!" wies ihn Pieter Esias zurück. „Ich will solche Geschichten nicht hören. Schweigt, sonst spiele ich nicht weiter."

„Also ein besseres Geschichtchen, ein feineres!" lachte Gebold Potter höhnisch. „Einst hatte ich ein schönes Bräutchen, eines Ratsherrn Tochter zu Haarlem. Trijntje Reyner hieß sie. Wie Milch und Blut waren ihre Wänglein. Und sie war vernarrt in mich bis über beide Ohren. Ich sollte ihr meine Freiheit verkaufen um einen Sack Dukaten. Hätte ich auch getan auf ein Jahr oder zwei. Wie es aber zum Zahlen kam, war der Sack leer. Da hab ich sie sitzen lassen wie alle andern."

„Zieht!" rief Jakob Gysbrecht mit blitzenden Augen und schlug den blanken Degen auf den Tisch, daß die Karten flogen.

„Was will der Milchbart?" tobte Gebolt Potter.

Pieter Esias aber trat zwischen sie. Er wußte jetzt ganz genau, wen er vor sich hatte. Und er nahm ohne ein Wort zu sagen, Trijntje Reyner den Degen ihres Vaters aus der rechten Hand.

„Kommt hinaus!" sprach er zu Gebolt Potter und wies auf die Tür. „Erst müßt Ihr einen Gang mit mir machen."

„Mit Euch hab ich nichts zu schaffen!" wich Gebold Potter aus.

„Mehr als Ihr denkt!" erwiderte Pieter Esias. „Unter meinem Dache ist keine Stätte mehr für Euch. Hinaus!"

Da hinkte Gebolt Potter mit einem Fluche über die Schwelle. Pieter Esias folgte ihm auf dem Fuße.

„Steht!" rief er. „Wehrt Euch!"

Aber Sebolt Potter floh vor ihm. Trotz seines lahmen Beines kam er sehr schnell vorwärts. Pieter Esias verfolgte ihn unablässig mit dem Degen in der Faust, bis er ihn an einen Abgrund, der steil zum Meere abfiel, in die Enge getrieben hatte.

„Was wollt Ihr von mir?" brüllte Sebolt Potter, und die Knie schlotterten ihm vor Angst.

„Ich wollte dich totschlagen wie einen tollen Hund!" sprach Pieter Esias verächtlich. „Nun aber sehe ich, daß du nicht toll bist, sondern räudig. Und einen räudigen Hund läßt man verrecken."

Darauf kehrte er ihm den Rücken und wollte gehen.

In diesem Augenblick hörte er einen gellenden Angstschrei.

Trijntje, die eben herbeilief, hatte ihn ausgestoßen. Er wandte sich jählings und deckte sich.

Und Sebolt Potter, der von hinten nach seines Feindes Herzen gezielt hatte, lief in den blanken Degen hinein, daß die Spitze zwischen seinen Schulterblättern herausdrang. Seine rostige Klinge entsank ihm.

„Trijntje!" röchelte er, als sie sich über ihn beugte, und erstickte an seinem eigenen Blut, das wie ein Quell aus seinem Munde brach.

Erst im Tode hatte er sie erkannt.

Sie begruben ihn an der Stelle, wo er sich selbst getötet hatte.

Pieter Esias sprach kein Wort mehr über den Toten und tat seine Arbeit. Nur den Degen behielt er. Trijntje behandelte er weiterhin als einen jungen Kameraden und verriet mit keiner Miene, daß er um ihr Geschlecht wüßte. Und deshalb brauchte sie sich auch vor ihm ihrer männlichen Kleidung nicht zu schämen.

Acht Tage später kam ein englisches Barkschiff vom Kap her in Sicht und ging an der Insel zu Anker.

„Wir wollen heimfahren!" sprach Pieter Esias plötzlich, stach den

Spaten tief in den Boden, holte seine Habseligkeiten aus der Hütte, verschloß die Tür nicht und ging zum Strande hinunter.

Trijntje folgte ihm.

Mit dem Kapitän wurde Pieter Esias schnell handelseinig, da er einen guten Preis bot. Es wurde ihm sogar eine Kammer eingeräumt.

Er handelte nun heimlich mit den Frauen und Weibern, die an Bord waren, und machte sich darauf etwas in der gemieteten Kammer zu schaffen.

„Geh hinein!" sprach er dann leise zu Trijntje.

Und als sie in die Kammer kam, lag da allerlei weibliche Kleidung.

Und sie zog sich hastig um, setzte sich in die Ecke und weinte Freudentränen.

So fand er sie, zog sie an sich und küßte ihr die Tränen von den Wangen.

Die Windstille

Es war um die Zeit, da die Aufklärung in die Menschheit griff und die französische Revolution sich vorbereitete.

Schon zwei Jahre kreuzte die Fregatte Britannia, das schnellste Schiff der königlich englischen Flotte, in den Gewässern Jamaicas, um den Gouverneur in seinem Kampfe gegen die Maronneger zu unterstützen. Diese Neger waren bei der Eroberung der Insel durch die Engländer ihren spanischen Pflanzern entsprungen, hatten sich in den unwegsamen Bergwäldern des Innern festgesetzt und eng zusammengeschlossen und wehrten sich schon über hundert Jahre gegen die unablässigen Angriffe der Briten, die diesen nicht anerkannten und trotzdem vorhandenen Freistaat wie ein Geschwür am eigenen Leibe spürten. Denn jeder Pflanzungssklave, dem die Flucht gelang, fand bei seinen schwarzen, freien Brüdern Schutz und verstärkte ihre Reihen.

Und so blieben sie unbezwungen.

Der alte Gouverneur legte deshalb sein Amt nieder und kehrte nach England zurück. David Hickson, der schon dreißig Jahre in Jamaica ansässig war und infolge seines Reichtums, seiner umfangreichen, mustergültig verwalteten Plantagen, von denen niemals ein Sklave geflohen war, und nicht zum Geringsten seiner aufgeklärten Gesinnung wegen großen Einfluß besaß, schlug der Regierung eine völlige Änderung der Politik vor, wurde daraufhin zum Gouverneur ernannt und schloß sofort mit den Maronnegern einen Waffenstillstand, wonach er allen bisher entflohenen Sklaven die Freiheit gewährte, die Gegenpartei sich hingegen verpflichtete, die gezoge-

nen Grenzen zu respektieren und jeden neuen Flüchtling auszuliefern.

Der König bestätigte die Abmachung. Gleichzeitig erhielt die Fregatte Britannia den Befehl, bis auf weiteres im Hafen von Kingston zur Verfügung des Gouverneurs liegen zu bleiben, was John Rudside, ihrem Kapitän, durchaus wider den Strich ging. Er war ein alter, rauher Seemann, dem nur wohl war, wenn er dreizehn Knoten segeln und Schnellfeuer aus allen Pforten kommandieren konnte. Er fluchte grimmig vor sich hin und zog die Zügel der Manneszucht straffer an. Das war sein Zeitvertreib im Frieden. Außerdem war dies bei einer Mannschaft, die zum größten Teil gepreßt worden war, eine Notwendigkeit.

Die Insel beruhigte sich zusehends. Die Plantagensklaven flohen nicht mehr in die Wälder. Die Aufseher hängten die Peitsche an den Nagel, der Kredit hob sich, und die Pflanzer konnten wieder daran denken, neue Sklaven zu kaufen, um die Lücken auszufüllen. Sie setzten sich zu diesem Zweck mit dem Gouverneur in Verbindung.

Um diese Zeit meldete sich an Bord der Britannia ein Kadett, der eben erst aus England gekommen war, und übergab dem Kapitän ein Schreiben des Gouverneurs, worin er ihm befahl, den Überbringer an Bord zu nehmen und wie jeden andern Kadett Dienst tun zu lassen.

John Rudside musterte den Ankömmling sehr genau. Er war ein schlanker, zwanzigjähriger, gutgebauter Bursche von straffer Haltung und guten Manieren. Seine Kleidung deutete auf Reichtum. Sein Degengriff war vergoldet. Dabei war sein braunes Haupthaar eigentümlich gekraust, seine Hautfarbe hatte einen feinen Bronzeton, und das Blut schimmerte schwärzlich durch seine Fingernägel. Seine Gesichtszüge waren sehr regelmäßig.

„Wie heißt du?" fragte der Kapitän stirnrunzelnd.

„Roger White."

„White?" lachte John Rudſide auf. „Deine Mutter iſt eine Negerin."

„Eine Mulattin. So ſagte man mir. Ich bin in England erzogen worden."

„Und du willſt hier Dienſt tun?"

„Mit Eurer Erlaubnis und auf Befehl des Herrn Gouverneurs."

Das ſagte er mit feſtem Blick und einem ſo edlen Anſtand, daß der Kapitän keine Antwort fand.

So kam Roger White an Bord der Fregatte Britannia und tat ſeinen Dienſt beſſer als jeder andere. Er war ſtets beſtrebt, ſich untadelig zu benehmen, ſogar in der Meſſe, wo bisher ein recht grober, ungeſchliffener Ton geherrſcht hatte. Trotz ſeiner dunklen Abſtammung und trotz der Abneigung, die der Kapitän gegen ihn hegte, erzwang ſich Roger White bald Achtung, beſonders als es offenbar wurde, daß er ein vorzüglicher Fechter war.

Gegen die Mannſchaft war er gütig, aber gerecht, ſo daß ſelbſt Thomas Black, der verworfenſte unter den Matroſen, ein unverbeſſerlicher Dieb und Säufer dazu, dem man ſogar nachſagte, daß er ſich eine Zeitlang bei den Maronnegern aufgehalten und an ihrer Seite gegen die Weißen gekämpft hatte, mit ihm zufrieden war.

Einige Tage ſpäter befahl der Gouverneur den Kapitän zu ſich und eröffnete ihm, daß er die Fregatte Britannia auserſehen habe, einen größeren Sklaventransport von Haiti herüberzuholen.

„Die Britannia iſt kein Sklavenſchiff!" ſprach John Rudſide grimmig.

„Aber ſie iſt ein Schiff!" lächelte David Hickſon fein. „Und ſie hat nichts zu tun. Und außerdem ſteht ſie zu meiner und nicht zu Eurer Verfügung, Herr Kapitän. Und ich verfüge darüber zum

Beſten der Inſel. Wir brauchen Sklaven. Drüben in Haiti ſind ſie billig. Die Britannia iſt das einzige Schiff, das augenblicklich verfügbar iſt. Sie kann, ohne ſich beeilen zu müſſen, den Sklavenmarkt noch erreichen. Alſo fügt Euch, Herr Kapitän."

John Rudſide ſchwieg und ballte die Fäuſte.

„Ich weiß," fuhr der Gouverneur in einem wärmeren Tone fort, „daß dies eine Miſſion iſt, die Euch nicht angenehm iſt. Aber jedes Ding hat zwei Seiten. Betrachtet auch die andere Seite. Die Britannia kommt wieder in Fahrt. Der Mannſchaft wird es gut tun und Euch nicht minder."

Der Kapitän öffnete die Fäuſte.

„Ich weiß ferner," ſprach der Gouverneur in ſeinem wärmſten Tone, „daß Ihr ein ausgezeichneter, umſichtiger Schiffsführer ſeid. Und um Euch zu beweiſen, daß ich dies nicht nur ſage, um Euch meinem Plan geneigt zu machen, ſondern daß es meine Überzeugung iſt, werde ich Euch meine einzige Tochter mitgeben. Sie will eine Freundin in Port au Prince beſuchen, nur ein paar Tage, Ihr werdet ſie mir wieder zurückbringen. Ich wüßte keinen Kapitän und keinen Gentleman, unter deſſen Obhut ſie ſicherer wäre als unter der Euren. Alſo ſchlagt ein!"

Und der Kapitän, der alles andere, nur kein Diplomat war, erklärte ſich für beſiegt und ſchlug ein.

„Wann iſt die Fregatte ſegelfertig?"

„Auf der Stelle."

„Alſo werde ich Eleonor ſofort an Bord ſchicken. Auch drei Pflanzer werden ſich bei Ihnen melden, die mit hinüberfahren wollen, um die Einkäufe zu machen. Glückliche Reiſe, Kapitän Rudſide."

John Rudſide wollte ſich empfehlen, aber der Gouverneur hielt ihn an der Tür zurück.

„Wie ſeid Ihr mit dem neuen Kadetten zufrieden?"

„Er macht ſich."

„Das freut mich. Ich nehme großen Anteil an ſeiner Karriere. Doch das darf Euer Gerechtigkeitsgefühl nicht beeinfluſſen. Haltet ihn ſcharf im Auge und laßt ihm nichts durchgehen. Nur keine Ausnahme machen!"

Als der Kapitän das Fallreep heraufkam, brüllte er: „Seeklar das Schiff!"

Die Mannſchaft kletterte in die Riggen hinauf. Die Segel fielen. Wo etwas ſtockte, tauchte Roger White auf, und in wenigen Augenblicken war die Störung beſeitigt. Er war vorn, achtern, überall zu gleicher Zeit.

„Ein Teufelskerl!" brummte der Kapitän.

Und er ließ ſeinen Groll allmählich fahren.

Die Raen klapperten an den Maſten. Die Segel waren ſcharf gebraſt, daß ſie der Seebriſe möglichſt wenig Fläche boten. Nur die Anker brauchten noch gehoben zu werden.

In dieſem Augenblick erſchien Eleonor Hickſon mit ihrer Sklavin Iſidora an Deck. Eleonor war achtzehn Jahre, ſehr ſchlank gewachſen, mit flachsblonden Locken und ſtahlgrauen Augen, hatte eine blütenweiße Haut und war ſehr lebhaft in ihren Bewegungen und Worten. Der Kapitän begrüßte ſie mit einem Kratzfuß. Aber ſie hielt ſich nicht lange mit ihm auf und wandte ſich ſchnell an den neuen Kadetten, dem ſie herzhaft die Hand ſchüttelte.

„Ei, Mr. White, wie gefällt es Ihnen hier an Bord?"

„Da Sie hier ſind, Miß Hickſon, weiß ich für mich keinen angenehmeren Aufenthalt!" erwiderte er mit vollendeter Höflichkeit und küßte ihr die Hand.

„O Sie Schmeichler!" lächelte ſie und begab ſich mit Iſidora, einer jungen, aber ſehr ſtarken und derbknochigen Bantunegerin, in die Kabine, die auf dem Achterdeck lag.

„Ein wahrhaftiger Teufelsjunge!" knurrte der Kapitän und bekam vor Roger White ordentlich Reſpekt.

Dann ſtiegen die drei Pflanzer an Deck.

Das Fallreep wurde geheißt.

„Anker auf!" ſchrie der Kapitän nach dem Vordeck.

Laut ſingend fiel Thomas Black ein. Er war ein breiter, feſter Kerl mit Bärenkräften, und wenn er ſich erſt gegen den Spaken ſtemmte, kam auch das faulſte Spill in Trab.

Die Anker kamen hoch, der Wind griff in die Laken, die Fregatte drehte in den Wind und ſtach mit einem zierlichen Bogen in See.

Von der Veranda des Gouvernementsgebäudes flatterte ein weißes Tuch.

Am dritten Tag fand man Thomas Black in ſeiner Koje. Er war ſinnlos betrunken. Neben ihm lag eine leere Rumflaſche. Das Schloß der Proviantkammer war unverſehrt. Erſt am Abend war er vernehmungsfähig. Er verlegte ſich nicht erſt aufs Leugnen. Er hatte ſich einen Nachſchlüſſel angefertigt, den er aber nicht herausgeben wollte.

Der Kapitän diktierte ihm hundert Schläge, um ihm das Stehlen für immer auszutreiben.

Ganz in der Frühe des vierten Tages, als Eleonor Hickſon noch ſchlief, wurde die Exekution vollzogen. Thomas Black wurde mit entblößtem Rücken an den Fockmaſt gebunden, die geſamte Beſatzung ſchloß einen dichten Kreis um ihn und alle mußten die Schläge laut zählen. Die beiden Bootsleute ſchwangen abwechſelnd die neunſchwänzige Katze.

„Stärker!" ſchrie der Kapitän. „Noch ſtärker!"

Schon beim zehnten Schlag floß Blut. Thomas Black brüllte. Die andern zählten laut und vernehmlich. Aber er überbrüllte ſie alle, bis er nur noch wimmerte. Das geſchah beim ſechzigſten Schlage.

„Genug!" befahl der Kapitän. „Ins Priſon mit ihm!"

Er wurde in eine der vergitterten Kammern auf dem Vordeck getragen. Roger White hatte die Wache an Deck und ließ es waſchen.

Es verging wohl eine Stunde, da ſtand plötzlich Eleonor neben ihm.

„Was war das für ein Geſchrei, Mr. White?"

„O nichts!" wich er aus. „Es hat einer eine Flaſche Rum geſtohlen. Dafür iſt er beſtraft worden."

„So arg?" rief ſie entſetzt. „Und nur eine Flaſche Rum."

„Die Diſziplin verlangt es!"

„Dann iſt die Diſziplin ſchlecht!" rief ſie und lief davon.

Thomas Black jedoch kam allmählich wieder zu Atem und begann im Priſon zu brüllen. Zuweilen machte er eine Pauſe, aber nur um friſche Kräfte zu ſammeln, ſein Gebrüll fortzuſetzen.

Roger White wurde eben von der Wache abgelöſt, da trat Eleonor auf ihn zu.

„Ich bin überzeugt, Mr. White," entſchuldigte ſie ſich, „es muß Diſziplin an Bord ſein. Aber ich habe den Kapitän gebeten, ſie etwas milder zu handhaben."

„Sie ſind ein Engel, Miß Hickſon!"

„Was haben Sie da für einen koſtbaren Degen?"

„Ein Geſchenk meines Vaters."

„Wer iſt Ihr Vater?"

„Ich kenne ihn nicht!" verſetzte er achſelzuckend.

„O!" rief ſie ſchnell. „Vielleicht iſt er ein Prinz."

„Ich weiß es nicht!" erwiderte er und ſchüttelte den Kopf.

Da fing Thomas Black wieder an zu brüllen.

„Schrecklich!" rief ſie und hielt ſich die Ohren zu. „Ich kann es nicht mit anhören. Er ſoll ruhig ſein. Befehlen Sie es ihm. Ich fürchte mich."

Und eilig ſprang ſie zum Achterdeck hinauf.

Roger White holte aus seiner Kamner seine Rumration, versteckte sie unter seinem Rock und ging zu Thomas Black.

„Trink und sei still!" sprach er leise und hielt ihm die Flasche an die Lippen.

Gierig schlürfte der Wunde das Labsal.

„Ihr seid gut!" murmelte er. „Aber die andern soll allesamt der Teufel holen!"

Dann drehte er ihm den Rücken, der sehr schlimm aussah.

„Ich werde dir den Barbier schicken!" sagte Roger White.

„Keine Sorge!" murmelte Thomas Black gelassen. „Mein Rücken ist daran gewöhnt."

„Warum brüllst du dann?"

„Um die andern zu ärgern, diese Schweine!" knurrte er wie ein toller Hund und ballte die Faust. „Ich werde es ihnen schon eintränken! Allen!"

Dann schloß er die Augen und schlief ein. Drei Tage später erschien er wieder an Deck. Er hielt den Rücken wohl ein wenig krumm, aber sonst sah man ihm nichts an. Von Roger White forderte er weiter die Rumration, als hätte er ein Anrecht darauf. Und Roger White gab sie ihm, da ihm selbst nicht viel daran gelegen war.

Am zehnten Tage erreichte die Fregatte Port au Prince, wo der Sklavenmarkt gerade im besten Gange war. Drei holländische Schiffe wurden noch von Afrika erwartet und kamen auch in den nächsten Tagen an. Die drei Pflanzer von Jamaica boten und feilschten, die Preise gingen in die Höhe, und die beiden Kanonendecks der Britannia füllten sich. Sklaven, die schon auf Plantagen beschäftigt gewesen waren, wurden lieber genommen und höher bezahlt als die frischen Neger aus Afrika.

Es kamen auch ein paar Sklaven an Bord, die schon einmal in Jamaica gewesen, zu den Maronnegern entflohen, wieder einge-

fangen und weiter verhandelt worden waren. Sie hatten sich auf Haiti geflissentlich schlecht aufgeführt, um wieder nach Jamaica zurückzukommen. Auf dem Sklavenmarkt benahmen sie sich wie unschuldige Lämmlein. Zuletzt fand sich noch ein französischer Segler vom Senegal ein. So wurde die Ladung schnell komplett. Dreihundert schwarze Männer und zweihundert Weiber, nach dem Geschlecht getrennt, an Händen und Füßen gefesselt, lagen und hockten zwischen den Kanonen der Britannia herum und wurden, da sie von der langen Seereise sehr schwach und abgemagert waren, auf das beste und reichlichste verpflegt.

Für dreißig Tage nahm man Proviant an Bord, so daß man auch einer längeren Windstille Widerstand leisten konnte. Und bald stieg der blaue Peter, das Zeichen der Abfahrt, im Großtop in Schau.

Eleonor, die die ganze Zeit an Land zugebracht hatte, erschien wieder und nahm zärtlichen Abschied von ihrer Freundin, die sie an Bord begleitete. Die Anker hoben sich, die Segel fielen, und die Britannia verließ langsam und stolz den Hafen von Port au Prince, denn der Wind war sehr schwach.

Fünf Tage hielt die flaue Brise an. Sonst ging alles gut. Thomas Black brach nicht in die Proviantkammer ein und hielt sich wieder ganz gerade. Roger White überließ ihm auch weiterhin seine Rumration.

Am sechsten Abend, als er gerade die Deckwache angetreten hatte, kam Thomas Black daher und fragte ihn dieses und jenes über die Navigation. Roger White blieb ihm keine Antwort schuldig.

„Ich glaube," sprach Thomas Black endlich voller Bewunderung, „Ihr könntet auch ganz allein die Fregatte auf dem Kurse halten."

„Das ist kein großes Kunststück!" gab Roger zurück und hielt die Augen offen, wie das seine Pflicht war.

Mitternacht wurde er abgelöst.

Mitten im Schlaf wurde ihm plötzlich ein Sack über den Kopf gezogen. Er wollte schreien. Eine Faust legte sich auf seinen Mund.

„Wehe, Ihr tut ihm etwas!" hörte er Thomas Blacks Stimme dicht an seinem Ohr. „Bewacht ihn gut! Kein Haar wird ihm gekrümmt. Das ist unser Steuermann."

Roger White fühlte sich von sechs Fäusten festgehalten und gab das Sträuben auf.

Da hörte er Schüsse.

„Freiheit!" brüllte Thomas Black und schwang den Säbel.

„Meuterei!" schrie der Kapitän, und schlug in der Finsternis ziellos um sich.

Degen und Pistolen wurden ihm entrissen.

Plötzlich fühlte er Sklavenketten an Händen und Füßen.

Thomas Black hatte unter den Sklaven einige gefunden, die ihm von seinem Aufenthalt bei den Maronnegern her bekannt waren, hatte ihnen mit Nachschlüsseln heimlich die Fesseln geöffnet und den Überfall so planmäßig angelegt, daß die Wachen auf allen Punkten gleichzeitig und lautlos unschädlich gemacht worden waren, ohne daß ein Tropfen Blut geflossen war.

Als die Sonne aufging, war die Fregatte Britannia in Thomas Blacks Gewalt.

Ganz ohne Blutvergießen war es freilich nicht abgegangen. Einer von den Pflanzern war ziemlich schwer, die andern leicht verwundet.

Mit den erbeuteten Schlüsseln wurden nun auch die letzten Sklavenfesseln gelöst.

Auch in Eleonors Kammer hatten ein paar Neger eindringen wollen. Allein hier waren sie auf ein schwarzes Gesicht gestoßen und hatten sich zurückgezogen, in der Meinung, daß ihnen andere

schon zuvorgekommen wären. Es war aber nur Isidora gewesen, die mit der Pistole in der Hand bereit war, ihre Herrin bis in den Tod zu verteidigen.

Die gesamte Schiffsbesatzung bis auf Roger White und einschließlich der drei Pflanzer drängte sich nun mit Ketten beschwert hilflos um den Fockmast. Thomas Black nahm die neunschwänzige Katze in die rechte, den Säbel in die linke Faust, stellte sich vor den Kapitän und schrie: „Ich könnte euch jetzt alle über die Klinge springen lassen, ich könnte auch jeden von euch hundert Schläge aufzählen lassen, ich könnte euch alle über Bord werfen lassen, aber ich werde dies alles nicht tun, weil ich weiß, ihr werdet euch noch mehr darüber ärgern, wenn ich euch das Leben schenke. In die Boote! Macht, daß ihr von Bord kommt! Proviant geb ich euch auf drei Tage. Dann mögt ihr sehen, wo ihr bleibt."

Die drei Boote wurden zu Wasser gelassen. Bitten, Proteste, Flüche halfen nichts.

„Ich gehe nicht von Bord!" rief John Rudside, der Kapitän, in ohnmächtiger Wut und riß an seinen Ketten.

Thomas Black winkte, die Neger griffen zu, und der Kapitän flog von einer Faust in die andere bis ins Boot. Die andern wurden ebenso in Trab gebracht.

„Gute Fahrt, ihr Leuteschinder!" brüllte ihnen Thomas Black nach, als die Boote abstießen, und spuckte über Bord.

Unterdessen lief die Britannia aus dem Ruder.

Die Neger erhoben ein Triumphgeschrei.

Thomas Black hatte ihnen versprochen, an einer abgelegenen Stelle der Küste von Jamaica zu landen und sie alle zu den Maronnegern zu führen. Er winkte, und es trat Ruhe ein. Sie gehorchten ihrem Befreier blindlings. Säbel und Messer ließ er ihnen, aber die erbeuteten Schußwaffen mußten sie sämtlich abliefern. Er verschloß

sie eigenhändig in die Waffenkammer und steckte den Schlüssel sowie den zur Pulverkammer in die Tasche.

„Holt den Steuermann herauf!" befahl er dann.

Roger White kam taumelnd an Deck.

„Siehst du, mein Junge!" lachte Thomas Black und wies mit der Knute auf die Boote, die sich unter kräftigem Rojen schon eine halbe Seemeile entfernt hatten. „Das hast du nicht gedacht! Du gehörst zu uns. Bist ja auch schwarz. Wenigstens zur Hälfte. Du bist unser Steuermann."

Dann wandte er sich an die Neger, die in dichtgedrängten Massen herumstanden und schärfte ihnen genau ein, wie wichtig dieser Mann sei, und daß sie ohne ihn verraten und verkauft wären.

„Ihr habt ihm zu gehorchen!" rief er und drohte mit dem Säbel. „Und wer ihn nur mit dem Finger anrührt, den stech ich über den Haufen."

„Eleonor!" schrie Roger White plötzlich und griff sich mit beiden Händen an die Stirn.

Da stürzte sie, gefolgt von Isidora, aus ihrer Kammer an Deck.

„Retten Sie mich! Retten Sie mich!" flehte sie ihn an und rang die Hände.

Schützend stellte er sich vor sie, die Hand am Degen.

Die befreiten Neger hielten im dumpfen Schweigen regungslos im Kreise und starrten auf ihren weißen Anführer.

„Halloh!" schrie Thomas Black und griff nach Eleonor. „Die ist für mich, nicht für dich, mein Junge!"

Aber er bekam nur Isidora in die Finger, die sofort mit allen zehn Nägeln auf ihn losging.

„Weg, du schwarzes Biest!" brüllte er und wollte sie zur Seite schleudern.

In diesem Augenblick fuhr ihm Rogers Degen von oben her wie ein Blitz durchs Herz.

Thomas Black brach in die Knie, schlug mit der Stirn auf das Deck und war auf der Stelle tot.

Eleonor sank ohnmächtig in Isidors Arme. Wütend ballte sie die freie Hand und schleuderte einen ganzen Hagel von afrikanischen Schimpfworten in die schwarze Masse hinein, die sich noch immer nicht rührte. Nicht einer der Befreiten hob die Hand, um den Tod ihres Befreiers zu rächen. Sie hatten Angst vor dem großen, weiten Weltmeer, das sie umgab.

Die drei Boote saßen schon ganz fern auf dem Horizont. Im nächsten Augenblick waren sie verschwunden.

„Unter Deck!" befahl Roger und wies mit dem blutigen Degen auf die offne Luke.

„Unter Deck!" schrie Isidora gellend.

Und das Wunder geschah. Die Neger krochen sämtlich dahin zurück, woher sie gekommen waren.

Roger brachte Eleonor in die Kammer und stellte Isidora als Wache davor. Nun leerte er Thomas Blacks Taschen und warf ihn über Bord. Ein Haifisch packte ihn beim rechten Arm und zog ihn hinab. Sodann setzte Roger die Pulverkammer unter Wasser und warf den Inhalt der Waffenkammer über Bord. Endlich drang er ins Kanonendeck zu den Negern vor, die sich noch immer ganz still verhielten. Er forderte von ihnen sämtliche Waffen, einschließlich der Messer. Nicht wenige weigerten sich.

„Ich lasse euch hier auf dem Meere verhungern!" rief er und setzte die geladene Pistole an seine eigene Schläfe.

Das verstanden sie und warfen nun die Waffen über Bord.

Kaum hatte er ihnen den Rücken gekehrt, erbrachen sie die Proviantkammer, fielen wie hungrige Tiere über die Vorräte her, rissen sie auseinander, verstreuten und versteckten sie und tranken den

Rum wie Waſſer. Sie wurden immer vergnügter dabei, ſangen, tanzten und küßten ſich.

Unterdeſſen war der Wind völlig eingeſchlafen.

Das Schiff lag ſtill wie vor Anker. Nur leiſe ſchaukelte es auf den ſanften Wogen. Eleonor kam wieder zu ſich, faßte Mut und trat an Rogers Seite, der das Ruderrad in den Händen hielt.

„Keiner darf an Deck!" befahl er, ohne vom Ruder zu weichen. „Wer ſich heraufwagt, dem ſchieße ich eine Kugel durch den Kopf."

Iſidora ging unter Deck, um den Befehl an die Neger weiterzugeben.

Nach wenigen Augenblicken kam ſie wieder.

„Sie ſind alle betrunken. Laßt ſie mich alle zuſammen totſchlagen."

„Leg ihnen Feſſeln an!" ſchlug Eleonor vor.

Es ſtellte ſich aber heraus, daß ſie auch die Feſſeln über Bord geworfen hatten. Es blieb nun nichts anderes übrig, als zu verſuchen, mit den Befreiten im Guten auszukommen.

Es glückte auch vier Tage lang. Roger und Iſidora wachten abwechſelnd. Sobald ſich nur der geringſte Luftzug meldete, ſollte ſie ihn ſofort wecken.

Aber die Windſtille hielt an. Wie eine enge Glasglocke ſpannte ſich der Himmel um das Schiff. Viermal ſtieg die ſtechende Sonne auf und nieder, viermal kam die Nacht und machte aus der lichten Glasglocke ein ſchwarzes Sieb mit unzähligen, goldenen Löchlein, vier Tage lang verhielten ſich die Neger ruhig. Keiner kam an Deck. Roger ſetzte ins Großtop drei rote Laternen als Notſignal. Es kam keine Hilfe.

Am Tage hängte er Flaggen aus. Sie entfalteten ſich nicht.

Ohne Wind keine Hilfe!

Und plötzlich, mit einem Male, ganz unerwartet wie ein Blitz, war die Not da, der Hunger und der Durſt.

Den ersten Neger, den sie an Deck trieb, schoß Roger durch den Kopf. Dadurch hielt er sie noch den fünften Tag in Schach. Doch des Nachts stürmten sie durch alle Luken. Wohl oder übel mußte er ihnen das Deck überlassen. Er nahm Eleonor in den Arm und stieg mit ihr ins Großwant hinauf. Auf der Mars setzte er sie nieder. Isidora, mit Pistole und Säbel bewaffnet, blieb im Großwant und deckte den Rückzug.

Am nächsten Morgen begann die schwarze Masse unter ihnen zu rasen. Sie schrien, heulten, bedrohten sich gegenseitig mit Fäusten und Zähnen, suchten nach weggeworfenen Brocken und nach Wasser, vornehmlich nach Wasser, zuletzt nur noch nach Wasser. Etliche sprangen in der Verzweiflung über Bord.

Sie ballten die Fäuste nach oben, Roger siedelte mit Eleonor nach der Bramsaling über. Er hielt sie auf den Knien und sprach ihr Mut zu, schaute vergeblich nach Hilfe aus und tröstete sie, obschon er selber an keine Rettung mehr glaubte.

Als die Dunkelheit anbrach, erreichte die Wut der Befreiten ihren Höhepunkt. Sie drohten aufzuentern. Isidora, die auf der Großmars geblieben war, schoß die Pistole ab und schwang den Säbel, um sie zurückzuscheuchen.

Roger stieg ins Top, um die Lampen anzustecken.

Plötzlich schrie Isidora gellend auf. Die Tollen hatten sie gepackt und aufs Deck geschleudert. Dann fielen sie über den Leichnam her, um ihn in Stücke zu reißen.

„Es ist zu Ende!" sprach Roger traurig, hob Eleonor auf die Bramrah, band sie an der Stenge fest, holte eine der brennenden Lampen, stieg bis in die Mars hinab, goß das Öl über das schlaffe Untermarssegel und hielt den brennenden Docht daran.

Vor der Flamme, die schnell größer und mächtiger wurde, floh er nach oben.

„Roger!" flüsterte Eleonor und streckte die Hände nach ihm aus. Und er umschlang sie fest und drückte seinen Mund auf ihre Lippen.

Da schlug eine blendende Helle von unten herauf und gleich darauf eine glühendheiße, erstickende Lohe wie aus einem Ofen.

Vier Wochen später fand man das Wrack der Britannia am Strande von Haiti. Es war bis auf die Wasserlinie heruntergebrannt.

So verlor der König von Großbritannien seine beste Fregatte und der Gouverneur von Jamaica seine beiden Kinder.

Sein Nachfolger kehrte zur Gewaltpolitik zurück, und die Maronneger wurden im Jahre 1795 bis auf den letzten Mann vernichtet.

Der König von Ratonneau

Kurz nachdem Friedrich der Große die Franzoſen bei Roßbach auf die Hoſen geklopft hatte und die mit ihm verbündeten Engländer die franzöſiſche Mittelmeerflotte in dem neutralen Hafen von Cartagena blockiert hatten, ſchickte der Admiral Osborn die ſchnelle Fregatte „Terror" unter dem Kommando William Blyghs gegen Marſeille vor, um zu kapern und zu kundſchaften.

William Blygh kreuzte mehrere Tage lang zwiſchen den kleinen befeſtigten Inſeln Ratonneau, Pomègues und If, die alle drei, ſteilfelſig und uneinnehmbar, noch heute den Hafen von Marſeille bewachen, ſchoß ſich wacker mit ihnen herum und machte einige gute Priſen. Des Nachts ſuchte er mit ſeinen Spionen an Land in Verbindung zu kommen und erfuhr von ihnen, daß der Gouverneur der Provence den „Centaure", eine eben von Stapel gelaſſene Fregatte, mit aller Kraft ausrüſte, um den engliſchen Schrecken zu vertreiben.

Auf dieſem „Centaure", den der Kapitän de Sabran führte, diente des Königs von Frankreich beſter Kanonier mit Namen Peter Francoeur. Seine Kugeln trafen mit einer ans Wunderbare ſtreifenden Sicherheit. Aber trotzdem war er ein ſchlechter Soldat, denn er ſchoß meiſtens, ohne auf das Kommando zu hören. Darum war er auch nicht befördert worden.

Drei Tage ſpäter fiel das denkwürdige Treffen zwiſchen den beiden Schiffen vor. Zuerſt hielt ſich der „Centaure" tapfer, aber der „Terror" blieb ihm nichts ſchuldig. Sie gingen in der friſchen Morgenbriſe über Stag, tauſchten ihre Breitſeiten aus, zerfetzten

ſich die Segel und die Verſchanzungen, bis der Wind einſchlief. Nun lagen die beiden Fregatten auf halbe Büchſenſchußweite ſtill und zerhackten ſich nur mit der einen Breitſeite. Peter Francoeur hatte einen ſchlechten Tag. Das kam zuweilen vor. De Sabran kam ins Kanonendeck herunter und fluchte. Der „Centaure" ſah ſchon aus wie ein halbes Wrack, während der „Terror" noch alle drei Maſten hatte.

In dieſem Augenblick wurde Peter Francoeur durch eine abgeprallte Musketenkugel an die linke Schläfe getroffen und brach zuſammen. Er wurde für tot liegen gelaſſen. Das Feuer wurde eingeſtellt, alle Mann wurden an Deck gerufen. Auch der „Terror" hüllte ſich in Schweigen. Der „Centaure" war bis dicht an die Kanonenpforten eingeſunken, ſeine Pulverkammer ſtand unter Waſſer, ſeine Boote waren durchlöchert und zertrümmert. Längerer Widerſtand wäre zwecklos geweſen. Auch wollten die Leute nicht mehr kämpfen. Alſo blieb de Sabran nichts übrig, als die Flagge zu ſtreichen.

William Blygh ſandte ſofort eine wohlbemannte Schaluppe ab, um den „Centaure" ins Schlepp zu nehmen. Aber noch bevor das Boot heran war und der hilfloſe „Centaure" eben mit der Strömung langſam herumſchwoite, krachte das erſte Geſchütz auf Steuerbordſeite. Die Kugel ſchnitt dem „Terror" das Backbordgroßwant wie mit dem Meſſer entzwei. Der Hauptmaſt legte ſich Steuerbord und brachte den Feind nahe ans Kentern.

„Verrat!" ſchrien die Engländer im Boot und machten kehrt.

„Francoeur!" ſchrie de Sabran und wartete geſpannt auf den zweiten Schuß.

Peter Francoeur nämlich hatte ſich inzwiſchen von ſeiner Ohnmacht erholt und tat nun wie im Traum ſeine Pflicht, ohne erſt auf ein Kommando zu warten, wie das ſo ſeine Art war. Da die Kanonen

auf Steuerbordſeite alle geladen waren, brauchte er ſie nur zu richten und die Lunte zu ſchwingen. Alle ſechzehn Geſchütze ſchoß er ab, genau nach dem Tempo der Drehung des Schiffes, und niemals hatten ſeine Kugeln beſſer getroffen. Der „Terror" mußte froh ſein, daß er mit Fock und Schiebblinde und mit gekapptem Großmaſt vor den wieder auffriſchenden Wind kam. Peter Francoeur ſchickte ihm die letzte Kugel ins Achtergat nach und ſank zuſammen.

Als er eine Stunde ſpäter erwachte, wußte er nichts von dem, was er getan hatte. Er ſchüttelte nur den Kopf, als man es ihm erzählte.

„Du biſt ein Held, Francoeur!" rief de Sabran. „Ich werde dafür ſorgen, daß du befördert wirſt!"

Der „Centaure" wurde in den Hafen geſchleppt, und die Sieger wurden nach Gebühr gefeiert. Francoeur wurde dem Gouverneur vorgeſtellt und zum Korporal befördert. Der Gouverneur ließ ihn ſogar in ſeiner Gegenwart ein paar Probeſchüſſe tun. Aber ſie gingen daneben. Man ſchob dies auf die Wirkung des Prellſchuſſes, ſchrieb Francoeur zu den Halbinvaliden und ſchickte ihn nach Ratonneau hinüber, über deſſen ſtarkbefeſtigtes Schloß Nicolas Renoir, ein alter, weißſchnauzbärtiger Major, das Kommando führte.

Hier mußte Francoeur die zwanzig Soldaten einexerzieren, die die Beſatzung des Forts ausmachten. Die Wunde an ſeiner Schläfe heilte. Nun kehrte auch allmählich ſeine Zielſicherheit zurück. Aber er blieb ein wenig wunderlich. Er lachte nie, fluchte nicht und ſchmauchte ſein Pfeifchen. Seinen Dienſt verſah er aufs pünktlichſte, und nichts tat er ohne Befehl. Er fuhr auch nur ſelten nach Marſeille hinüber, und der Major, der faſt jede dritte Nacht drüben verbrachte, konnte mit ſeinem Korporal mehr als zufrieden ſein.

Das wurde anders, als Francoeur eines Sonntags, da er aus der Meſſe kam, Blanche Dubouillet kennen lernte. Sie war die dritte

Tochter eines Schankwirts auf der Rue Radeau, eben siebzehn Jahre alt, hübsch, lustig, schwatzhaft und schlagfertig. Sie hatte sich in Francoeur, der ein stattlicher Bursch und fast doppelt so alt war wie sie, so arg verliebt, wie sich eben nur eine Südfranzösin in den Helden seines Schlages verlieben kann.

Nun wollte auch Francoeur zuweilen nachtsüber in Marseille bleiben. Und es gab Reibereien zwischen ihm und dem Major. Eines Tages brachte Francoeur seine Braut mit nach Ratonneau. Sie hatte ihn darum gebeten und ihm als Angebinde in ein großes, grünseidenes Halstuch vier blutrote Sterne gestickt. Aber er hatte ihr versprechen müssen, sie am Abend wieder zu ihren Eltern zurückzubringen.

Kaum erblickte der Major die reizende Blanche, gab er Francoeur ein halbes Dutzend höchst unnötige Befehle und erbot sich, ihr unterdessen die Schönheiten des Schlosses vor Augen zu führen.

Francoeur gehorchte und Blanche konnte, als sie mit dem Major allein war und er von ihr einen Kuß verlangte, ihm beim besten Willen nichts anderes geben als eine gutgezielte Maulschelle. Da er aber auf ihren Kuß besonderen Wert legte, drohte sie ihm die Augen auszukratzen. Jedoch er besaß genug soldatischen Mut, an ihre Ehre auch seine Augen zu wagen, so daß ihr schließlich nichts anderes übrig blieb, als ihm zu entschlüpfen. Leichtfertig eilte sie zum Strande hinunter, sprang ins Boot, stieß es in die sanften Brandungswellen hinaus und ließ sich von ihnen schaukeln, bis Francoeur die sechs Befehle erfüllt hatte und herbeieilte.

Sie erzählte ihm nichts von ihrem Abenteuer, um ihn nicht zu kränken, drängte aber zur Hochzeit.

Am nächsten Morgen trat Francoeur vor seinen Vorgesetzten und bat um die Erlaubnis, heiraten zu dürfen.

„Du Narr!" tobte der Major. „Deinen Abſchied will ich dir geben, wenn du noch einmal vom Heiraten ſprichſt!"

Seitdem war davon nicht mehr die Rede. Francoeur wurde wieder ganz der alte, lachte nicht, fluchte nicht und ſchmauchte nachdenklicher als jemals ſein Pfeifchen.

Blanche aber erzählte er nicht, daß ihm ſeine Bitte abgeſchlagen war.

„Nur Geduld!" tröſtete er ſie. „Ich nehme dich und keine andere. Und ſelbſt wenn ich König werden müßte."

„Dann werde ich deine Königin!" lachte ſie und ſchmiegte ſich an ihn.

Um dieſe Zeit wurde die engliſche Flotte von Cartagena durch einen Winterſturm ſo ſtark beſchädigt, daß der Admiral Osborn die Blockade aufheben und nach Gibraltar zurückkehren mußte, um zu reparieren. Hier lag der „Terror" bereits zum gleichen Zwecke. Die franzöſiſche Flotte benutzte die Gelegenheit, um nach Toulon zu entwiſchen. Viel war damit freilich nicht gewonnen. Man mußte ſich jetzt gegen einen Angriff auf die franzöſiſche Südküſte rüſten.

Ratonneau wurde verproviantiert, nicht nur mit Schießbedarf, ſondern auch mit Lebensmitteln. Eine Herde Hammel von 57 Köpfen wurde auf die Inſel überführt, wo ſie ſich tagsüber von dem ſpärlichen Graswuchs nährten. Des Abends wurden ſie ſtets ins Fort getrieben. Der Gouverneur gedachte für den Fall einer Belagerung die Beſatzung von Ratonneau zu verdoppeln. Er ließ auch einige Kammern mit Heu füllen.

Das geſchah an einem Sonnabend. An demſelben Tage ging der „Centaure", mit neuen Riggen verſehen, nach Toulon zur Flotte ab. Francoeur ſchenkte ihm kaum einen Blick. Er war mit Wichtigerem beſchäftigt. In der Nacht zum Sonntag ſtach er einen Hammel ab und verſteckte ihn im Heu. Am Morgen fuhr der Major mit vier

Soldaten nach Marseille hinüber, und die Hammel wurden herausgelassen.

Der Tag verlief ohne Störung. Am Abend fehlte ein Hammel. Francoeur schickte alle Soldaten danach auf die Suche, schloß hinter dem letzten das Tor, lud alle Kanonen mit Kartätschen, holte die französische Lilienflagge herunter und steckte das grünseidene Halstuch mit den vier roten Sternen aus.

Als die Soldaten unverrichteter Sache heimkehrten, brannte er über ihren Köpfen eine Kartätsche los.

„Schert euch zum Teufel!" brüllte er von der hohen, unbesteigbaren Mauer herunter. „Ich bin der König von Ratonneau. Drei Minuten geb ich euch Zeit, mein Reich zu verlassen. Wer sich dann nicht jenseits der Grenze befindet, wird über den Haufen geschossen."

„Er ist verrückt geworden!" riefen die Soldaten und stürzten sich Hals über Kopf in das große Boot, um davonzurudern.

Am nächsten Morgen erschienen sie unter Anführung des Majors.

Francoeur gab zunächst einen meisterhaft gezielten Warnungsschuß ab. Die zweiundvierzigpfündige Kugel schlug drei Fuß vor dem Bug des Bootes ins Meer und überschüttete den Major mit einem Sturzbad. Nach längerem Bedenken wagte er doch die Landung, band sein weißes Taschentuch an den bloßen Degen und rückte gegen die aufgezogene Zugbrücke vor.

„Offne!" brüllte er.

„Ich bin unabhängig!" erklärte Francoeur von oben herab. „Wenn der König von Frankreich mit mir zu verhandeln wünscht, welches sind seine Bedingungen? Ich lasse mich aber nur auf eine Bundesgenossenschaft ein."

„Du bist ein kompletter Narr!" schrie der Major und fuchtelte mit seinem Degen in der Luft herum, daß das Taschentuch wie ein Fähnlein flatterte.

„Da haſt du was für deine Majeſtätsbeleidigung!" ſprach Francoeur gelaſſen und tupfte die brennende Lunte aufs nächſte Zündloch, daß dem Major der Kartätſchenhagel über den Kopf dahinſauſte.

Er zog ſich zurück und erſtattete dem Gouverneur Meldung.

Das war ein echter Gascogner und lachte. Überdies war die Gefahr für die franzöſiſche Südküſte beſeitigt, da die engliſche Mittelmeerflotte plötzlich im Kanal aufgetaucht war.

„Ihr habt Ratonneau verloren," ſprach er zu dem Major, „Ihr habt die Pflicht, es wieder zu erobern!"

„Dazu brauche ich ein Regiment und dreißig Kanonen!"

„Ohne Regiment und ohne Kanonen!" befahl der Gouverneur. „Oder wollt Ihr wegen eines tollgewordenen Korporals das Schloß in Trümmer ſchießen? Der König wird es Euch nicht danken. Sinnt auf eine Liſt."

Des Nachts landete der Major mit ſeinen zwanzig Soldaten, die er notdürftig bewaffnet hatte, und mit einer langen Leiter. Aber Francoeur war auf der Hut. Er ließ die Feinde ruhig herankommen, die Leiter anlehnen, emporſteigen, und warf dann die Leiter um, daß ſie ſich alle im ſumpfigen Graben wiederfanden.

Der Major zog zum zweiten Male ab und wurde infam kaſſiert. Francoeur blieb König von Ratonneau und herrſchte unumſchränkt über ſeine Hammel, von denen er nach Bedarf einen um den andern ſchlachtete. An ſeiner Wachſamkeit ſcheiterten alle Anſchläge. Ohne ſeine Erlaubnis durfte kein Menſch die Inſel betreten, denn das Fort war nach den Plänen des berühmten Vauban ſo vortrefflich angelegt, daß ſeine Kanonen auch den verſteckteſten Winkel der Inſel beſtreichen konnten.

Der Gouverneur ſchrieb ſeinen Bericht und lachte, und Paris lachte auch. Ludwig XV. befahl, den König Ratonneau anzuer-

kennen und ihn um seine Bundesgenossenschaft zu bitten. Der Gouverneur begab sich persönlich nach Ratonneau in Begleitung eines Parlamentärs mit einer großen weißen Fahne.

„Welches sind Eure Bedingungen, Herr König von Ratonneau?" fragte der Gouverneur höflich und lüftete den stolzen Federhut.

„Der König von Frankreich muß mir Blanche Dubouillet ausliefern!" erwiderte Francoeur und blies vorsorglich die Lunte an.

Das war ein sehr billiges Verlangen. Der Gouverneur machte selbst den Freiwerber. Um Francoeur aus seinem Bau zu locken, wurde sogar ein Priester mitgenommen.

Aber der König von Ratonneau witterte Unrat und öffnete das Tor nicht. Die Trauung gestaltete sich demgemäß etwas umständlich. Francoeur stand hoch oben auf der Mauer, Blanche vor der aufgezogenen Zugbrücke. Aber der Segen der Kirche erreichte sie doch.

„Der König von Frankreich kann auf meine Treue rechnen!" rief Francoeur. „Blanche bleibt zurück, die übrigen räumen das Feld."

„Öffne heute nacht das Tor!" flüsterte ihr der Gouverneur zu. „Es wird ihm kein Leid geschehen."

Und sie nickte ernsthaft.

Eine Viertelstunde später rasselte die Zugbrücke herunter, und das Tor tat sich auf.

„Peter, mein König!" jauchzte Blanche und eilte in seine offnen Arme.

„Blanche, meine Königin!" rief er und schloß die Festung.

Dann ging er seine Hammel füttern, wobei sie ihm von dem geplanten Anschlag des Gouverneurs berichtete.

„Laß sie nur kommen!" rief er drohend, schüttete neues Pulver auf die Zündlöcher und schleppte frische Munition aus der Pulverkammer herauf.

Darauf unterwies er sie im Laden der Geschütze. Und sie zeigte sich dabei klug, geschickt und kräftig.

Im Schutz der mondhellen Nacht näherte sich eine ganze Kompanie Soldaten in drei Booten. Francoeur ließ sie erst gar nicht landen. Er bestrich das Ufer mit einem Eisenhagel, daß sie sofort umkehrten.

Nun verging dem Gouverneur doch das Lachen. Er diktierte sofort einen Befehl, wonach ein ganzes Regiment auf die Beine zu bringen war, um Ratonneau zu erobern.

Dieser Befehl war eben niedergeschrieben, als Blanche hereintrat und dem Gouverneur einen Brief überreichte, der also lautete: „Beim nächsten Versuch, die Bundesgenossenschaft zu brechen, sprenge ich die Festung in die Luft. Peter I. König von Ratonneau."

„Und du?" fragte der Gouverneur außer sich.

„Ich!" sprach Blanche ernst. „Ich fliege dann mit Peter in den Himmel."

Der Gouverneur wandte sich rasch ab und trommelte eine Zeitlang auf der Fensterscheibe herum. Dann zerriß er seinen Befehl, reichte Blanche die Hand und rief: „Sage dem König von Ratonneau, daß wir uns auf seine Treue verlassen!"

Eilend sprang sie davon, und er verfolgte sie mit seinen Blicken, solange er sie sehen konnte. Dann kam ihm der Gedanke, daß es nicht immer die goldene Wiege ist, die einen wahren König macht. Diesen Gedanken auszusprechen aber hütete er sich mit Rücksicht auf die Bastille.

Seitdem blieb Peter I. von Ratonneau ungekränkt. Ludwig XV. lachte über ihn, jagte im Hirschpark und verlor eine Schlacht nach der anderen.

Peter Francoeurs Ruhm aber wuchs von Tag zu Tag. Die Schiffe, die bei Ratonneau vorbeikamen, mußten seine Flagge salu-

tieren. Und sie taten es gern, weil sie Angst vor seiner Treffsicherheit hatten. Außerdem begnügte er sich mit einem einzigen Salutschuß.

Endlich hörten auch die Engländer davon, die im Mittelmeer einige Fregatten zurückgelassen hatten, darunter auch den „Terror", der noch immer unter William Blyghs Kommando stand.

Sofort faßte er den Plan, Ratonneau zu nehmen. Mit drei Fregatten kam er in der Morgendämmerung heran, deckte sich geschickt gegen das Feuer von Pomègues und If und ging in Schußweite vor Peter Francoeurs Residenz zu Anker.

Ein Parlamentär wurde abgeschickt, der dem König von Ratonneau in aller Form das Bündnis mit England antrug.

Francoeur erbat sich eine halbe Stunde Bedenkzeit, die ihm bewilligt wurde. Es war ihm nämlich noch nicht hell genug, um den „Terror" ordentlich aufs Korn nehmen zu können.

Als aber die Sonne hinter den Bergen heraufkam, begann er auf seine Weise zu antworten. Die erste Kugel zerschmetterte die Vorbramstenge des „Terror", die zweite riß ein langes Leck unterhalb der Wasserlinie, die dritte zerschlug das Kompaßhaus, die vierte das Steuerruder, die fünfte den Baum des Kreuzsegels. Der „Terror" war gefechtsuntüchtig, noch ehe er einen Schuß erwidert hatte.

Nun aber rührten sich die beiden andern Fregatten und setzten sechs bemannte Boote aus. Peter Francoeur ließ sie ruhig landen und reihte immer einen Treffer an den andern. Blanche lud und er schoß. Die beiden Fregatten begannen über Stag zu gehen und ihm ihre Breitseiten zuzusenden. Auch der „Terror", der sich inzwischen von seinem ersten Schreck erholt und das Leck gedichtet hatte, mischte sich nun in den Kampf.

Aber Peter Francoeur kam dadurch keineswegs aus dem Takt.

Er feuerte langſam und ließ ſtürmen, was ſtürmen wollte. Je mehr er die drei Fregatten zuſammenſchmetterte um ſo wilder wurden die Anſtrengungen der Stürmenden. Leitern hatten ſie allerdings nicht. Dafür aber hatten ſie die Ketten der Zugbrücke bereits geſprengt und gingen nun mit ihren ſcharfen Äxten dem Tor zu Leibe.

„Peter!" ſchrie Blanche und wies auf die Torflügel, die unter den Schlägen der Raſenden bebten.

„Laß ſie!" verſetzte er kühl und viſierte das Steuerruder der zweiten Fregatte an. „Wir ziehen uns dann in die Pulverkammer zurück. Dahin kommen ſie uns gewiß nicht nach."

In dieſem Augenblick ließen die Engländer vom Tore ab. Gewehrſchüſſe fielen in ihrem Rücken. Sechs Kompagnien, die von Pomègues herübergekommen waren, warfen ſich mit dem Feldgeſchrei: „Ratonneau und Frankreich!" auf die Engländer. Der Gouverneur kam Peter I. zu Hilfe. Die Engländer wurden von der Übermacht ins Waſſer getrieben, wo ſie von den Booten aufgenommen wurden. Siebenundvierzig fielen gefangen in die Hände der Franzoſen. Die drei Fregatten nahmen die übrigen Flüchtlinge auf und eilten, daß ſie das offne Meer gewannen.

Peter Francoeur war großmütig genug, ihnen keine Kugel nachzuſenden.

Der Gouverneur berichtete dieſe heldenmütige Tat nach Paris. Ludwig XV. hatte eine überaus gnädige Stunde und verlieh ſeinem Bundesgenoſſen dem König von Ratonneau den Rang eines Oberſten und den Lilienorden zweiter Klaſſe. Zur Ordensverleihung kam Peter Francoeur mit Blanche nach Marſeille und wurde wie ein König empfangen. Alles jubelte ihm zu. Im Triumph wurde er durch die Straßen getragen. Nur Nicolas Renoir, der infam kaſſierte Major, ging abſeits und fluchte ingrimmig in ſeinen weißen Schnauzbart.

Um dieſelbe Zeit wehrte ſich de Sabran mit dem „Centaure" ſechs Stunden lang gegen vier engliſche Dreidecker bei Kap Santa Maria und ging, der letzte franzöſiſche Seeheld, mit ſeinem Schiff unter, ohne die Flagge geſtrichen zu haben.

Peter Francoeur aber blieb König von Ratonneau. Er nahm ſpäter ſogar zwanzig Mann Beſatzung ein, die ihm als Souverän die Treue ſchwören mußten.

Blanche gebar ihm ſieben Mädchen, aber keinen Leibeserben. Sie ſtarb und wurde auf Ratonneau beſtattet. Ihre ſieben Töchter fanden in Marſeille brave Männer, die es ſich zu Ehren anrechneten, die Schwiegerſöhne eines Königs zu ſein.

Und Peter, der Erſte und Einzige von Ratonneau, regierte weiter. Als Ludwig XVI. in Paris den Thron beſtieg, wurde das Schutz- und Trutzbündnis erneuert. Aber zum Kampfe kam es nicht mehr. Englands Flagge beherrſchte unumſchränkt das Meer, und ſo blieb die Welt friedlich bis zur großen Revolution. Sie begann, als Peter Francoeur ſechsundſechzig Jahre alt war. Eines Morgens pochten die blutigen Revolutionsmänner auch an ſein Tor. Und da er nicht gutwillig öffnen wollte, fingen ſie an zu ſtürmen. Aber als das Tor brach, flog das Schloß in die Luft.

Weniger ruhmvoll beſchloß ſechs Monate ſpäter Francoeurs Pariſer Bundesgenoſſe ſein Leben unter der Guillotine.

Die Freiheit des guten Herzens

Louis de la Gorde Montarnal lag als Leutnant auf der „Montagne" in Breſt, als die Revolution über Frankreich hereinbrach. Obſchon er aus einem alten, reich begüterten Geſchlecht ſtammte, ſchloß er ſich doch aus innerer Überzeugung der Erhebung des Volkes an. Sein junger ſchwärmeriſcher Kopf war erfüllt von den Ideen Rouſſeaus. Schon als Knabe hatte er den Plan gefaßt, mit gleichgeſinnten Genoſſen nach einer der paradieſiſchen Südſeeinſeln auszuwandern, um in der Rückkehr zu der Natur das reine, ungetrübte Menſchenglück zu finden.

Er nannte ſich nun Bürger Montarnal und blieb vorerſt auf ſeinem Poſten. Aber die Zuſtände bei der Marine, der die Pariſer Revolutionsmänner nicht das geringſte Verſtändnis entgegenbrachten, verſchlimmerten ſich von Tag zu Tag. Als einer ſeiner Unterleutnants, ein roher, unwiſſender Schreihals, zum Kapitän befördert wurde, erbat ſich Montarnal Urlaub und ging nach Paris, um den Gewalthabern die Augen zu öffnen. Seiner Meinung nach durfte an Bord eines Schiffes weder Gleichheit, noch Freiheit, noch Brüderſchaft herrſchen, ſondern allein der Gehorſam.

Man hörte ihn kaum an, ſchob ihn beiſeite und drohte ihm endlich, da er nicht abließ, die maritimen Maßnahmen der Regierung für gänzlich verfehlt zu halten, ihn auf die Liſte der Verdächtigen zu ſetzen.

Da nahm er ſeinen Abſchied, blieb aber in Paris, weil er inzwiſchen die ſchöne Heloiſe de Lamamon kennen gelernt hatte, die von der Guillotine zur jungen Witwe gemacht worden war. Sie ſchenkte

ihm auch sehr bald ihre Liebe. Daß sie mit ihrer Gunst auch andern gegenüber nicht geizte, wußte er weder noch ahnte er es. Sie lud ihn zweimal in der Woche zu sich, gab ihm Ratschläge, vorsichtig zu sein, die er auch befolgte, und rettete ihn so vor den Gefahren der Politik.

Denn die Guillotine begann nun zu rasen, der Kopf des unglücklichen Königs fiel. Der Wohlfahrtsausschuß riß alle Gewalt an sich. Robespierre, der noch vor kurzem ein kleiner, unbeachteter Rechtsanwalt gewesen war, unterschrieb jeden Tag einen Stoß Todesurteile, ohne sie zu zählen.

Louis Montarnal war verliebt, aber die Liebe machte ihn nicht völlig blind. Als der Blutstrom immer höher schwoll, kehrte er sich schaudernd ab. Das war nicht die Verwirklichung der Idee des allgemeinen Glücks. Er begann an seinem Volk zu verzweifeln und wandte sich nun im vollen Ernst wieder seinem Jugendplan zu, nach der Südsee auszuwandern. An Mitteln fehlte es ihm nicht.

Die Auswanderung in jeder Form aber war verboten. Doch er fand bald einen Ausweg. Er wollte gleichzeitig nach der Spur des Laperouse suchen, der vor fünf Jahren mit zwei Fregatten zur Erforschung der Südsee ausgesandt worden und nicht zurückgekehrt war. Seine letzten Nachrichten stammten aus Sydney. D' Entrecasteaux, den die Nationalversammlung im Jahre 1791 ausgesandt hatte, war inzwischen ohne Nachricht von Laperouse heimgekehrt. Trotzdem war die Hoffnung nicht geschwunden, daß er mit seiner Mannschaft auf irgend einer abgelegenen Insel noch lebe.

Montarnal teilte diese Hoffnung allerdings nicht, aber er wollte sie sich zunutze machen, um seinen Kolonisationsplan ausführen zu können. Er eilte unverzüglich zu Heloise de Lamamon. Sie war sofort begeistert von der Idee, den unglücklichen Laperouse aufzusuchen und versprach ihm ihre Unterstützung.

„Kommen Sie mit, Madame!" rief er und sank ihr zu Füßen.

„Aufs Meer?" lachte sie hell auf. „Sie sind wohl närrisch geworden, mein Lieber!"

Das traf ihn wie ein Stich. Er verabschiedete sich bald und ging. Daheim aber schöpfte er neuen Mut. Er gab sich selbst die Schuld an ihrer Antwort. Er hatte es verabsäumt, sie völlig einzuweihen. Nicht aufs Meer wollte er sie führen, sondern in ein Paradies.

Und er ging am nächsten Tage zu ihr, das Herz voll Hoffnung. Die Zofe wollte ihm den Zutritt verwehren, aber er achtete nicht auf ihr Geschrei, drang ein und fand dicht neben Heloise de Lamamon den Bürger Robespierre sitzen. Die Blicke der Überraschten sagten ihm genug.

„Madame!" rief er und faßte an seinen Degen.

„Habt Ihr irgend welche Rechte an diese Dame, Bürger Montarnal?" fragte Robespierre herablassend.

„Jetzt nicht mehr!" knirschte Louis de la Gorde und stieß den Degen in die Scheide.

„Dann begreife ich Euer Betragen nicht!" sprach Robespierre, der anscheinend sehr guter Laune war. „Laßt der Bürgerin Lamamon doch die Freiheit ihres guten Herzens!"

„Ich lasse ihr die Freiheit, ihre Liebhaber zu wechseln, wie ihre Handschuhe."

„Dies ist mehr, als man verlangen kann!" sprach Robespierre stirnrunzelnd. „Ich habe soeben gehört, daß Ihr eine Expedition ausrüsten wollt, um nach dem verschollenen Laperouse zu forschen. Beeilt Euch damit, Bürger Montarnal. Das Arsenal in Brest steht zu Eurer Verfügung, doch nur für zehn Tage. Falls Ihr Euch dann nicht auf hoher See befindet, werde ich Euren Namen auf die Liste setzen lassen, Bürger Montarnal. Geht und wagt es nicht, ohne Laperouse heimzukehren. Ersieht daraus, daß ich großmütig bin."

Louis de la Gorde ſtürzte hinaus und irrte ziellos durch die Straßen. Als er am Abend in ſein Hotel zurückkehrte, erwartete ihn bereits der Befehl des Wohlfahrtsausſchuſſes, ſofort nach Breſt aufzubrechen.

Er ſandte das Schreiben mit der Bemerkung zurück, daß es keines Befehls bedürfe, wo die Abſicht der freiwilligen Leiſtung vorhanden ſei. Am nächſten Morgen wurde er ſehr zeitig von zwei Soldaten geweckt. Sie hatten den Auftrag, ihn nach Breſt zu bringen. Die Kutſche wartete ſchon vor der Tür.

Er ſtieg ein und fuhr nach Breſt, bewacht von den beiden Soldaten.

Sie hatten den Befehl, ihn zehn Tage lang nicht aus den Augen zu laſſen und ihn am elften zu verhaften, falls er bis dahin nicht in See geſtochen ſein würde.

Ein Breſter Bankier, der Montarnal noch von ſeiner Dienſtzeit her kannte, ſchoß ihm die nötigen Gelder vor. Die Hilfe des Arſenals ſchlug er aus. Er fand im Hafen ein tüchtiges Schiff mit drei Maſten, „Der Triton" genannt, kaufte es, verſah es mit allem Nötigen, und warb Leute an. Da er mit dem Geld nicht kargte, liefen ihm dreimal ſo viel zu, als er brauchen konnte. Er wählte die jüngſten von ihnen aus und ſah darauf, daß ſie unverheiratet waren. Lambert Goulas, ein dickköpfiger Bretone, wurde erſter, Baſtian Fleury, ein beweglicher Gascogner, zweiter Steuermann auf dem Triton. René Prieur, ein beſonnener Normanne, wurde Bootsmann.

Den anfänglichen Gedanken, weiße Mädchen mitzunehmen, ließ Montarnal fallen. Er haßte in Heloiſe das ganze Geſchlecht. Er ſtrebte mit allen Kräften ſeiner Seele zur Natur zurück, und war entſchloſſen, ſeine Kolonie mit einer Miſchraſſe zu bevölkern, in der ſich die Intelligenz der Weißen mit der Unſchuld der Eingeborenen vereinigen ſollte.

Schon am Abend des achten Tages war das Schiff seeklar. Die beiden Pariser Soldaten aber wichen trotzdem nicht von Bord.

An diesem Abend gingen Guillaume Andriaux und Charles Rabier, zwei Vettern aus dem Fischerdorf Pleherel, die auch zur Besatzung gehörten, noch einmal an Land und trafen bei der Zollwache einen blassen, schmächtigen Jungen, der sie nach dem Triton fragte.

„Ich bin der Schiffsjunge!" erklärte er schüchtern.

Sie hielten ihn fest, fragten ihn nach seinem Namen und erfuhren, daß er ganz aus der Nähe von Pleherel stammte. Er hieß Henry Boutin und war sogar mit ihnen entfernt verwandt.

Nun griffen sie ihn unter und zogen ihn mit sich. Seine Kiste blieb auf dem Zollamt zurück.

Denn sie wollten Abschied von Frankreich feiern. Sie tranken und gaben dem Jungen, halb aus Gutmütigkeit, halb aus Schabernack, viel mehr zu trinken, als ihm gut war. Schließlich schleppten sie ihn in den Blauen Kolibri, ein sehr lebhaftes Haus in einem stillen, engen Gäßchen. Hier setzten sie sich mit dem allerlustigsten Mädchen in ein besonderes Zimmer, ließen Wein auffahren, lachten und schwatzten und schäkerten mit ihr nach Herzenslust.

Das Mädchen hieß Florence Tardieu, war ein Fischerkind von der Südküste der Bretagne, nicht älter als achtzehn Jahre, und hatte ein sehr gutes Herz, daß sie einem schmucken Burschen niemals etwas abschlagen konnte. Und dabei blühte sie von Schönheit und Gesundheit und war niemals schlechter Laune.

Nur im Blauen Kolibri gefiel es ihr nicht sehr, weil sie da zu wenig Freiheit hatte.

„Hoch die Freiheit!" schrie Guillaune Andriaux.

„Gleichheit und Brüderlichkeit!" brüllte Charles Rabier und stieß das leere Glas auf den Tisch, daß es zersprang.

Der Schiffsjunge hing auf dem Stuhl und rührte kein Glied.

„Der arme Junge!" sagte Florence Tardieu mitleidig, wie sie nun einmal war, und wolle ihm die blassen Wangen streicheln.

Da verlor Henrÿ Boutin das Gleichgewicht, fiel vom Stuhl und lag da wie tot.

„O weh!" rief Florence und wollte ihm aufhelfen.

„Laß ihn nur liegen!" lachte Guillaume Andriaux. „Wenn er seinen Rausch ausgeschlafen hat, wird er schon von selbst aufstehen."

Aber sie kniete bei ihm nieder, hob ihm das eine Augenlid hoch und sah nur das Weiße.

„Er ist tot!" schrie sie auf, und fuhr zurück.

Die beiden Matrosen sprangen auf, legten den Jungen aufs Bett, zogen ihn aus, horchten auf seine Atemzüge und auf sein Herz und hörten nichts.

Er hatte das Genick gebrochen.

„Er ist wirklich tot!" sagte Guillaume Andriaux und kratzte sich hinterm Ohr.

„Seine Schuld!" meinte Charles Rabier mit Gleichmut.

„Wir können doch keinen toten Schiffsjungen an Bord bringen?" sprach Guillaume Andriaux. „Was machen wir mit ihm?"

„Wir lassen ihn hier!" schlug Charles Rabier vor.

„Und ich?" rief Florence unter Tränen. „Was wird aus mir? Man wird mir die Schuld geben!"

„Das ist freilich schlimm!" versetzte Guillaume Andriaux, sann ein wenig nach, tippte sich zweimal an die Stirn, und sofort kam ihm ein guter Einfall. „Du ziehst seine Kleider an und kommst mit uns an Bord. Als Schiffsjunge hast dus nicht schwer. Du hilfst dem Koch und mußt dem Kapitän das Essen aufbacken. Wir fahren in die Südsee und rund um die Welt. He, hast du keine Lust, um die ganze Welt zu fahren? Mit uns beiden! Die andern brauchen

ja nichts davon zu wiſſen, daß du ein Mädchen biſt. Morgen früh gehen wir in See. Oder haſt du Angſt vor dem großen Waſſer?"

Sie ſchüttelte, ſchon halb gewonnen, den Kopf.

Charles Rabier griff den feinen Plan mit Nachdruck auf.

Und Guillaume Andriaux ließ auch nicht locker. Und ſchließlich ſiegten ihre Überredungskünſte. Florence willigte ein. Den Ausſchlag gab ihre Abneigung gegen den Blauen Kolibri und die der Jugend eigene Luſt zum Abenteuerlichen.

Als die drei gegen Mitternacht mit der Kiſte des Schiffsjungen an Bord kamen, brannte in der Kajüte des Kapitäns noch Licht. Guillaume Andriaux pochte an die Tür, rückte nur etwas an der Mütze, denn er war wie alle andern ein Anhänger der revolutionären Dreieinigkeit, und ſagte: „Bürger Montarnal, da iſt der Schiffsjunge."

Louis de la Gorde ſchaute auf und nahm das Schiffsjournal.

„Wie heißt du?" fragte er, ohne aufzublicken.

„Henry Boutin!" antwortete Charles Rabier an ihrer ſtatt.

„Henry Boutin!" wiederholte Louis Montarnal und ſetzte den Namen auf den allerletzten Platz. „Gegenüber iſt deine Kammer, gleich neben der Kambüſe! Geh, leg dich ſchlafen."

Guillaume Andriaux und Charles Rabier trugen die Kiſte in die Kammer des Schiffsjungen, ſchlichen nach vorn ins große Logis, wo die Matroſen ihre Kojen hatten, lachten ſich ins Fäuſtchen und ſchwiegen.

Am nächſten Morgen, noch vor Sonnenaufgang, wurden die Segel geſetzt. Dabei fiel Guillaume Andriaux, dem der Wein von geſtern noch in den Knochen ſaß, von der Nock der Obermarsrah ins Waſſer. Charles Rabier, ſein guter Vetter, der auf dem Bugſprit ſtand, ſprang ihm ſofort nach, erwiſchte ihn, Guillaume Andriaux klammerte

ſich in ſeiner Angſt ſo feſt an ihn, daß ſie beide unterſanken und nicht wieder zum Vorſchein kamen.

Trotz dieſes Unfalls ſtach der Triton in See. Die beiden Soldaten gingen mit dem Lotſen von Bord, kehrten nach Paris zurück und meldeten dem Wohlfahrtsausſchuß die glückliche Abreiſe des Bürgers Montarnal.

Der Triton wurde auf der Höhe von Madeira von einer engliſchen Fregatte angehalten, aber als Träger einer friedlichen Miſſion unbehelligt gelaſſen. Er folgte genau Laperouſes Kurs. In Santa Catharina verproviantierte er ſich friſch. Vier Wochen ſpäter gewann er nach einer ſtürmiſchen Kreuzfahrt um das Kap Horn die Südſee.

Dank Montarnals unabläſſiger Fürſorge war kein Kranker an Bord. Sie waren alle vergnügter denn jemals, als der Triton im Peruſtrom und im Südoſtpaſſat nach Norden ſtrebte. Am vergnügteſten aber war Florence, der Schiffsjunge. Seine unerſchöpflichen Keckheiten beluſtigten die ganze Mannſchaft. Sogar Lambert Goulas, der dickköpfige Steuermann, zwang ſich zuweilen ein Schmunzeln ab.

Louis de le Gorde konnte ſich nicht erinnern, jemals einen ſo anſtelligen Schiffsjungen geſehen zu haben. Auch der Koch lobte ihn. Keiner aber ahnte, wer es in Wirklichkeit war. Denn in allen Dingen, die Florence Tardieu als Mädchen hätten verraten können, war ſie außerordentlich vorſichtig.

So erreichte das Schiff den Hafen Concepcion, wo man Laperouſe noch in ſehr gutem Andenken hatte, und Louis de la Gorde nicht minder freundlich aufnahm. Von hier aus nahm er weſtlichen Kurs, um nach Otahiti zu kommen. Hier gedachte er ſich längere Zeit aufzuhalten, um jedem ſeiner Leute Gelegenheit zu geben, ſich ein Mädchen auszuſuchen.

Und da es nun endlich an der Zeit war, begann er sie in seine Pläne einzuweihen. So behutsam er auch dabei zu Wege ging, sein Ansinnen verblüffte alle aufs höchste.

Nur der Schiffsjunge war sofort mit der Gründung einer Kolonie einverstanden.

„Du bist zwar noch etwas jung!" meinte Louis Montarnal nachdenklich.

„Aber ich werde es doch versuchen!" lachte Henry Boulin und sprang davon.

Die Osterinsel bekamen sie nicht zu Gesicht. Eine längere Windstille trat ein, und in der Mannschaft begann es zu gären. Das hörte auch nicht auf, als der Passatwind wieder einsetzte. Noch ehe die erste der niedrigen Inseln gesichtet wurde, brach die Meuterei aus.

Die Offiziere machten mit der Mannschaft gemeinsame Sache.

„Setzt die Leesegel bei!" kommandierte Louis de la Gorde.

Die Leute weigerten sich.

Louis de la Gorde zog die Pistole.

„Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" rief Lambert Soulas, der erste Steuermann, und zog gleichfalls die Pistole.

„Ihr wollt nicht gehorchen?" fragte Louis de la Gorde und ließ die Waffe sinken.

„Wir haben Euch bis hierher gehorcht, Bürger Montarnal," sprach René Prieur, der Bootsmann, „nun gehorcht uns. Das ist die Gleichheit. Wir wollen heimfahren. Ändert den Kurs, und wir werden die Leesegel beisetzen."

„Tut, was ihr wollt!" sprach Louis de la Gorde und zog sich in die Kajüte zurück.

Darauf hielten die Leute Rat. Bastian Fleury, der zweite Steuermann, der den Proviant unter sich hatte, schlug vor, lieber nach Otahiti zu segeln, um sich frisch zu verproviantieren.

„Da sind die schönen braunen Mädchen!" rief der Bootsmann.

Es wurde abgestimmt, und keiner war dagegen.

Die Leesegel wurden beigesetzt, und der alte Kurs wurde beibehalten.

Bastian Fleury, der zweite Steuermann, meldete es dem Kapitän und bat ihn, die Führung des Schiffes wieder zu übernehmen.

„Freiheit!" rief Louis de la Gorde finstern Blickes. „Ihr habt eure Freiheit, laßt mir die meine."

Und er wich nicht einen Schritt aus der Kajüte.

Seine Pistole lag stets neben ihm. Zwar hoffte er noch auf die Mädchen von Otahiti, aber diese Hoffnung war schwach genug.

Die Fahrt wurde immer schwieriger, denn allerorten tauchten nun die gefährlichen Korallenriffe auf. Oft mußte man des Abends vor Anker gehen. Trotzalledem ließ sich Louis Montarnal nicht an Deck blicken.

Florence Tardieu brachte ihm das Essen und sah seine wachsende Traurigkeit, und ihr gutes Herz sann auf ein Mittel, ihn zu erheitern.

Eines Nachts, als der Mond schien, schlich sie im Hemd in seine Kammer, haschte nach seiner Hand und legte sie leise auf ihre kleine, runde Brust.

Er fuhr auf und starrte sie an.

„Du bist ein Mädchen!" stieß er heraus.

Sie nickte und erzählte ihm, wie sie an Bord gekommen war, ohne etwas zu beschönigen.

„Hinweg mit dir!" stöhnte er auf. „Fort, du Dirne!"

Da ging sie bestürzt hinaus. Sie verstand ihn nicht.

Am Morgen erschien sie in ihrer gewöhnlichen Kleidung und deckte den Tisch. Sie schaute verstohlen zu ihm hinüber, aber er bezwang sich und schenkte ihr nicht einen einzigen Blick. Mittags wagte sie

ſchon zu lächeln. Plötzlich beugte ſie ſich zu ihm und flüſterte: „Seht Euch vor, Herr, ſie planen etwas gegen Euch."

Und ſchnell ſchoß ſie hinaus.

Die Leute hatten ſich inzwiſchen eines Beſſeren beſonnen. Wohl wollten ſie nach Otahiti, aber ohne den Bürger Montarnal, dem das Schiff gehörte. Sie befürchteten in Otahiti irgend ein anderes Schiff, vielleicht gar ein Kriegsſchiff, zu treffen und für ihre Meuterei beſtraft zu werden. Alſo berieten ſie hin und her, wie ſie den Kapitän am beſten loswerden könnten.

Den Schiffsjungen hielt man von dieſen Beratungen fern, weil er zu jung war und weil man ihm nicht recht traute. Lambert Soulas hatte ſogar noch viel ſchlimmere Gedanken.

Des Abends, als der Triton angeſichts einer grünen, aber unbewohnten Inſel vor Anker gegangen war, kam Florence Tardieu wieder und flüſterte Louis Montarnal ins Ohr: „Seid auf der Hut, Herr, ſie wollen Euch über Bord werfen. Ich habe gehorcht. Sie ſitzen im Logis und wollen Euch an den Hals."

„Bleib hier und nimm die eine Piſtole!" befahl er und löſchte das Licht.

So ſaßen ſie beieinander und rührten ſich nicht. Aber die Nacht verlief ohne Störung.

Am Morgen trat Louis Montarnal mitten unter die Verſchwörer.

„Was hockt ihr hier zuſammen?" rief er verächtlich. „Ich ſehe es euern Blicken an, daß ihr mir nach dem Leben trachtet. Was zögert ihr?"

„Nein, Bürger, Montarnal!" erwiderte René Prieur, der Bootsmann, deſſen Bedächtigkeit über den allgemeinen Zorn inzwiſchen geſiegt hatte. „Wir trachten Euch nicht nach dem Leben. Wir haben vielmehr beſchloſſen, Euch auf dieſer Inſel, mit allem Nötigen verſehen, auszuſetzen. Ihr wollt eine Kolonie gründen, alſo gründet

eine, aber allein. Wir werden Euch auf dem Rückweg ein paar Mädchen aus Otahiti mitbringen. Ich denke, das ist ein Vorschlag, den Ihr nicht ablehnen könnt. Er ist billig und gerecht. Nehmt ihn an, dann habt Ihr alles, was Ihr wollt."

„Und wenn ich mich nicht füge?" fragte Louis de la Gorde nach kurzem Bedenken.

„Dann setzen wir Euch mit Gewalt aus!" sprach Lambert Soulas kurz.

„Nun gut!" ergab sich Louis Montarnal. „Ich nehme den Vorschlag an, vorausgesetzt, daß diese Insel für eine Niederlassung geeignet ist. Und zwar verlasse ich euch dann freiwillig. Wenn auf der Rückreise einer oder der andere von euch bei mir bleiben will, er wird mir willkommen sein."

So löste sich alles in Frieden. Die Insel wurde untersucht. Trinkwasser, Kokospalmen und Brotfruchtbäume waren in Fülle vorhanden. Die Lagune, um die sie sich kreisförmig schloß, wimmelte von Fischen und Schildkröten. Ziegen, Schweine und Hühner wurden an den Strand gesetzt. Nach der langen Haft durften sie sich der Freiheit freuen und verschwanden sofort in den Büschen. Allerlei Gerätschaften, Balken und Bretter wurden ausgeladen. Eine Hütte wurde aufgerichtet. Schießgewehre, Pulver und Blei auf Jahre hinaus, Brot und Salzfleisch kam von Bord. Alle griffen an, nur um schnell nach Otahiti zu kommen.

Zuletzt brachte Louis de la Gorde seine Bücher und Schriftstücke, sein Geld und alles, was sich in seiner Kajüte befand, ins Boot und stieß ab.

„Will kein einziger bei mir bleiben?" fragte er, als er zehn Bootslängen vom Schiff war.

„Ich!" rief Florence Tardieu und sprang auf die Reling.

„Dummer Junge!" schrie der Bootsmann und hielt sie fest. „Du

bleibst bei uns. Was willst du drüben? Es ist genug, wenn ein Verrückter dort sitzt."

Aber sie riß sich los und schoß mit einem Kopfsprung in die blaue Flut. Dicht vor dem Boote tauchte sie auf.

„Wollt Ihr mich haben, Herr?" rief sie, und ihr Gesicht glühte vor Freude.

Da half er ihr ins Boot, zog sie an sich und küßte sie immer und immer wieder.

Die andern aber stießen sich an, lachten und machten ihre Glossen über das seltsame Liebespaar.

„Ich hab mir gleich so was gedacht!" meinte Lambert Goulas und stieß in die Flöte. „Mögen sie miteinander glücklich sein und sich nach Gefallen vermehren."

Dann ließ er die Anker heraufholen und brachte das Schiff vor den Wind.

Der Triton kam niemals in Otahiti an. Schon am nächsten Abend packte ihn ein Wirbelsturm, warf ihn auf ein zackiges Korallenriff und zerbrach ihn zu Scheiter, daß alle, die darauf waren, ohne Ausnahme ertranken.

Zwölf Jahre später legte ein dänisches Schiff an der Insel an, auf der Louis de la Gorde Montarnal mit Florence Tardieu lebte. Zehn Kinder hatte sie ihm in dieser Zeit geboren, dreimal war sie mit Zwillingen niedergekommen, und keines war gestorben. Sie lebten glücklich und bezeigten wenig Lust, ihre paradiesische Insel zu verlassen. Als sie aber von den wunderbaren Umwälzungen, die Frankreich inzwischen durchgemacht hatte, und von dem Kaiser hörten, vor dem die ganze Welt zitterte, entschlossen sie sich doch, nach Europa zurückzukehren.

Und als die Marquise Florence de la Gorde Montarnal jung und blühend unter den Hofdamen der Kaiserin Josephine saß, sah es

ihr keiner an, daß sie zehn höchst lebendige Kinder zu Hause hatte, und niemand außer ihrem Gatten wußte, daß sie vor zwölf Jahren aus dem Blauen Kolibri in Brest entsprungen war, und zwar in der Kleidung eines Schiffsjungen.

Erst 1826 wies der englische Kapitän Dillon nach, daß die beiden Schiffe der Expedition Laperouse bei der Insel Vanikoro, der zweitgrößten des Santa Cruz-Archipels, gescheitert und daß die Geretteten aller Wahrscheinlichkeit nach von den räuberischen Einwohnern erschlagen worden seien.

Diesen Befund bestätigte zwei Jahre später Dumont d'Urville.

Königin Fanny

Ihr Vater war ein Londoner Taschendieb, ihre Mutter eine Straßendirne gewesen, und so war es denn kein Wunder, daß Fanny Lovat schon mit zehn Jahren vor dem Richter stand und auf zehn Tage ins Gefängnis wandern mußte. Zahmer wurde sie dadurch keineswegs. Die nächsten acht Jahre teilte sie redlich zwischen Freiheit und Haft.

Sie war hübsch, großgewachsen und von guter Figur, so daß sie auf dem Theater oder als Geliebte irgend eines hohen Herrn wohl hätte ihr Glück machen können, allein ihre unbändige Wildheit ließ sie nicht dem dunklen Kreise ihrer Geburt entkommen.

Ihre Verschlagenheit, mit der sie ihren Willen durchzusetzen verstand, spottete jeder Grenze. Sie war in keinem Gefängnis zu halten, da sie sich ihrer Macht über die Männer, also auch über die Gefängniswärter, nur zu bewußt war. Sie verstand Lügen zu erfinden und Ränke zu spinnen, daß den Richtern oftmals der Atem aussetzte, und sie schreckte vor nichts zurück, wenn es nur zu einem ihr genehmen Ziele führte.

Deshalb mußte man sie schließlich zur Deportation verurteilen. Früher hatte man die Verurteilten nach Nordamerika gebracht. Nachdem aber diese Kolonien ihre Unabhängigkeit erkämpft hatten, war das englische Ministerium darauf verfallen, die Sträflinge nach Australien zu senden. Am 20. Januar 1788 waren die ersten siebenhundertsiebenundfünfzig Sträflinge in Botanybai gelandet worden. Später nach Port Jackson überführt, war dadurch der Grund zu Sydney gelegt worden.

Trotz der sehr hohen Kosten, die diese Ansiedlungen anfänglich verursachten, blieb man in England bei der Praxis, und so kam in demselben Jahre, als Horatio Nelson die französische Flotte bei Abukir vernichtete, Fanny Lovat nach Port Jackson und benahm sich da noch viel schlimmer als in London.

Sie wuchs sich geschwind zu einer öffentlichen Gefahr aus. Der Gouverneur suchte sie unschädlich zu machen, indem er sie an einen schottländischen Soldaten, der seine Zeit abgedient und die Erlaubnis zur Ansiedlung erhalten hatte, zwangsweise verheiratete. Allein zur Ehefrau taugte Fanny keineswegs.

Vier Tage nach der Hochzeit entlief sie ihrem Manne und geriet in die Gesellschaft der nordamerikanischen Robbenschläger des Schiffes „City of Boston", das, bereits auf der Heimfahrt, in Port Jackson eingelaufen war, um Frischwasser einzunehmen und auf guten Wind zu warten.

Diese Burschen versteckten Fanny zwischen den erbeuteten Fellen. So entkam sie glücklich aufs freie Meer.

Dieses Leben behagte ihr schon eher. Einschließlich des Kapitäns waren sechzehn Mann an Bord. Der Wind blieb stetig und das Wetter heiter.

Am 28. Tage näherte sich das Schiff den Tongainseln, um von den Eingeborenen frisches Fleisch und Früchte einzuhandeln.

Von Tasman im Jahre 1643 entdeckt, hatte Cook diese Inseln in den Jahren 1773 und 1777 genauer erforscht und ihnen wegen des gutwilligen Charakters der Bewohner den Namen Freundschaftsinseln gegeben. Allein diese Gutmütigkeit war nur Schein, wie denn diese Insulaner, Männer sowohl wie Weiber, in jeglicher Verstellung Meister waren. Sie waren blutdürstig, grausam und wild und wurden darin nur noch von den Bewohnern der benachbarten Fidschiinseln übertroffen.

Cook hatte den Tongaleuten als Haustier das Schwein gebracht, um ſie dem bei ihnen allgemeinen Gebrauch, ihre Feinde zu verzehren, zu entwöhnen. Wenn ſie aber nicht ſolche Angſt vor den Kanonen ſeiner Schiffe gehabt hätten, hätte ihn hier ſchon das Schickſal ereilt, dem er 1779 auf den Havaiinſeln erlag.

Schon manches Schiff, das nach ihm bei dieſer Inſelgruppe, angelockt durch den freundlichen Namen, Anker geworfen hatte, war ſpurlos verloren gegangen.

Und dieſes Schickſal ereilte auch die „City of Boſton", die gegen Mittag zwiſchen den Riffen von Tongatabu, der größten und ſüdlichſten dieſer Inſeln, im ſtillen Waſſer zu Anker ging.

Die Inſulaner umgaben ſofort das Schiff mit ihren langen, ſchmalen Booten. Ihre Kriegsſchiffe, kunſtvoll gefügte und ſchön geſchnitzte Fahrzeuge mit weitausladendem Ausleger, groß genug, fünfzig bis hundert Mann zu tragen, ſaßen hoch auf dem trocknen Strande.

Tubohi, der König von Tongatabu, ein graubärtiger Mann, kletterte zuerſt auf die „City of Boſton" und benahm ſich ſo friedlich, beinahe ſchüchtern, daß der Kapitän nichts dagegen einzuwenden hatte, daß auch ſeine Untertanen an Bord kamen.

In wenigen Augenblicken war das Deck voll brauner Geſtalten, Männer ſowohl wie Weiber, die ſeltſamerweiſe auch bewaffnet waren. Plötzlich ſtieß Tubohi ſeinen Kampfruf aus und ſchlug mit der Keule den Kapitän nieder. Das war das Zeichen zur Niedermetzelung der geſamten Beſatzung.

Das Schiff wurde ſeines ganzen Inhalts und aller Eiſenteile beraubt und zerſtört. Nur Fanny Lovat kam mit dem Leben davon, weil Tubohi die Hand nach ihr ausſtreckte. Er hatte ſich zu ſeinen neun braunen Weibern ſchon lange eine weiße Frau gewünſcht.

Er ließ für ſie eine beſonders große Hütte bauen und war ſehr

verliebt in sie. Fanny hielt sich die ersten Wochen ruhig. Allmählich lernte sie die Sprache des Volkes kennen, und sofort begann sie ihre Ränke zu schmieden.

Tubohi war bei all seiner Wildheit ein Tropf. Er war alt, hatte einen dicken Schmerbauch und war obendrein grundhäßlich. Fanny fand bald, daß es auf der Insel viel jüngere und hübschere Männer gab, und diese wiederum fanden die weiße Häuptlingsfrau viel begehrenswerter als ihre eigenen Weiber.

Kaum war ein Jahr herum, trieb es Fanny auf Tongatabu noch schlimmer als in Port Jackson. Tubohi, den sie völlig in der Gewalt hatte, wagte nicht, ihr Vorhaltungen zu machen.

Aber schließlich wurde es ihm doch zu toll. Und er schlug kurzerhand einen jungen Burschen, der ihm gar zu sehr ins Gehege gekommen war, mit der Keule tot. Das war am Ende des zweiten Jahres.

Nun bekamen es die andern mit der Angst zu tun und trauten sich nicht mehr heran.

Damit war Fanny aber durchaus nicht einverstanden. Und sie begann sofort, eine Verschwörung anzustiften, nur zu dem Zwecke, den lästigen Tubohi zu beseitigen.

Sie hielt sich dabei an die Weiber. Und der Einfluß, den sie auf diese gewann, war noch viel größer, als ihr Einfluß auf die Männer. Sie machte die Weiber noch toller, als sie schon von Natur aus waren, obschon sie doch selbst der Anlaß zu der allgemeinen weiblichen Unzufriedenheit war. Denn die Männer verachteten insgesamt die braune Farbe und strebten nur nach der einen Frau, die weiß war.

Und Fanny spann ihre Ränke weiter und weiter. Sie wies den Weibern, die alle Arbeit tun mußten, die Faulheit der Männer und hetzte sie auf. Sogar die neun Weiber Tubohis wußte sie zu überreden. Jeder, auch der ältesten, versprach sie drei junge, folgsame

Burſchen. Und ſie riet ihnen, zuerſt alle Waffen der Männer zu verſtecken.

Bevor das jedoch zur Ausführung kam, unternahm Tubohi einen Kriegszug nach Norden. Welche Inſel ihm dabei in den Kurs lief, war ihm gleich.

Dieſe Sitte, plötzlich irgend eine andere friedliche Inſel zu überfallen, ſtammte noch aus der Zeit der Menſchenfreſſerei. Der Grund war gefallen, der Brauch war geblieben.

Er ſtieß auf die Namuka-Gruppe, über die Teu Kawa herrſchte, ſchlug tot, raubte, ſengte und ſiegte auf der ganzen Linie.

Währenddeſſen war Fannŷ unermüdlich tätig, die Weiber gegen ihre Männer aufzuſtacheln. Und ſie vertrauten ihr blindlings, hielten alles mit der ihnen eigenen Verſchlagenheit geheim und warteten auf das Zeichen des Angriffs.

Teu Kawa, der König von Namuka, floh zu ſeinem Nachbar Lolohea, der zu Lifuka über die noch nördlich gelegenen Inſeln der Hapai-Gruppe herrſchte und beſtrebt war, ſämtliche Inſeln unter ſeine Botmäßigkeit zu bringen. Und dieſen mächtigen Seekönig bat Teu Kawa, ihn an Tubohi zu rächen.

Lolahea ſagte es ihm zu. Vorerſt jedoch rüſtete er ſeine Flotte aus, um die große Nordinſel Vavau zu unterwerfen.

Tubohi aber kehrte mit ſeinen beutebeladenen Schiffen nach Tongatabu zurück, um das Siegesfeſt zu begehen. Er brachte nur einen einzigen Gefangenen mit, dafür aber war es Finow, der jüngſte Sohn des beſiegten Teu Kawa. Er hatte die Flucht ſeines Vaters am Strande gedeckt und wie ein Verzweifelter gekämpft. Zur Feier des Sieges ſollte er geſchlachtet und verzehrt werden.

In der Trunkenheit des Kampfes und in der religiöſen Begeiſterung fielen die Inſulaner zuweilen in den alten Brauch zurück.

Finow, ein ſelten ſchöner Jüngling, lag, an Händen und Füßen

gebunden, die ganze Nacht vor Tubohis Hütte und gab keinen Laut von sich, aber seine Augen blitzten. Zwei Leute hatten das Amt, ihn zu bewachen. Da er aber sehr gut gefesselt war, schliefen sie bald ein.

Gegen Mitternacht schlich Fannÿ herbei, durchschnitt Finows Fesseln, nahm ihn an der Hand und führte ihn in ihre Hütte, ohne daß es die Wächter merkten.

Und er sank vor ihr nieder und küßte ihr die Füße.

In diesem Augenblick erwachte der eine der Wächter, schlug Lärm, Tubohi fuhr aus dem Schlaf, suchte seine Waffen, fand sie aber nicht, begann zu toben, brüllte seine Weiber an, schlug sie und gab so selbst das Zeichen zum allgemeinen Männermord.

Er war der erste, der erschlagen wurde. Der Aufruhr sprang wie ein fliegendes Feuer von Hütte zu Hütte und über die ganze Insel. Ehe der Morgen graute, lag die ganze waffenfähige Mannschaft von Tongatabu in ihrem Blute.

Am nächsten Tage erschienen die Weiber vor Fannÿs Hütte, schwangen triumphierend ihre Waffen, und huldigten ihr als Königin. Aber schon am Abend desselben Tages gab es Streit. Die älteste Witwe des erschlagenen Tubohi verlangte den jungen Königssohn Finow für sich. Um des Friedens willen gab Fannÿ nach und befahl ihm, der Alten zu folgen. Aber er war trotzig genug, nicht zu gehorchen.

Zum Glück begehrten ihn nun auch die andern acht Weiber ebenso heftig, daß die Alte genug zu tun hatte, ihre Ansprüche zu verteidigen.

Und der Streit, nicht nur um Finow, sondern auch um die andern mannbaren Jünglinge, die nicht sehr zahlreich waren, begann immer gefährlicher zu werden. Schon gab es Blut und Wunden.

Um dem ein Ende zu machen, schickte Fannÿ den jungen Finow

heimlich nach Norden hinüber, um Lolohea mit seinem Heere herüberzurufen. Denn sie konnte nicht eher daran gehen, ein Königreich nach ihrem eigensten Geschmack einzurichten, bis sie nicht auch die tollen Weiber los war.

Finow traf Lolohea noch auf Lifuka, wie er eben nach Vavau aufbrechen wollte. Kaum hörte er von der Empörung der Weiber auf Tongatabu, wandte er seine Kiele südwärts.

Mit vierunddreißig Schiffen und fast doppelt soviel Booten, die er mit seinen auserlesensten Kriegern bemannt hatte, stieß er an den Strand. Die Weiber von Tongatabu schlugen ihre Waffen zusammen und begrüßten die Flotte mit lautem Jubel.

Und Fannŷ gewann auch dieses listige Spiel. Sie unterwarf sich Lolohea und versprach ihm Tribut zu senden. Sie gefiel ihm so sehr, daß er sie als seine Frau mitnehmen wollte. Sie ging darauf scheinbar ein, machte es sich aber zur Bedingung, daß er erst die Insel Vavau erobern solle. Sie überredete ihn auch, die Weiber von Tongatabu mitzunehmen, um seine Kriegsmacht zu verstärken.

Den Weibern aber prägte sie ein, Lolohea und seine Krieger auf der Überfahrt zu ermorden, um alsdann auf den Hapai-Inseln alle jungen Burschen einzufangen und nach Tongatabu zu bringen.

Finow aber, der sich durchaus an dem Kriegszug beteiligen wollte, ließ sie von Lolohea mit Gewalt zurückhalten.

Die Flotte stieß ab und wandte sich nordwärts. Die tollen Weiber aber warfen des Nachts heimlich die Waffen der Krieger über Bord und fielen am Morgen über die Männer her.

Der Kampf war hart, aber kurz. Die Hälfte der Weiber kam dabei um. Lolohea war der letzte, der erschlagen wurde. Die andere Hälfte wurde von einem plötzlich hereinbrechenden Sturm auf die hohe See hinausgetrieben und kam nicht wieder.

Nun erst war Fannŷ in Wirklichkeit die Königin von Tongatabu.

Und sie regierte sechs Jahre lang zum Segen der Insel und ihrer Bewohner.

Immer war sie von einer Leibwache von jungen Burschen umgeben. Jeder Jüngling, der mannbar wurde, ging durch ihre Hände. So wurde sie, obschon sie selbst kinderlos blieb, die Mutter des ganzen Volkes.

Durch sie wurde Tongatabu ein Paradies, in dem der Friede und das Glück wohnten. Kein Jüngling, der nicht eine Zeitlang ihre Erziehung genossen hatte, durfte heiraten. An Stelle der lustigen Hütten wuchsen Häuser von Stein mit festen Dächern unter den Kokospalmen auf.

Die Fruchtbarkeit der Weiber verdoppelte und verdreifachte sich, um die Insel wieder zu bevölkern.

Nicht eine einzige Mordtat fiel vor. Keiner kränkte den andern. Die Männer waren tätig, und die Weiber wurden geachtet. Das Volk hing mit inniger Verehrung an seiner weißen Königin, und diese Verehrung wuchs so sehr, daß sie schließlich in Vergötterung ausartete. Was Tubohi und Lolohea nicht gelungen war, das Tabu, die Kraft der Heiligung in den Augen ihrer Untertanen zu erringen, Königin Fannÿ erwarb es spielend, es fiel ihr gleichsam in den Schoß.

Als aber die jungen Burschen plötzlich nicht mehr wagten, sie zu berühren, wurde es ihr doch sehr lästig. Allein ihre Verschlagenheit fand auch hier einen Ausweg. Sie ordnete an, daß das Tabu nur tagsüber gelte, nicht aber des Nachts. Und so gewaltig war ihre Macht über die Herzen dieser großen Kinder, daß sie es glaubten.

Nicht ein einziges der europäischen Schiffe, die vor Tongatabu zu Anker gingen, wurde beraubt. Fannÿs königlicher Ruhm drang schnell bis Port Jackson. Der Gouverneur trug ihr ein Freundschaftsbündnis an. Sie war nicht abgeneigt, darauf einzugehen,

und er schrieb sofort nach London um die ministerielle Genehmigung dieses Aktes, den er persönlich vorzunehmen und besonders feierlich zu gestalten gedachte.

Und Fanny hätte gewiß dieses hohe Fest noch erlebt und bis an ihr seliges Ende als eine anerkannte königliche Schwester des Königs von Großbritannien und Irland auf Tongatabu regiert, wenn Finow ihrer Herrschaft nicht ein jähes Ende bereitet hätte.

Schon als sie sich mit der Leibwache umgab, war er nach Namuka entwichen. Aber ihr Bild wurde er nicht los. Er mußte stets an die weiße Frau denken, die ihn damals vom schimpflichen Tode erlöst hatte.

Ebenso konnte sich Fanny nicht von der Erinnerung an diesen einzigen befreien, der ihr trotzig entlaufen war, während alle andern ihr zu Füßen lagen. Und sie dachte mit den Jahren immer heftiger an ihn, bis er plötzlich wieder auftauchte.

Er setzte sich vor den Eingang ihres Hauses unter die andern. Sie ging ab und zu und übersah ihn geflissentlich. Als die Sonne untergegangen war, winkte sie, um ihre Macht zu zeigen und ihn gleichzeitig zu strafen, den jüngsten ihrer Trabanten und zog sich mit ihm zurück.

Finow aber schlich um Mitternacht herbei, nahm einen Spieß, der in der Ecke lehnte, sprang zum Lager und durchstach beide mit einem Stoß.

Dann floh er nach Norden.

Er trat Loloheas Erbschaft an, unterwarf sich die Hapai-Inseln, rüstete ein gewaltige Flotte aus und kam mit großer Heeresmacht über Tongatabu, unter dessen vom Frieden entnervten Volke er ein fürchterliches Blutbad anrichtete. Auch Vavau eroberte er schließlich und machte sich so alle Inseln zinsbar.

Es war der letzte Held von Tonga.

Wehe dem europäiſchen Schiffe, das in ſeinem Bereich zu Anker ging!

Er fiel im Kampf.

Dann kamen die engliſchen Kreuzer, die Miſſionare und das verderbliche Feuerwaſſer.

Der Südkaper

Am 19. April 1861 erklärte Abraham Lincoln, der Präsident der nordamerikanischen Union, die Häfen der abgefallenen Südstaaten für blockiert und ordnete an, daß eine hinreichende Seestreitmacht so aufgestellt werden solle, daß sie die Hin- und Ausfahrt von Schiffen in die und aus diesen Häfen verhindern könne.

Jefferson Davis, der Führer der Rebellen, holte sofort zum Gegenschlage aus und forderte von seinem Kongreß Kaperschiffe.

Und so lief zuerst die „Sumter", ein gut ausgerüsteter Dampfer von 600 Tonnen Tragfähigkeit, aus dem Hafen von New Orleans, durchbrach die Blockadelinie und gewann die hohe See, wo ihm vermöge seiner ausgezeichneten Schnelligkeit jeder Segler, den er aufspürte, von vornherein verfallen war, während es ihm stets gelang, allen Nachstellungen zu entgehen. Raphael Semmes, der Kapitän der „Sumter", entwickelte in diesem Kaperkrieg ein erstaunliches Maß von seemännischer Geschicklichkeit, List und Unerschrockenheit und fügte dem Handel der Nordstaaten unberechenbaren Schaden zu, indem er die gekaperten Schiffe verbrannte und die Besatzungen in neutralen Häfen absetzte.

Unter den verschiedensten Flaggen kreuzend, beherrschte er während des ganzen Herbstes den nordatlantischen Ozean. Mehrere Kriegsschiffe wurden gegen ihn ausgesandt, ohne Erfolg, bis es sich fügte, daß das unionistische Kanonenboot „Tuscarora" diesen gefährlichsten aller Südkaper im Hafen von Gibraltar, wo er reparierte, entdeckte und ihn nicht mehr entkommen ließ. Er mußte abgerüstet werden und wurde verkauft.

Aber Raphael Semmes war nicht der Mann, sich dabei zu beruhigen. Er ging nach England, das schon der Baumwolle wegen auf seiten der Südstaaten stand, und ließ gleich zwei neue Schiffe auf die Helgen legen, das eine bei Maryfield Brothers in Liverpool, das andere bei Wilson & Laurel in Glasgow. Es sollten die beiden schnellsten Schiffe der Welt werden, und fieberhaft wurde daran gearbeitet. Obschon sich die südstaatliche Regierung als Auftraggeber durch englische Strohmänner gedeckt hatte, wurde es doch ruchbar, und die Union erhob Einspruch bei der englischen Regierung und beantragte, die beiden Neubauten zu beschlagnahmen.

Während der diplomatischen Verhandlungen gelang es dem Liverpoler Schiff, das eher fertig geworden war, zu entkommen. Es fuhr nach den Azoren, wo es mit Hilfe eines englischen Seglers ausgerüstet und bemannt wurde. Raphael Semmes übernahm das Kommando. Und so ging die „Alabama" als Nachfolgerin der „Sumter" in See und legte sich unter dem Signal: Maschinenschaden und unter spanischer Flagge mitten auf dem Schiffsfahrtsweg England-New York auf die Lauer, um zunächst das Schwesterschiff, die „Kearsarge", die inzwischen fertiggestellt worden war, abzufangen.

Dieser Dampfer befand sich bereits im Besitz Harmon Hallers, eines New Yorker Großreeders, der sich damals in Begleitung seiner Tochter Alice eines Familienbesuches wegen grade in England aufhielt. Um die Auslieferungsverhandlungen an die Union abzukürzen, hatte er das Schiff kurzerhand gekauft, ließ es befrachten und ging mit Alice in Bristol an Bord. Der Dampfer stach sofort nach New York in See.

Unter den wenigen Passagieren, die bereits an Bord waren, befand sich der Offizier Washington Astrÿ. Er war vor dem Ausbruch des Sezessionkrieges pyrotechnischer Lehrer an der Kriegsschule in

West Point gewesen, hatte Alice Haller auf einem Ball in New York kennen gelernt und sich späterhin um ihre Hand beworben. Aber sie hatte seine Bewerbung abgelehnt mit der Begründung, daß sie ihn wohl persönlich schätze, aber eine derartige Abneigung gegen das Militär habe, daß sie ihm nicht die geringsten Hoffnungen machen könne.

Kurz darauf war der Krieg ausgebrochen, und Washington Astry hatte sich nach schweren, inneren Kämpfen der Sezession angeschlossen, vornehmlich weil er nicht gegen das mitabgefallene Virginien, woher er stammte, das Schwert ziehen wollte. Auch die Ablehnung seiner Werbung sprach mit. Denn Alice Haller war eine echte Tochter des Nordens. Washington Astry, der eine Zeitlang auf der Sumter erster Offizier gewesen war, hatte von der Regierung der Südstaaten den Auftrag erhalten, die Kearsarge als Kapitän zu führen. Und er befand sich nur zu dem Zwecke an Bord dieses Dampfers, um ihn Raphael Semmes sicher in die Hand zu spielen.

An der Tafel wurde er von Harmon Haller, der nichts von der abgelehnten Verlobung wußte, gesichtet.

„He, Mr. Astry!" rief er vergnügt und streckte ihm die Hand hin. „Das ist ja wundervoll, daß man Sie wieder zu Gesicht bekommt. Wo haben Sie denn gesteckt?"

Ehe Washington Astry antworten konnte, erschien Alice. Sie stutzte wohl einen Augenblick, dann lächelte sie und streckte ihm beide Hände hin.

„O Mr. Astry!" rief sie, wobei sie errötete. „Ich dachte, Sie sind bei der Armee. Können Sie mir verzeihen?"

Er nickte, ohne sie anzusehen, und begab sich an seinen Platz, denn die Suppe war schon aufgetragen, und der Kapitän Benjamin Evans, ein langbärtiger und breitschultriger Bostoner, wünschte eben sehr deutlich: „Gesegnete Mahlzeit!"

Nach dem Eſſen verſchwand Waſhington Aſtrÿ in ſeine Kabine. Gefliſſentlich wich er Alice aus, die ebenſo gefliſſentlich eine Ausſprache mit ihm ſuchte.

Am vierten Abend traf ſie ihn endlich auf dem Vordeck.

„Sie ſtrafen mich mit Verachtung, Mr. Aſtrÿ," begann ſie und machte ein ſchuldbewußtes Geſicht. „Es war dumm von mir. Ich geſtehe es offen."

„Sie wünſchen alſo jetzt, Miß Haller," fragte er ſtirnrunzelnd, „meinen Antrag damals nicht abgelehnt zu haben."

„O nicht doch!" wehrte ſie lächelnd ab. „Was müßten Sie von mir denken, wenn ich jetzt dieſen Wunſch hätte. Es war töricht von mir, meine Ablehnung mit einer Abneigung gegen Ihre Stellung zu begründen. Ich bin inzwiſchen zur Einſicht gekommen, daß der militäriſche Beruf der erſte der Welt iſt. Wer entſchloſſen iſt, ſein Leben dem Vaterland zu opfern, der iſt ein Held, ganz gleich, ob er die Gelegenheit findet, es zu tun oder nicht. Warum wollen Sie kein Held ſein, Mr. Aſtrÿ?"

„Mein Vaterland iſt Virginien."

„Nein! unſer Vaterland iſt die Union. Groß und gebietend ſoll ſie ſtehen an zwei Meeren. Und wer ſie antaſtet, iſt ein Rebell. Und wer es ruhig geſchehen läßt, der iſt ein Feigling. Mr. Aſtrÿ, Sie ſind kein Feigling."

„Meine Sympathien ſind auf ſeiten der Südſtaaten."

„Und wenn ich damals Ihren Antrag angenommen hätte?"

„Sie haben ihn abgelehnt, Miß Haller."

„Sie weichen mir aus, Mr. Aſtrÿ. Sie haben nicht den Mut, dieſe Frage zu beantworten."

Er ſchwieg und ſchaute betroffen auf das blanke Deck.

„Mr. Aſtrÿ," ſprach ſie weich und berührte leiſe ſeinen Arm. „Ich bin ſchuld daran, daß Sie Ihren Abſchied genommen haben.

Ich habe Sie der Union entfremdet. Laſſen Sie mich mein Unrecht wieder gut machen".

Er ſchüttelte den Kopf.

„Treten Sie wieder in die Armee ein!" fuhr ſie noch leiſer fort. „Und wenn Sie als Sieger heimkehren, -"

„Und wenn ich als Beſiegter heimkehre?"

„Nein, das wird niemals geſchehen. Die Südſtaaten werden unterliegen. Sie ſind ein Held, Mr. Aſtrÿ, wenn Sie nur wollen. Jeder, der für die Union kämpft, iſt ein Held."

„Und Sie meinen, Miß Haller, auf ſeiten der Südſtaaten kämpfen keine Helden?"

„Nein!" rief ſie mit Entſchiedenheit. „Nicht ein einziger. Tapfere Leute mögen darunter ſein, aber keine Helden. Sie kämpfen für die Aufrechterhaltung der Sklaverei und gegen die Humanität. Nur wer für die Freiheit kämpft, iſt ein Held."

„Die Südſtaaten kämpfen um ihre Exiſtenz. Der Gegenſatz zwiſchen Nord und Süd iſt unüberbrückbar. Die Union iſt zu groß geworden."

„Die Union kann nicht groß genug ſein!" rief ſie begeiſtert.

„Alſo müßte ſie von Rechts wegen die ganze Welt umfaſſen?"

„Es wäre das beſte für die Menſchheit!" verſetzte ſie nachdenklich. „Es gäbe dann keine Sklaven mehr."

„Nur noch freie Arbeiter!" ergänzte er bitter lächelnd. „Wir Südſtaaten ſind zu ehrlich, um dieſen feinen Unterſchied zu machen. Auch wir kämpfen für unſere Freiheit. Und wenn wir nicht ſiegen," -

„Nein!" ſprach ſie kopfſchüttelnd. „Die Barbarei muß unterliegen."

„Ich werde ſiegen, Miß Haller!" rief er ſtolz.

„Nur wenn Sie auf die Seite der Union treten, Mr. Aſtrÿ, ſonſt nicht!" verſetzte ſie traurig und wandte ſich zum Gehen.

Am nächsten Morgen fing sie ihn ab, als er gerade in seiner Kabine verschwinden wollte. Sie hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, ihn zu ihren Ansichten zu bekehren.

„Mr. Aströ," sprach sie und versuchte einen Blick in die Kabine zu werfen, auf deren Tisch allerhand geheimnisvolle Werkzeuge lagen, „womit beschäftigen Sie sich eigentlich?"

„Ich experimentiere!" erwiderte er kurz.

„Wollen Sie mich nicht einmal bei Ihrem Experimentieren zugegen sein lassen?"

„Nein!" rief er fast erschreckt und zog die Tür zu. „Ich experimentiere mit Explosivstoffen."

„Ich fürchte mich nicht."

„Trotzdem, Miß Haller!" beharrte er auf seiner Weigerung.

„So begleiten Sie mich an Deck!"

Auch das lehnte er ab.

„Sie sind kein Gentleman!" rief sie mißmutig und lief fort.

Washington Aströ machte sich an seine Arbeit. Es galt, Raketen zu konstruieren, die sich, ins Wasser geworfen, erst nach einiger Zeit automatisch entzündeten. Er benutzte als Zeitregulator einen Leimpfropfen und als Zündmasse Kalium. Zünder und Feuermasse waren in einer Messingröhre angeordnet, um die ein kreisförmiger Schwimmer angebracht war. Drei solcher Raketen hatte er bereits angefertigt, zwei für die Nacht und eine für den Tag bestimmte.

Unterdessen lief die Kearsarge unablässig nach Westen. Sie näherte sich immer mehr dem Längengrad, bei dem die Alabama auf sie lauerte. Keiner an Bord ahnte die Gefahr, der das Schiff mit sechzehn Knoten Geschwindigkeit entgegeneilte.

Washington Aströ warf am siebenten Tage mittags Punkt zwölf Uhr eine Tagrakete über Bord. Niemand achtete darauf, niemand sah die feine Rauchbahn, die zehn Minuten später aus dem

Kielwaſſer des Schiffes ſteil emporſtrebte, niemand die ſchwarze dicke Wolke, die plötzlich am öſtlichen Himmel hing. Sie ſchauten alle nach Weſten aus.

Abends kurz vor neun Uhr ſchlich er mit den beiden Nachtraketen an Deck. Keiner nahm Notiz von ihm. Nur Alice, deren Energie, ihn zu bekehren, durch ſeine Hartnäckigkeit, ſich nicht bekehren zu laſſen, aufs höchſte angeſtachelt worden war, beobachtete ihn, als er vorn nach der einſamen Back ſchlich. Sie ſah, wie er einen merkwürdig geformten, dunklen Gegenſtand mit einer gewiſſen Sorgfalt über Bord warf und mit den Augen verfolgte. Er trieb ſchnell achteraus und verſchwand im weißlichen Geſtrudel des Schraubenwaſſers.

Zehn Minuten ſpäter ſprühten hoch im Oſten aus einem Punkt drei helleuchtende Meteore durch die Luft.

„Damn!" knurrte Kapitän Evans verblüfft, drehte ſich um, ſchüttelte den Kopf und ſchaute wieder voraus auf ſeinen Kurs.

Waſhington Aſtrÿ verſteckte, was Alice ſehr genau beobachtete, die zweite Rakete unter die Trommel der Ankerwinde, lehnte ſich daran, hielt den weſtlichen Horizont ſcharf im Auge und wartete auf die Antwort der Alabama. Um zwölf Uhr Mitternacht hatten ſie das zweite Raketenzeichen verabredet.

Plötzlich ſtand Alice Haller neben ihm.

„War dies das Experiment?" fragte ſie arglos und wies nach Oſten zurück, wo die drei Meteore verglommen waren.

Er ſchwieg hartnäckig. Da bückte ſie ſich ſchnell und holte die zweite Rakete hervor.

„Miß Haller!" rief er außer ſich und griff danach.

Doch ſie hielt feſt.

„Laſſen Sie mich doch auch einmal ein paar Sterne ins Meer ſtreuen, Mr. Aſtrÿ!" bat ſie mit einem neckiſchen Augenaufſchlag. „Ein Experiment -"

„Nein!" stieß er heraus und entriß ihr die Rakete mit einem übermäßigen Kraftaufwand. „Das ist kein Experiment mehr. Das ist der Krieg!"

„Krieg!" lachte sie unsicher. „Machen Sie den Krieg, Mr. Astrÿ?"

In diesem Augenblicke kam im Westen, genau auf dem Punkt, wohin der Kurs der Kearsarge ging, eine gewöhnliche Rakete über den Horizont. Es war nur der allerletzte Teil ihrer Laufbahn, den sie zeigte. Wie ein dünner, krummgebogener, glühender Draht prägte sie sich dem Auge ein.

Daraus ersah Washington Astrÿ, daß die Alabama noch zu tief hinter dem Horizont saß, um schon jetzt seine Raketen sichten zu können, die infolge ihrer Kompliziertheit nicht so hoch steigen konnten.

„Da!" sprach er und wies auf das Signal, das langsam erlosch. „Das ist die Alabama. Raphael Semmes ist mein Kamerad. Morgen ist die Kearsarge in unsern Händen."

„Sie haben der Alabama ein Zeichen gegeben!" stöhnte Alice auf und fuhr sich mit beiden Händen an die fiebernden Wangen. „Sie sind ein Verräter, Mr. Astrÿ, ein feiger Verräter!"

„Ich habe den Mut, es Ihnen zu sagen!" versetzte er ruhig. „Im Krieg ist jedes Mittel recht, wenn es zum Ziele führt. Ich halte Sie nicht zurück, Miß Haller, sagen Sie es Ihrem Vater, sagen Sie es dem Kapitän, daß ein Verräter an Bord ist. Ich fürchte den Tod nicht, wenn ich auch in Ihren Augen kein Held bin. Das aber sage ich Ihnen, beim ersten Schuß, der auf mich abgefeuert wird, fliegt diese zweite Rakete über Bord."

Er hob die Rakete, aber Alice fiel ihm in den Arm, sie umschlang ihn, sie hielt ihn fest, sie flehte und schmeichelte.

„Sie sind ein Held, Mr. Astrÿ!" flüsterte sie an seiner Brust. „Retten Sie die Kearsarge. Sie allein können es. Retten Sie das Schiff und mich!"

Dabei küßte ſie ihn auf die blaſſen, geſchloſſenen Lippen. Und ſie ließ nicht ab, ihn zu küſſen, immer wieder zu küſſen, bis ſein Widerſtand gebrochen war und er die Rakete auf das Deck fallen ließ.

„Alice!" ſtöhnte er auf und preßte ſie an ſich.

Sie zog den Widerſtrebenden zu ihrem Vater, dem ſie alles erzählte und der ſofort auf ihre Seite trat.

Es gab noch einen ſcharfen Wortkampf auf der Brücke, ehe ſich Benjamin Evans zu einer Änderung des Kurſes nach Süden entſchloß.

Am nächſten Morgen wurde der alte Kurs wieder aufgenommen. Am Mittag tauchte vier Striche voraus an Steuerbordſeite die Alabama auf. Sie hielt ſofort auf die Kearsarge zu und gab einen blinden Schuß ab.

„Volldampf und alle Segel beigeſetzt!" rief Waſhington Aſtrÿ.

Harmon Haller eilte ſelbſt in die Maſchine, um die Heizer zur höchſten Kraftleiſtung anzuſpornen.

Und der Wettlauf der beiden ſchnellſten Schiffe begann. Die Kearsarge hatte weit niedrigere Maſten als die Alabama, aber die Ungleichheit der Segelflächen wurde durch die ſtärkere Maſchine der Kearsarge ausgeglichen. Es hing alles vom Wind ab. Verſtärkte er ſich, war die Kearsarge verloren, flaute er ab, war ſie gerettet. Dann mußte die ſtärkere Beriggung der Alabama fahrtvermindernd wirken.

Raphael Semmes hielt auf die Kearsarge zu, dadurch fiel die Alabama nach achtern ab. Die Entfernung der beiden Schiffe aber änderte ſich nicht.

„Gewonnen!" rief Harmon Haller, als die Alabama querab war.

Da kam von drüben die erſte Granate. Sie fiel zu kurz. Die zweite riß ein Loch ins Beſanſegel, ohne die Schnelligkeit des Schif-

fes zu vermindern. Die Heizer spritzten Öl in die Kesselfeuer, daß die hellen Flammen aus dem Schornstein schlugen. Das Sicherheitsventil wurde stärker belastet. So gewann man sechs Umdrehungen in der Minute.

Auch die Alabama heizte nicht nur mit Kohle. Raphael Semmes ließ die Speckseiten zu Dutzenden unter die Kessel schieben. Dazwischen feuerte er mit Bedacht eine Granate nach der andern ab, immer in die Takelung der Kearsarge hinein, um den Schiffskörper nicht zu verletzen.

Alice stand neben Washington Astrÿ auf dem Achterdeck.

„Er bleibt zurück!" rief sie triumphierend.

Und Washington Astrÿ nickte stumm.

„Der Wind läßt nach, sie nehmen die Segel weg!" frohlockte sie und wies auf die Alabama, die jetzt ganz genau im Kielwasser der Kearsarge fuhr. „Wir sind gerettet."

Die Entfernung zwischen den beiden Schiffen wuchs stetig. Raphael Semmes sah, daß ihm die wertvolle Prise entschlüpfte. Da richtete er selbst das gezogene siebenzöllige Blackleÿgeschütz auf dem Vordeck auf das Steuerruder der Kearsarge und brannte es ab. Die Granate, etwas zu hoch angesetzt, durchschlug die hintere Bordverschanzung, drei Kabinenwände und rollte schließlich kraftlos über das Achterdeck, wo sie dicht vor Alicens Füßen liegen blieb.

Washington Astrÿ stürze sich mit einem Sprung auf das schwere Geschoß, hob es auf, lief damit zu Verschanzung und warf es über Bord. Allein in diesem Augenblick barst es und riß über Wind und Wasser ein großes Loch in die Bordwand. Der Zünder aber fuhr senkrecht nach oben und zerschmetterte Washinton Astrÿ die linke Schulter.

Alice fing den Taumelnden auf.

„Ich habe gesiegt!" flüsterte er, brach in die Knie und wies auf die Alabama, die soeben beidrehte, um der Kearsarge zum Abschied eine Breitseite zu geben. Aber sie richtete keinen Schaden an, weil die Entfernung schon zu groß war.

Als die Alabama am südöstlichen Horizont verschwand, starb Washington Astrý in Alicens Armen.

Die Kearsarge kam glücklich nach New York, wurde sofort von der Regierung übernommen und als Korvette ausgerüstet, um der Alabama das Handwerk zu legen. Doch Raphael Semmes war nach dem südatlantischen Ozean entwichen, kreuzte von da durch die indischen Meere bis an die chinesische Küste und vernichtete jedes Schiff, das ihm das Sternenbanner wies.

Am 13. Juni 1864 tauchte er plötzlich in Cherbourg auf. Der Zufall wollte es, daß um dieselbe Zeit die Kearsarge unter dem Befehl des Kapitäns Winslow in einem holländischen Hafen eintraf. Durch eine Depesche des Pariser Gesandten benachrichtigt, eilte Kapitän Winslow mit der Kearsarge herbei, legte sich vor Cherbourg auf die Lauer und ließ Raphael Semmes zum Kampfe herausfordern.

Und zum andern Male maßen sich die beiden Schiffe, diesmal aber nicht mit den Maschinen, sondern mit den Geschützen. Halb Europa stand am Ufer und war Zeuge des denkwürdigen Kampfes. Aus Paris allein kamen am 19. Juni, einem Sonntage, sieben Extrazüge. Das Gefecht war heftig, aber kurz. Um elf Uhr verließ die Alabama den Hafen, um zwölf Uhr schon zog sie sinkend die weiße Flagge auf.

Raphael Semmes warf seinen Degen über Bord, sprang nach, wurde von einem neutralen Boote aufgefischt, entkam nach England und brachte sich später in Paris in Sicherheit.

Ein Jahr später fiel Abraham Lincoln durch Mörderhand und

besiegelte so mit seinem Blute den Triumph der Zivilisation. Jefferson Davis, sein Widersacher, aber lebte nach der Amnestie noch zwanzig Jahre als Direktor eines Lebensversicherungsinstituts in Missouri.

Der Kampf um das Boot

Die Dampfpfeife des Rieſenſchiffes brüllte jede Minute einmal auf.

„Nebel!“ ſagte Teddy Stores, der eine der drei amerikaniſchen Milliardäre, die im Rauchſalon ſaßen. „Mr. Conclife wird verlieren.“

Sie hatten nämlich auf das erſte Etmal 100000 Dollar gewettet.

„Ich verliere nicht!“ verſetzte Solomon Conclife. „Der Kapitän ſchert ſich den Teufel was um den Nebel. Er fährt immer volle Kraft.“

„Ich muß übermorgen Punkt ſechs Uhr in New York ſein,“ ſagte Aſtor Piſtorius, der dritte Milliardär und Präſident des Eſſigtruſtes, „ich habe Sitzung. Wenn ich zu ſpät komme, fällt mein Truſt auseinander.“

Und dann pokerten ſie weiter.

In einer kleinen Kabine der zweiten Klaſſe ſaß James Shooter, der Boſtoner Kunſtſchütze, der nach einer längeren europäiſchen Tournee zuletzt im Metropol-Variété in London aufgetreten war und nun nach Hauſe reiſte, um ſich zu erholen und mit Miß Mabel Floriana Hochzeit zu machen. Er hatte ſich in Paris in ſie verliebt, wo ſie als lebende Plaſtik geglänzt hatte. Und nun reiſten ſie in einer Kabine als rechtes Liebespaar und zukünftige Eheleute nach New York.

Mabel putzte eifrig an den beiden blitzenden, langläufigen Revolvern, mit denen James Shooter mit verblüffender Sicherheit die genau abgeſtimmten Metallplatten ſeiner Zielvorrichtung zu treffen pflegte und auf dieſe Weiſe die luſtigſten und traurigſten Melodien

hervorzurufen verstand. Während er den einen Revolver abschoß, lud Mabel mit blitzschnellen Griffen den andern, daß er nie aus dem Takt kam.

„Soll ich sie laden?" fragte sie lächelnd.

„Gewiß!" lachte er. „Ich soll mich heut abend im Rauchsalon erster Klasse produzieren. Drei Milliardären etwas vorschießen zu dürfen, das kann sich nicht jeder arme Schlucker leisten."

Dann sicherte er die beiden Revolver und steckte sie ein.

Auf der Brücke standen fünf Männer, regungslos und stumm. Fünf Paar Ohren bohrten sich durch den Nebel, denn die Augen reichten nicht einmal bis zum Vormast. Der Kapitän, ein alter, weißbärtiger, erfahrener Seemann, stand neben dem Maschinentelegraphen, die Hand am Griff. Zwei jüngere Offiziere hielten in den Schwalbennestern an Backbord und Steuerbord die Hörrohre des Unterwassertelephons an die Ohren. Der erste Offizier nahm die Logmeldung entgegen.

„Neunundzwanzig Knoten!" meldete er dem Kapitän.

„Und dreiunddreißig sollen wir machen," sagte er achselzuckend und ließ sich mit der Maschine verbinden.

Auf seinen Befehl hin wurde die Dampfspannung weiter erhöht. Die Kessel konnten es vertragen, da war keine Gefahr.

Wilder stampfte das Schiff gegen den Sturm an. Die Brecher brüllten am Steven empor.

Nach einer halben Stunde kam die neue Meldung.

„Dreiunddreißig Knoten."

Der Kapitän nickte befriedigt und verließ die Brücke.

Im Speisesaal saßen die Seefesten, darunter die drei Milliardäre. Nur Astor Pistorius war etwas blaß.

„Mr. Conclife wird gewinnen!" sagte der Kapitän im Vorbeigehen.

„Abwarten!" rief Teddy Stores.

„Aus der Schießerei wird wohl nichts?" fragte der Präsident des Essigtrustes und machte eine unwillkürliche Schlingbewegung.

„Bei dem Seegang?" erwiderte der Kapitän und hielt sich an einer der Bronzesäulen fest, auf denen die goldstrotzende Decke des Saales ruhte.

„Der Mann soll aber unter jeder Bedingung seines Schusses sicher sein," warf Solomon Conclife ein.

„Meinetwegen!" meinte Teddy Stores phlegmatisch. „Gehn wir lieber ein bischen pokern."

Auf der Brücke wurde mit steigender Anspannung gewacht. Nach vorn horchten sie, die Nerven fieberhaft bis zum Zerreißen gespannt.

Zwölf Stunden schon dauerten Nebel und Sturm. Die Nacht kam.

Nebel und Sturm verstärkten sich im Laufe des nächsten Vormittags. Das Schiff machte nur noch dreißig Knoten. Der erste Offizier, der 35 Stunden kein Auge zugetan hatte, brach ohnmächtig zusammen.

Im Ausguck auf dem Vormast saßen drei Matrosen, die alle halbe Stunden abgelöst wurden und trotzdem nur mit Mühe die Augen offen halten konnten. Ihr Gehör war völlig abgestumpft von dem unablässigen, durch ein elektrisches Uhrwerk geregelten Gebrüll des Schiffes.

Auch an diesem Abend kam James Shooter nicht dazu, seine Kunst zu zeigen, obschon er die beiden Revolver noch immer in den Taschen trug.

Astor Pistorius lag seekrank in seiner Luxuskabine und fluchte, sobald er etwas zu Atem kam, auf den Agenten, der ihm das Billet für dieses Schiff verkauft hatte.

Nach Mitternacht wich endlich der Nebel, und der Sturm flaute sofort ab.

Zwar ſtand noch eine gewaltige Dünung von Weſten her, und das Schiff arbeitete mächtig, aber der Kurs war vollkommen klar.

Der furchtbaren Anſpannung des Brückenperſonals folgte eine allgemeine Erſchlaffung. Der erſte Offizier übernahm wieder das Kommando. Er ging die Brücke auf und ab, nur um nicht einzuſchlafen. Und trotztem fielen ihm bei jedem Schritt die Augen zu. Der Ausguck war nur einfach beſetzt. Die Gefahr war vorbei.

Die Luft wurde friſch. Gegen drei Uhr morgens fiel Reif. Die Sterne ſtrahlten klar vom Firmament.

Keiner ſah den Eisberg, der im Kurſe ſchwamm.

Er war überhaupt ſehr ſchwer zu erkennen. Der Sturm hatte ihn vor zwölf Stunden zerbrochen, ſeinen Schwerpunkt verrückt, und ihn dadurch ſo hart gewendet, daß er dem anſtürmenden Schiff die dunkle Unterfläche zukehrte.

Drei Minuten ſpäter erfolgte der Anprall. Aſtor Piſtorius wurde aus dem Daunenbett geſchleudert. Der rieſige Eisberg riß dem Dampfer den ſtählernen Doppelboden auf, als wäre er von Pappe.

Sofort legte ſich das Schiff langſam nach Backbord über. Der erſte Offizier ging in ſeine Kammer und ſchoß ſich eine Kugel durch den Kopf.

Die Alarmglocken brüllten. Die Heizer riſſen die Feuer unter den Keſſeln heraus und flohen vor dem eindringenden Waſſer. Der Telegraphiſt ſchickte Hilferufe nach allen Seiten, bis die elektriſchen Maſchinen ſtille ſtanden. In demſelben Augenblick verſtummten alle Glocken und erloſchen alle Lampen.

„Das Schiff kann nicht ſinken! Das Schiff kann nicht ſinken!“ ſchrie Solomon Conclife.

Die Boote an Steuerbordſeite konnten wegen der Schräglage des Schiffes nicht zu Waſſer gelaſſen werden, alles ſtürmte mit wildem Geſchrei nach Backbord hinüber, wodurch das Deck noch ſchräger zu liegen kam.

„Kinder und Frauen zuerſt!" befahl der Kapitän und ſchoß zwei galiziſche Zwiſchendecker, die ſich vordrängen wollten, über den Haufen.

Das half. Nur Mabel wollte ſich nicht von James trennen. Er band ihr die Schwimmweſte ſicher um, verſah ſich ſelbſt mit einer und fühlte nach ſeiner Brieftaſche und den beiden Revolvern. Dann nahm er Mabel in die Arme. Was er ſonſt an Bord ließ, konnte er verſchmerzen.

„Das Schiff kann nicht untergehen!" brüllte Solomon Conclife noch immer.

Er war ſchon ganz heiſer. Teddy Stores und Aſtor Piſtorius fanden ſich zu ihm.

„Steigen Sie ein, meine Herren!" rief der Kapitän und wies auf das letzte Boot.

Aber Solomon Conclife behielt die Oberhand, er glaubte noch immer, daß dieſer Rieſendampfer nicht untergehen könne. Das Boot ſtieß ohne die drei Milliardäre ab.

Erſt als das Deck ſo ſchräg lag, daß das Schiff Miene machte, zu kentern, ließ Solomon Conclife von ſeinem Wahn.

Es waren noch Boote an Steuerbordſeite. Fünf Leute von der Schiffsbeſatzung, ein Bootsmann und vier Matroſen, bemühten ſich, die kleine Gig des Kapitäns, die dort lag, nach Backbord herüberzuſchleppen.

Aſtor Piſtorius, der die größte Angſt hatte, verſprach den fünfen ein Million Dollar. Die beiden andern Milliardäre ſtanden nicht dahinter zurück. Sie legten ſogar mit Hand an.

„Das Boot gehört uns," ſchrie Solomon Conclife dem Bootsmann ins Ohr, „wir nehmen keinen auf!"

Der Bootsmann nickte und ſtieß ab, um möglichſt ſchnell von dem Wrack abzukommen. Dann legten ſich die Matroſen in die Remen.

„Halt!" ſchrie da James Shooter, der zwiſchen Eisſchollen, Mabel im Arm, um ſein Leben kämpfte. „Ihr habt Platz, nehmt uns auf!"

„Weiter!" brüllte Solomon Conclife und hob die geballten Fäuſte. „Zwei Millionen geb ich!"

„Drei Millionen!" ſchrie Aſtor Piſtorius.

„Vier Millionen!" ſchrie Teddy Stores.

„Die Frau könnten wir eigentlich mitnehmen," ſchlug der Bootsmann vor.

„Nichts da!" brüllte Solomon Conclife und ſprang erregt auf, indem er die Fauſt gegen James Shooter reckte. „Erſauf, du Hund!"

In demſelben Augenblick machte Solomon Conclife einen Kopfſprung ins Waſſer. In James Shooters Hand hatte etwas geblitzt. Den Knall des Schuſſes hatte man nicht gehört, denn das Geſchrei der achthundert Paſſagiere, die ſich noch auf dem ſinkenden Schiff befanden und nicht wagten, ins eiſige Waſſer zu ſpringen, ſchlug eben bis zu den Sternen empor.

Wie auf Kommando zogen Teddy Stores und Aſtor Piſtorius ihre Browningpiſtolen. Sie kamen aber nicht zum Schuß. James Shooter war ſchneller. Sie brachen faſt gleichzeitig zuſammen, jeder mit einer Kugel im linken Auge.

„Pullt an!" ſchrie der Bootsmann, um aus der Nähe des gefährlichen Schützen zu kommen.

„Wer ſich rührt, iſt ein toter Mann!" ſchrie James Shooter mit Aufbietung all ſeiner Kraft, nahm den Revolver zwiſchen die Zähne und ſchwamm mit Mabel näher.

Schon griff er nach dem rettenden Bord.

„Schlagt ihn tot!" brüllte plötzlich der Bootsmann wie von Sinnen und entriß dem einen der Matroſen den ſchweren, eichenen Remen.

Wieder blitzte es in James Shooters Hand, und der Remen verlor mitten im Niedersausen die Kraft. Der Bootsmann stürzte, mitten in die Stirn getroffen, rücklings über Bord.

Nun schlugen die vier Matrosen zu. Der zweite traf Mabel. James Shooter schoß noch dreimal.

Da versank der Dampfer und der Riesenstrudel, der dabei entstand, zog das Boot, die Toten und die Lebenden in die Tiefe.

Im tiefen Traum

Kaÿ Sietas und ſein Bruder Simon kamen gegen Ende Oktober mit ihrem Ewer, die Bünn voll ſpringlebendiger Schollen, die Elbe herauf, um die Beute in Altona zu verhandeln. Der Schiffsjunge rumorte in der Kambüſe. Kaÿ, der Fiſcher, ſtand am Ruder, Simon, der Beſtmann, hockte auf dem Lukendeckel. So ſehr ſich die beiden Brüder äußerlich ähnlich ſahen, ſo verſchieden waren ſie innerlich. Kaÿ ging ernſt ſeinen Weg und war mit ſeinen dreißig Jahren ein Sonderling, während Simon, um fünf Jahre jünger, von Jugend auf gewohnt war, Schabernack zu treiben. Er äffte die Leute nach, worauf er ſich vortrefflich verſtand, ſuchte Händel, wo welche zu finden waren, und war hinter den Mädchen her, wie kein zweiter. Sie waren noch Knaben geweſen, als ihr Vater mit ſeinem Ewer draußen in See geblieben war. Später war die Mutter geſtorben. Und als ſie in die mannbaren Jahre gekommen waren, hatten ſie ſich einen neuen Ewer bauen laſſen.

Seitdem ſegelten ſie als rechte Fahrensleute zuſammen in die Nordſee hinaus, um Schollen, Zungen, Auſtern, Störe, Aale, Heilbutt, Rochen, Sprotten und Heringe zu fangen, und ſie ſchlugen ſich herzhaft mit Wind und Wetter herum.

Als ſie gegen Abend querab von ihrem Hauſe und ihrer Heimat waren, ſprang Simon ins Boot.

„Viel Glück!" rief er und ſtieß ab. „Verkauf ſie nur allein. Ich hab nicht länger Zeit."

Kaÿ nickte nur. Er war kein Freund vom unnützen Sprechen, ſchob

den dampfenden Brösel in den andern Mundwinkel und ließ den Ewer über Stag gehen.

Simon stieß an Land, warf die Dragge weg und lief den Deich eine Strecke hinunter, sprang dann über einige Gräben, schlich geduckt an einem Garten hin und stieg endlich über einen Zaun. Vorsichtig pirschte er sich an die Hinterseite eines Häuschens heran.

Da wohnte Lise Mews. Sie lag schon im Bett, und nach des Landes Sitte war das Fenster nur angelehnt.

Simon stieß es auf. Lise hob den Kopf mit den blonden Flechten, erkannte Simon an seinem steifen Hut und sagte ruhig: „Bleib nur draußen, mit dir mag ich nichts zu tun haben."

Aber er kam doch herein und setzte sich auf den Bettrand.

„Was macht Kay?" fragte sie.

„Kay und immer Kay!" flüsterte er ärgerlich. „Der sieht überhaupt kein Mädel an. Wer weiß warum?"

„Er hat mich mal aus dem Wasser gezogen!"

„Jedes andere Mädel hätte er auch aus dem Wasser gezogen."

„Ich wär ertrunken, wenn er nicht gekommen wäre."

„Dann wär eben ein anderer gekommen. Laß doch die Schlafmütz! Ich wundere mich schon, daß er an Land überhaupt die Augen offen hat. Er trinkt nicht, er spielt nicht, er geht nicht zu Tanz, er prügelt sich nicht, er spricht kaum zehn Wörter den Tag, er denkt bloß an Fische und an die Auktion, er knüttet Netze und wenn man ihn was fragt, dann nickt er nur oder er schüttelt den Kopf. Da muß doch was nicht in Ordnung sein. Das ist gar kein Mann."

„Doch!" nickte sie.

„Ich bin ein Kerl auf dem Platz!" fuhr er fort und schlug sich an die Brust. „Und ich heirate dich, wenn du mich magst."

„Ich mag dich aber nicht!" erwiderte sie eigensinnig.

„Und Kaŋ nimmt dich nicht!" trumpfte er auf. „Der heiratet überhaupt nicht."

„Das ſagt er bloß ſo!" lächelte ſie.

„Er tut's nicht!" fuhr er eifriger fort. „Verlaß dich drauf. Was der ſagt, das gilt. Das iſt feſt wie's Evangelium."

„Schick ihn mal her!" ſprach ſie und zog die Decke höher.

„Da wär ich ſchön dumm!" lachte er. „Der kommt nicht zu dir. O, da kennſt du ihn ſchlecht. Lieber ſchneidet er ſich den kleinen Finger ab."

„Er ſoll aber kommen!"

„Er ſoll aber nicht kommen!" rief er haſtig und beugte ſich über ſie. „Ich bin bei dir, und ich bleib hier. Die ganze Nacht!"

Damit griff er nach ihr und wollte ſie küſſen.

„Ich ſchrei!" drohte ſie.

„Schrei!" flüſterte er und drängte ſich an ſie. „Jetzt iſt mir alles gleich. Ich laß mich nicht länger an der Naſe herumführen."

Da ſchrie ſie, und mit einem Sprung war er draußen. Die Mutter erſchien mit Licht.

„Was ſchreiſt du denn?" fragte ſie kopfſchüttelnd.

„Ich hab einen ſchlechten Traum gehabt!" murmelte Liſe und lächelte.

„Das kommt vom offnen Fenſter!" verſetzte die Mutter und drückte es zu. Sie war auch einmal jung geweſen und hatte ein ſehr gutes Gedächtnis.

Kaŋ erzielte am nächſten Morgen einen guten Preis für ſeine Schollen, legte den Ewer an den Strand, gab dem Schiffsjungen Winterurlaub und ging heim.

Er traf Simon in der Küche, wo er ſich einen Grog braute.

„Immer ſaufen und ſaufen!" bemerkte Kaŋ mißbilligend und ſtieß die Tür zum Schlafzimmer auf.

„Immer ſchlafen und ſchlafen!" höhnte ihm Simon nach.

Sonſt vertrugen ſie ſich vortrefflich.

Kaÿ ſchüttelte nur den Kopf, hing die Mütze an den Nagel, den Rock darunter, die Röhrenſtiefel ſtellte er unter den Rock, und legte ſich in eines der beiden nebeneinander ſtehenden Betten, die ſie von den Eltern geerbt hatten.

Simon trank ſeinen Grog und ſchlich darauf zu Liſe Mews, deren Fenſter wieder offen ſtand.

Es war ſtockfinſter.

„Biſt du's, Kaÿ?" fragte ſie.

„Nein, ich bin's!" erwiderte Simon und ſetzte ſich diesmal auf den Stuhl, der vor ihrem Bette ſtand. „Soll ich morgen zum Pfarrer gehen, Liſe?"

„Bleib du lieber davon!" erwiderte ſie. „Ich nehm nur Kaÿ. Und wenn er nicht kommt, dann bleib ich ledig."

„Eine alte Jungfer wirſt du werden!" rief er wütend und rückte auf dem Stuhle hin und her.

„Sag ihm, er ſoll kommen!"

„Er ſchläft ſchon."

„Dann weck ihn, er kann bei mir ſchlafen."

„Liſe!" ſtöhnte er auf. „Er kommt nicht! Schlag dir's aus dem Kopf. Das iſt überhaupt kein richtiger Mann."

„Er wird ſchon kommen!" beharrte ſie auf ihrem Eigenſinn. „Du mußt es ihm nur ſagen, daß ich auf ihn warte. Und nun geh!"

Simon erhob ſich. Er ſtand eine Weile und ſann. Dann warf er plötzlich ſeinen ſteifen Hut erboſt auf die Diele.

„Dann werd ich's ihm eben ſagen!" knirſchte er und ſtieg aus dem Fenſter.

Als er heim kam, hatte er wirklich noch die Abſicht, Kaÿ die ſonderbare Botſchaft zu übermitteln. Er ſtreckte auch ſchon die Hand

nach dem Schlafenden aus. Dann aber ließ er sie sinken. Er duckte sich, schaute sich um, löschte das Licht, raffte in der Finsternis mit schnellen Griffen Kaÿs Kleider, die Mütze, die Stiefel an sich und schlich in die Küche hinaus.

Hier kleidete er sich um. Eine Viertelstunde später ging er den Deich hinunter und bemühte sich, Kaÿs wiegenden, schwerfälligen Gang und seine schlenkernden Armbewegungen nachzuahmen. Sogar den Brösel, den er in der Jackentasche gefunden hatte, steckte er sich in den Mundwinkel.

„Na, Kaÿ, noch so spät unterwegs?" sprach ihn ein Bekannter an.

„Bißchen Luft schnappen!" gab Simon als Kaÿ unwirsch zurück und stapfte weiter.

So kam er an Lises Fenster.

„Guten Abend, Lise!" sagte er im Tonfall seines Bruders. „Simon hat mir gesagt –"

„Endlich kommst du, Kaÿ!" rief sie glücklich. „Ich hab so lange auf dich gewartet. Na, komm, was stehst du noch! Ich hab dich ja so lieb, mein Kaÿ!"

Und sie küßte ihn.

Nach einer Stunde begann Simon das Gewissen ganz mächtig zu schlagen.

„Bleib doch noch ein bißchen!" bettelte sie.

„Nein, nein!" erwiderte er hastig und fingerte auf der Diele nach Jacke und Mütze herum. „Morgen komm ich wieder. Adieu, Lise!"

Und er küßte sie zum Abschied mitten auf den Mund.

Daheim hing er alles an seinen Ort und kroch ins Bett, ohne daß Kaÿ, der an Land so fest schlief wie ein Eisbär im Winter, auch nur das Geringste merkte.

Simon aber konnte nicht schlafen. Das Gewissen ließ ihm keine Ruhe. Zum Pfarrer gehen konnte er nicht. Er saß in einer bösen

Klemme. Und da er sich nicht anders zu helfen wußte, weckte er Kaÿ.

„Was ist los?" knurrte der und kam hoch.

„Wo bist du denn gewesen?" schrie ihn Simon an. „He, so wach doch auf! Wo kommst du denn her?"

„Wo ich herkomme?" fragte Kaÿ schlaftrunken. „Hier im Bett bin ich gewesen."

„Draußen bist du gewesen!" rief Simon und schüttelte ihn. „Vor einer Stunde bist du aufgestanden, hast dich angezogen und bist den Deich hinuntergegangen. He, Kaÿ! hab ich gerufen. Wo gehst du denn hin? Ich geh zu Lise Mews! hast du gesagt, kaum, daß du die Augen aufgemacht hast."

„Zu Lise Mews?" fragte Kaÿ und griff sich an den Kopf. „Was soll ich denn bei ihr, in der Nacht?"

„Ich geh zu Lise Mews! hast du gesagt. Sie wartet auf mich! hast du gesagt. Und dann bist du zu ihr gegangen. Jetzt eben erst bist du zurückgekommen. Im tiefen Traum bist du gewesen. Es gibt Leute, die so herumlaufen und hernach nichts davon wissen."

„Verrückt!" murrte Kaÿ schläfrig und legte sich. „Du hast geträumt, nicht ich."

„Ich hab gewacht!" schrie Simon und schlug zur Bekräftigung mit der flachen Hand auf die Bettdecke, daß es knallte. „Und morgen frag ich Lise Mews, ob du heut Nacht bei ihr gewesen bist. Sie wird's schon wissen."

„Ganz verrückt!" knurrte Kaÿ und schloß die Augen. „Du willst mich wohl mit aller Gewalt ins Gerede bringen."

Simon schlief noch, als sich Kaÿ erhob. Er setzte sich ans Küchenfenster, nahm ein Knäul Garn und besserte die alte Kurre aus.

Simon hatte den ganzen Tag über keine Ruhe, trieb sich in den Wirtschaften herum, trank Grog und Bier, spielte Karten und verlor

ein paar Taler. Am Abend ſtand er wieder an Liſe Mews Fenſter. Sie war noch nicht im Bett.

„Bleib mir vom Halſe, du Hanswurſt!" rief ſie.

„Das iſt alſo der Dank!" ſagte er verdutzt. „Das iſt alſo der Dank, daß ich geſtern bei dir geweſen bin."

„Das kann jeder ſagen!" lachte ſie ihn aus und ſchloß das Fenſter.

Am nächſten Morgen fuhr er nach Hamburg und muſterte auf zehn Monate nach der Weſtküſte an.

Kaÿ ſchüttelte nur den Kopf, als er das hörte, und knüttete weiter ſeine Flickmaſchen.

„Ich kann nicht den ganzen Winter auf einem Fleck ſitzen wie du!" erklärte Simon und packte ſeine Seekiſte. „Nimm dir einen Beſtmann."

Kaÿ nickte.

„Und vergiß Liſe Mews nicht!" meinte Simon. „Du kannſt doch das Mädel nicht ſitzen laſſen."

„Ich?" fragte Kaÿ verwundert. „Ich heirate überhaupt nicht. Ein Fahrensmann ſoll nicht heiraten. Es ſitzen hier genug Witwen herum."

„Du mußt ſie aber heiraten!" rief Simon.

Dann ging er.

Kaÿ ſaß, knüttete und ſchüttelte den Kopf. Niemand ſtörte ihn, denn das Küchenfenſter ging in den Garten.

Und er knüttete und knüttete, ging zuweilen über den Deich, um nach ſeinem Ewer zu ſehen, kam zurück und knüttete immer eine Maſche an die andere. Von Simon kam eine Karte aus Rotterdam.

Was macht Liſe Mews? ſtand darauf. Aus Liſſabon kam die zweite Mahnung: Biſt du ſchon beim Pfarrer geweſen?

Nun wurde Kaÿ doch unruhig. Er ſchlief ſchlecht. Er traute ſich

kaum noch aus dem Hauſe. Nur in der Dunkelheit wagte er ſich auf ein paar Schritte über den Deich. Es wurde ja auch Zeit, ſich nach einem Beſtmann umzuſehen.

Und da traf er auf dem Deich, drei Wochen vor Weihnachten, Liſe Mews, die mit einem Korbe vom Krämer kam. Sie machte ein ganz ernſtes Geſicht und ſetzte die Füße ein klein wenig langſamer, als es ſonſt ihre Art war.

„Es wird Zeit, Kaÿ!" ſagte ſie und ſtellte den Korb hin. „Du mußt zum Pfarrer gehen. Weihnachten müſſen wir Hochzeit machen."

Er ſtand da, als hätte ihn der Beſambaum vor den Kopf getroffen.

„Warum biſt du denn nicht wiedergekommen?" flüſterte ſie verſchämt.

„Ich?" ſtotterte er. „Ich war bei dir?"

„Willſt du's vielleicht abſchwören?" fragte ſie und machte dazu ganz traurige Augen. „Das hätte ich nicht von dir erwartet. Willſt du mir nicht ſchnell einen Kuß geben, Kaÿ. Es ſieht ja niemand."

Und ſie ſchmiegte ſich an ihn. Er machte wohl einige ſchüchterne Anſtalten dazu, ſie zu küſſen. Aber ſie kam ihm zuvor und küßte ihn mitten auf den Mund.

„Du träumſt ja ſchon wieder, Kaÿ!" lächelte ſie.

„Ja, ich träum!" ſagte er und ſchüttelte den Kopf. „Ich bin immer wie im Traum."

„So wach doch endlich auf, Kaÿ!" lachte ſie und ſtieß ihn mit dem Ellenbogen an. „Biſt doch alt genug! Ich laß heut abend wieder das Fenſter offen."

Damit lief ſie davon.

Kaÿ aber ging zum Pfarrer. Und er fragte den alten Herrn, ob es Leute gäbe, die im Schlafe in andere Häuſer gingen, wieder zurückkämen und ſich zu Bett legten, ohne etwas davon zu wiſſen. Und der Pfarrer beſtätigte es ihm der Wahrheit gemäß.

Darauf bestellte Kay das Aufgebot und schrieb an Simon nach Valparaiso einen Brief.

Mitte Januar war die Hochzeit. Der alte Pfarrer kannte die ortsüblichen Sitten und drückte ein Auge zu, als Lise Mews im Myrthenkranz erschien.

So wurde sie Kays Frau.

Und als er erst mit ihr daheim war, wachte er wirklich ganz und gar auf.

Aus San Francisco kam von Simon eine kurze Gratulation.

Lise war glückselig. Nur als Kay im Frühjahr mit seinem Ewer und dem neuen Bestmann, der aber wenig taugte, weil er zu viel trank, wieder in See ging, weinte sie. Als er aber nach zehn Tagen gesund und heil und mit reichem Fang heimkehrte, war die Freude um so größer.

Im Hochsommer wurde Kay Vater. Die Nachbarn kamen und gratulierten, klopften ihm auf die Schulter und sagten: „Du bist aber ein fixer Kerl! In fünf Monaten einen Jungen. Das macht dir sobald keiner nach."

Lise aber lag im Bett und lächelte selig. Sie stand auf, wartete das Kind, legte es an die Brust und wünschte sich nicht mehr davon als ein ganzes Dutzend. Kay fuhr ab und zu, fing Fische und ärgerte sich über seinen Bestmann.

Plötzlich, Anfang September, tauchte Simon wieder auf. Er hatte die Taschen voll Geld und hatte in Hamburg von abends bis morgens Ankunft gefeiert. Kay war gerade in Altona, als Simon, heiterer als jemals, hereinplatzte. Lise empfing ihn sehr freundlich und zeigte ihm das Kind.

„Strammer Junge!" lachte er und kniff ihm in die rosigen Wänglein. „Na, kein Wunder, ist ja auch von mir."

„Du Hansnarr!" lachte Lise. „Du wärst mir gerade der Rechte!"

„Das ist mein Junge!" prahlte er. „Ich bin doch bei dir gewesen in Kaÿs Kleidern. Ich hab mich fein verstellt. Und du bist drauf hereingefallen. Na, darum keine Feindschaft nicht! Gib mir einen Kuß, liebe Schwägerin, und alles ist wieder gut."

„Einen Backs kannst du kriegen, du Esel!" rief sie empört und holte aus. „Du hast wohl deinen Verstand verloren?"

Da wich er zurück, kraute sich hinterm Ohr und fing an, von seiner Reise zu erzählen.

Am Abend kam Kaÿ.

„Willst du wieder mit mir fahren, Simon?" fragte er, als er den Bruder mit einem Handschlag bewillkommte.

„Ich weiß nicht recht," sagte er unschlüssig und warf Lise einen verstohlenen Blick zu.

„Gewiß!" rief sie, als sei nicht das Geringste vorgefallen. „Du fährst wieder als Bestmann."

In der Nacht aber erzählte sie Kaÿ, was Simon für dummes Zeug dahergeredet hätte. Und Kaÿ nickte und sagte nichts dazu.

Die Brüder fuhren wieder zusammen bis zum Herbst. Dann legte Kaÿ den Ewer auf und begann zu knütten. Der Junge wuchs. Simon vertrieb sich den Winter in Hamburg, brachte aber jedesmal ein Spielzeug für das Kind mit.

So kam der Frühling heran. Der Ewer wurde wieder instand gesetzt. Und langsam glitt er mit der Ebbe elbabwärts. Bald stand Kaÿ am Ruder, bald Simon, bald der Schiffsjunge. Am dritten Morgen ritt das wackere Schiff hinter Helgoland durch die langgestreckten Wogen und zerrte dabei an dem Tau der Kurre wie ein wildes Pferd an der Kette.

„Hol auf!" schrie Kaÿ und griff zum Spillspaken.

Simon half drehen, und das Netz kam herauf. Es wurde gelüftet und entleerte seine Schätze aufs Deck. Nun griffen sie mit allen

Fingern zu, um die Beute zu sondern. Die Marktware flog in die Bünn, das übrige über Bord.

Zuletzt lag ein schöner, fünfstrahliger Seestern auf den Decksplanken.

Kaÿ wollte ihn mit einem Fußtritt in die Tiefe schleudern. Aber Simon kam ihm zuvor.

„Den nehm ich mit für meinen Jungen!" entfuhr es ihm.

„Für wen?" fragte Kaÿ und legte die Hand hinters Ohr.

„Für meinen Jungen!" sagte Simon, denn er wollte kein Feigling sein. „Einmal mußt du's ja doch wissen. Das ist mein Junge."

„Du lügst!" schrie Kaÿ, packte ihn vor der Brust und hob den Spillspaken.

„Ich lüg nicht!" rief Simon ganz verdutzt über den unerwarteten Angriff.

„Ich schlag dir den Schädel ein und schmeiß dich über Bord!" brüllte Kaÿ und holte aus. „Sag, daß du lügst!"

Pfui Deibel! dachte Simon. Steht das Ding so, dann will ich lieber lügen.

Er ließ den Seestern an Deck fallen, machte eine beschwichtigende Handbewegung, würgte sich etwas herunter, was ihm in der Kehle saß, und sagte: „Ich lüg. Es ist dein Junge. Du bist doch bei ihr gewesen im Traum!"

Nun erst öffnete Kaÿ seine Faust, ließ ihn los und steckte den Spaken ins Spill. Dann hob er den Seestern auf und legte ihn auf das Lampenhaus zum Trocknen für seinen Jungen.

Als sie acht Tage später in Altona ankamen, sagte Kaÿ zu seinem Bruder: „Wenn du wieder nach der Westküste willst, ich halt dich nicht."

Also fuhr Simon wieder nach der Westküste, sparte fleißig, bis er hundert Dollar zusammen hatte, schickte sie in einem Geldbrief an Kaÿ und schrieb dazu: Für meinen Jungen!

Er konnte es nun einmal nicht laſſen.

„Ich ſchlag den Kerl tot!" brüllte Kaÿ, als er das geleſen hatte, zerknüllte das Geld und warf es in die Ecke.

„Ach ſei doch nicht ſo wild, Kaÿ!" bat ihn Liſe, holte die Scheine heran und glättete ſie. „Es iſt doch dein Bruder. Der wird ſich doch mal einen Spaß erlauben können!"

Und ſie gab Kaÿ einen ſo ſüßen Kuß, daß er unwillkürlich über ſich ſelbſt lächeln mußte. Dann trug ſie das Geld auf die Sparkaſſe für ihre Jungen, denn der zweite war ſchon unterwegs.

Die übrigen vier Bände dieses Werkes:

Der Ring, die erotische Reihe
Der Strauß, die bunte Reihe
Der Fetisch, die religiöse Reihe
Das Schwert, die heroische Reihe

werden in einjährigen Abständen zur Ausgabe gelangen.

Druck: Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner, Weimar

Im Verlage von Carl Reißner, Dresden, ist kürzlich erschienen:

Die fünf Komödien des Marquardt van Vrÿndt

Inhalt: Die dumme Doortje - Der Schrecken des Vermischten - Seine Sekundantin - Venezianische Liebespolitik - Die beiden Stromer

(Als Erster Band der Neuen Maske, eine Dramenfolge, herausgegeben von Dr. Arthur Sakheim und Ewald Gerhard Seeliger)

Literarisches Zentralblatt: Anschaulich und scharf charakteristisch ist in allen fünf Stücken das Milieu getroffen und festgehalten. Die spannende Handlung ist von einem oft barocken, doch echten Humor erfüllt, die Personen sind lebendig hingestellt, der Prosadialog ist gewandt und nach den Personen fein abgetönt. So erscheint als ein an guten Einfällen reicher Dichter und wirksamer Dramatiker der Schalk van Vrÿndt.

Tägliche Rundschau: Die dumme Doortje ist ein flottes Stück aus einem Guß, prächtig in den wie Bilder von Frans Hals und Rembrandt in behaglichem Helldunkel sich abspielenden Wirtshausszenen. S. zeigt hier in glänzend durchgeführter Handlung, in meisterhaft beherrschtem Dialog seine starke, schöpferische Begabung auch für das Drama.

Von Ewald Gerhard Seeliger sind ferner erschienen

bei Ullstein & Co., Berlin:

Peter Voß, der Millionendieb, Roman. 23. Tausend.

bei Georg Müller, München:

Das Paradies der Verbrecher, Roman. 5. Auflage. - Buntes Blut, Neun exotische Humoresken. 5. Auflage. - Mein Vortragsbuch, Ernste und heitere Balladen. - Das Schlesische Werk: I. Bd.: Siebenzehn schlesische Schwänke. 2. Auflage. II. Bd.: Schlesien, Ein Buch Balladen. III. Bd.: Zwischen Polen und Böheimb, Zwanzig Historien. 2. Auflage. - Die Weiber von Löwenberg, Spektakulum in 5 Aufzügen. - Riffe der Liebe, Roman. 2. Auflage. - Top, Sechs heitere Seegeschichten. 3. Auflage. - Meerfahrt, Lustige Verse mit Bildern. - Zurück zur Scholle, Roman. 2. Auflage.

bei andern Verlegern:

Frau Lenens Scheidung, Roman. 5. Auflage. - Mandus Frixens erste Reise, Eine Hamburger Schiffergeschichte. 15. Tausend. - Nordnordwest. Die beiden Friesen, Zwei Inselgeschichten. 13. Tausend. - Hamburg, Ein Buch Balladen. - Der Schrecken der Völker, Ein Weltroman. - Auf Tod und Leben, Novellen. - Chinesen, Vier dramatische Spiele. - Der Stürmer, Roman. - Über den Watten, Roman. - Zwischen den Wäldern, Roman. - Aus der Schule geplaudert. - Leute vom Lande. - An der Riviera.

Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Neuerscheinungen 1914/15

Rudolf Hans Bartsch, ER, Ein Buch der Andacht. Brosch. 3.–, geb. in Halbpergament 4.–.

Rudolf Hans Bartsch, Frau Utta und der Jäger, Roman. Brosch. 4.–, geb. in Leinen 5.–, geb. in Halbpergament 5.50.

Rudolf Hans Bartsch, Ohne Gott, Drama. Brosch. 2.50, geb. 3.50.

Emanuel von Bodman, Das hohe Seil, Novellen. Umschlag von Olaf Gulbransson. Brosch. 3.50, geb. 4.50.

Paul Burg, Die Geschichten der Lena Kalinska, Ein Ostmarkenroman. Brosch. 4.–, geb. 5.–.

Max Dreyer, Der deutsche Morgen, Das Leben eines Mannes. Brosch. 4.50, geb. 6.–.

Otto Ernst, Gewittersegen, Ein Kriegsbuch. Kart. 1.–.

Emil Ertl, Walpurga, Novelle. In imitiert Halbpergament 1.50.

Emil Ertl, Das Lächeln Ginevras. Brosch. 4.–, geb. 5.–.

Georg von der Gabelentz, Das heilige Auge, Eine Geschichte aus dem alten Venedig. Brosch. 3.50, geb. 4.50.

Max Geißler, Die neuen Gedichte. Eleg. kart. 1.–.

Max Geißler, Nach Rußland wollen wir reiten, Roman. Brosch. 3.50, geb. 4.50.

Max Geißler, Die Wacht in Polen, Roman. Br. 3.50, geb. 4.50.

Rudolf Greinz, Die kleine Welt, Tiroler Dorfgeschichten. Br. 4.–, geb. 5.–.

Rudolf Greinz, Äbtissin Verena, Roman. Br. 4.–, geb. 5.–.

Rudolf Greinz, Die eiserne Faust, Marterln auf unsere Feinde. Kart. 1.–.

Rudolf Haas, Matthias Triebl, Die Geschichte eines verbummelten Studenten. Brosch. 4.–, geb. 5.–.

Hans Hart, Wunderkinder, Roman. Brosch. 4.50, geb. 6.–.

Rudolf Heubner, Das Wunder des alten Fritz, Ein fröhlich-ernster Roman. Brosch. 4.–, geb. 5.–.

49
12 P 183,72

Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Neuerscheinungen 1914/15

Robert Hohlbaum, Österreicher, Ein Roman aus dem Jahre 1866. Brosch. 4.–, geb. 5.–.
Theodor Heinrich Mayer, Von Maschinen und Menschen, Novellen. Brosch. 4.–, geb. 5.–.
Max Mell, Barbara Naderers Viehstand, Novelle. Pappband 3.–.
Marx Möller, Wem Gott will rechte Gunst erweisen... Roman. Brosch. 4.–, geb. 5.–.
Adam Müller-Guttenbrunn, Das idyllische Jahr, Ein Sommerbuch. Brosch. 3.–, geb. 4.–.
A. De Nora, Das Soldatenbuch. Illustriert von E. Wilke. Gebunden 3.–.
Peter Rosegger, Gesammelte Werke. III. Abteilung, Band 21–30 in Bibliotheksband und Pappkassette 25.–, in Halbpergament und Pappkassete 40.–.
Karl Schönherr, Der Weibsteufel, Drama. Brosch. 2.50, gebunden 3.50.
Horst Schöttler, Zwischen zwei Kriegen, Roman. Brosch. 4.–, geb. 5.–.
Horst Schöttler, Neunzehnhundertvierzehn in Briefen und Feldpostbriefen. Brosch. 2.–, geb. 3.–.
Horst Schöttler, Zur kurzen Rast. Kart. –.50.
Paul Schreckenbach, Der deutsche Herzog, Roman. Br. 4.–, geb. 5.–.
Karl Hans Strobl, Der wilde Bismarck, Roman. Brosch. 4.–, geb. 5.–, Liebhabereinband 7.–.
Karl Hans Strobl, Ein gute Wehr und Waffen, Mein Kriegstagebuch. Kart. 1.–.
Hans Watzlik, Der Alp, Roman. Brosch. 4.–, geb. 5.–.
Anton Wildgans, Armut, Drama. Brosch. 3.–, geb. 4.50.